NEDL TRANSFER
HN 4VDT V

KF 26301
20,36.

I 348

Westermann
37

Betrachtungen

über

Heerwesen und Kriegführung.

Von

A. von Boguslawski,
Generallieutenant z. D.

Mit Skizzen im Text und 4 Kartenbeilagen.

Berlin 1897.
Verlag von R. Eisenschmidt.
Verlagsbuchhandlung für Militärwissenschaft.
Im Offizier-Verein.

VII 2

KF26091

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Dieſes Buch ſoll keineswegs einen ſyſtematiſchen Aufbau der Organiſation eines Heeres, der Lehre von der Kriegführung, der Strategie und Taktik enthalten. Wir haben von älteren Schriftſtellern, welche die Art der Kriegführung Napoleons I. als Grundlage ihrer Darlegungen annahmen, Jomini, Williſen und vor Allem Clauſewitz. Während und nach der Kriegsepoche König Wilhelms I. hat ein neues Geſchlecht die Kriegführung, Strategie, Taktik, die Philoſophie des Krieges, die Ausbildung der Truppen, die Technik der Waffen, auf zum Theil neuen Wegen, behandelt. Die Kriegsgeſchichte iſt von dem großen Generalſtabe und von Einzelnen eifrig gefördert worden. Treffliche Biographien bedeutender Kriegsmänner, vielfach auch von Fachhiſtorikern, ſind herausgegeben worden.

Das hier vorliegende Buch iſt vielmehr — wie ſchon ſein Titel beſagt — betrachtender Natur, und bin ich darauf ausgegangen, unter geſchichtlichen Rückblicken und Vergleichen mit der Vergangenheit, die Zuſtände und Erſcheinungen zu erörtern, die ich für Gegenwart und Zukunft betrachtenswerth halte.

Dabei will ich es mir angelegen ſein laſſen, der Ueberhebung entgegenzutreten, mit der man von vielen Seiten jetzt auf die Heere der Vergangenheit — insbeſondere die des 18. Jahrhunderts — glaubt herabſehen zu können, ohne ſich über die Mängel der jetzigen Wehrverfaſſungen, welche ſich bereits gezeigt haben und ſich früher oder ſpäter in noch höherem Grade zeigen werden, klar zu ſein.

Die äußere und innere Politik greifen nicht nur in den Krieg ſelbſt, ſondern auch in die Heeresverfaſſungen ein. Die politiſchen

und socialen Zustände sowie die Kulturzustände jedes Landes äußern eine tiefgehende Einwirkung auf das Heerwesen. Wenn man sich also mit der Wirklichkeit, d. h. mit thatsächlich existirenden Heeren beschäftigen will, so kann man die politischen Verhältnisse nicht außer Acht lassen.

Der erste Hauptabschnitt dieses Buches wird sich daher hauptsächlich mit der inneren und äußeren Verfassung der Heere und Heereszustände von sonst und jetzt beschäftigen; der zweite Betrachtungen über Kriegführung und Strategie enthalten; der dritte ist der Taktik und Gefechtsleitung gewidmet worden.

Im zweiten Hauptabschnitt habe ich mich besonders bemüht, in den Streit der Meinungen über Napoleonische, Friedericianische und Moltkesche Kriegführung und Strategie aufklärend einzugreifen.

Was ich in diesen Betrachtungen an Kriegsgeschichte bringe, soll nicht Selbstzweck sein, sondern zur Begründung der oder jener Ansicht und zur Erörterung schwebender Fragen dienen. Diese Abschnitte machen daher auch nicht den Anspruch, Ergebnisse neuer geschichtlicher Forschung zu sein, wenn ich mich auch überall der neuesten Quellen bedient habe. Nur in dem über St. Privat—Gravelotte Berichteten habe ich die mir mit Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellten Akten des Kriegsarchivs und schriftliche Mittheilungen mehrerer hochgestellter Befehlshaber benutzt.

Wenn ich ebenfalls von „Moltkescher Strategie" spreche, so kann dies dem Ruhm unseres großen Kaisers, der unzweifelhaft seine Armeen selbst befehligte und leitete, keinen Abbruch thun. Das Verhältniß des Königs zu seinem Chef des Generalstabes war ein ganz eigenartiges und unterschied sich scharf von dem Napoleons I. und Berthiers. Napoleon gab seine Befehle, und Berthier arbeitete sie aus. Moltke aber unterbreitete seine Gedanken und Vorschläge dem Könige und erließ, nach eingeholter Entscheidung, seine Direktiven, Aufträge und Befehle. Moltke ist es auch gewesen, der die Erfolge unserer Heeresleitung durch Darlegung seiner Ideen, die Aufstellung von Operationsentwürfen und die Schulung des Generalstabes vorbereitete. Man kann daher bei Betrachtung dieser Dinge mit Recht von Moltkescher Strategie sprechen. —

Berlin, April 1897.

von Boguslawski.

Inhaltsverzeichniß.

Vorwort.

I. Hauptabſchnitt.

Vom Heer.

Seite

I. **Der Krieg als Elementarerſcheinung im Völkerleben** 1

II. **Politik und Krieg** 2

Aeußere und innere Politik im Zuſammenhange S. 3—4. Hülfsmittel der Politik S. 4. Staatsmann und Feldherr S. 4—5. Wechſelwirkung von Politik und Krieg S. 6. Kabinets- und Nationalkriege S. 7. Neue Grundlage der Politik im 19. Jahrhundert S. 7—8. Einwirkung der äußeren und inneren Politik auf die Kriegshandlung S. 8—9.

III. **Staatsverfaſſung und Heeresverfaſſung** . . . . . .

Hauptformen S. 9. Zuſammenhang des Heeres mit dem Volke S. 10—11. Verhältniß der Staatsoberhäupter zur Armee S. 13—15. Einheitsheere und Bundesheere S. 15—16.

IV. **Nationalitäten, Racen und Heere** 17

Einwirkung der Nationalität S. 17—21. Einwirkung und Eigenſchaften der europäiſchen Racen S. 21—26.

V. **Kriegeriſcher Geiſt. Militäriſcher Geiſt** 26

Triebfedern des kriegeriſchen Geiſtes S 27—28. Möglicher Verfall deſſelben durch die Lehren der Socialdemokratie, der Freunde des ewigen Friedens, falſche Humanität, aber auch durch Brutalität, Kaſtengeiſt, Verweichlichung S. 27—30. Das Berufs-Offizierkorps Träger des kriegeriſchen Geiſtes S. 30—31. Der kriegeriſche Geiſt beſiegt die menſchlichen Schwächen S. 32—33. Der militäriſche Geiſt. Seine Ausbildung in Preußen 34—35. Verwechſelung des kriegeriſchen Geiſtes mit dem Chauvinismus und des militäriſchen mit dem Militarismus S. 35—37.

VI. **Mannszucht.** (Disciplin.) **Militäriſche Ehre. Korpsgeiſt** . . . 37

Grundlagen der Disciplin S. 37. Befehl und Gehorſam S. 38—39. Gerechte Behandlung. Der militäriſche Ehrbegriff S. 40—41. Legion und Regiment S. 41. Einfluß der Perſönlichkeit S. 41—42.

Seite

VII. **Vergleich der Armeen verschiedener Zeiten** 43

Zweck des Vergleichs S. 43. Die preußische Armee unter Friedrich dem Großen S. 43. Kantonverfassung. Beurlaubungen S. 44. Das Offizierkorps und der Adel S. 45—46. Geist des Offizierkorps und der Mannschaft S. 47—50. Verwaltung S. 50. Zusammensetzung, Eintheilung S. 51—52. Die Armee Napoleons I. S. 53. Rekrutirung S. 53—54. Geist der Armee S. 54—57. Dienstzeit. Garde S. 58—59. Verhältniß Napoleons zur Armee S. 59. Die Generale. Die niederen Offiziere S. 60—61. Das Heer Wilhelms I. S. 62. Grundlagen seiner Verfassung S. 62—63. Zusammensetzung und Geist. Einwirkung der politischen Lage in Deutschland S. 64. Stellung des Offizierkorps zu den anderen Ständen. Ergänzung desselben S. 64—65. Die verschiedenen Stände in der Armee S. 66—67. Wahlrecht. Duell. Kasinos. Einfaches Leben S. 68. Dienstbetrieb S. 69—70. Die Garde. Ihre Zusammensetzung. S. 70—71. Geist des Heeres. Einwirkung der Person des Königs S. 72—74.

VIII. **Ueber Heereszustände der Gegenwart und Zukunft** 74

Gleichartigkeit der Heeresverfassungen. Verstärkung der Heere. S. 74—75. Die Dienstzeitfragen. Die Dispositionsbeurlaubungen und die Ersatzreserven. Einführung der zweijährigen Dienstzeit S. 76—77. Die 4. Bataillone und ihre Umwandlung S. 78—79. Siehe auch Anhang. Ergebnisse der zweijährigen Dienstzeit. Angebliche Uebelstände derselben. Ueberbürdung mit Dienstzweigen. Abhülfevorschläge S. 80—83. Betrachtung über Kriegserfahrung S. 84—86. Die social-revolutionäre Partei in verschiedenen Ländern S. 87—90. Die auflösenden Einwirkungen auf das Heer S. 89—92.

II. Hauptabschnitt.

Kriegführung und Strategie.

IX. **Die Kriegführung** 93

Allgemeine Begriffe. Die Strategie nur ein Theil der Kriegführung S. 93. Die Strategie Lehre der Erfahrung, — ihre Ausführung die Kunst. Einfluß der Politik S. 94. Mittel der Kriegführung. Einfluß der Eisenbahnen, der Geldwirthschaft, der Wehrpflicht S. 95—100. Mobilmachungspläne und Bündnisse S. 101—102.

X. **Die Strategie** 103

Operationen. Operationsbasis S. 103—104. Operations- und Verbindungslinien. Operationspläne. Moltkes und Napoleons Bemerkungen über einen „Plan". Grundgedanke desselben S. 105—106. Der Operationsentwurf und die politische Lage S. 106. Die Operationsentwürfe und Denkschriften Moltkes 106 u. folg. Der Operationsentwurf des Erzherzogs Albrecht 1870 S. 111—116. Zusammensetzung der Korps. Kavalleriedivisionen S. 117—118. Grundsätze der Strategie. Anwendung derselben. Kunst und Hand-

Seite

werkszeug S. 118—119. Innere und äußere Linien. Kritiker des Feldmarschalls Moltke S. 119—122. Forderung eines neuen strategischen Systems. Getrennt marschiren, vereint schlagen. Vergleich des Vormarsches Napoleons vor Jena mit dem der Deutschen gegen Metz S. 123—126. Versammlung vor der Schlacht und auf dem Schlachtfelde S. 127 und folg. Kein einseitiger Aufbau nach den Erfahrungen von Königgrätz und Sedan S. 129—133. Keine zwiefache strategische Lehre S. 133—136. Wechselwirkung von Strategie und Taktik S. 136—139. Aufklärung im Kriege und beim Manöver S. 139—141.

III. Hauptabschnitt.

Die Taktik.

XI. Die Waffengattungen in ihrer jetzigen Wirksamkeit und ihrem gegenseitigen Verhältniß 142

Taktik der Infanterie. Ihre Gefechtsformationen S. 143—150. Verwerthung der Waffe. Feuerleitung S. 151—154. Taktik der Artillerien S. 155. Die Wurfgeschütze im Felde. Das Zukunftsgeschütz S. 155—157. Stellungswechsel. Verdecktes Feuer. Reserve S. 157—160. Die Kavallerie. Ausbildung und Bewaffnung S. 161—163. Taktik auf dem Schlachtfelde S. 163—166. Befähigung zu höheren Stellungen S. 166 u. folg.

XII. Truppenführung und Gefechtsleitung 168

1. Marsch- und Anmarschformationen S. 170—181. Ueber Avantgarden S. 181. Vorzüge massirter Formationen beim Anmarsch und für schnelle Entwickelung S. 181—184.
2. Wagram. Hergang der Schlacht. Betrachtung der dort angewendeten Formationen beim Anmarsch und Entwickelung im Vergleich zur Gegenwart S. 185—202.
3. Ligny. Hergang der Schlacht. Dieselbe Betrachtung S. 202—209.
4. Bewegungen zur Schlacht bei Gravelotte—St. Privat S. 209—214.
5. Die große Gefechtsleitung erläutert durch Vergleich von Gravelotte und Wagram S. 214.

Sachlage vor der Schlacht S. 215. Absicht Moltkes S. 216. Angriff des 9. Korps S. 217. Ist die Schlacht geleitet? S. 218—219. Befehle des G. H. Q. und der II. Armee S. 220. Beurtheilung des Angriffes 9. Korps S. 221—222. Charakterisirung des Kampfes und der Leitung bei der I. Armee S. 223—225. Angriff des 2. Korps S. 225. Vergleich der Leitung bei Wagram 5. 7. 1809 mit der des Großen Deutschen H. Q. S. 227—228. Verhalten des Gardekorps und der Sachsen S. 228—231. Angriff des Gardekorps. Verhalten der Artillerie. Bemerkungen S. 231—234. Eingreifen der Sachsen S. 235. Bemerkungen S. 236—237. Verhalten des G. H. Q. S. 238. Vergleich der Leitung Napoleons am 6. 7. 1809 mit der König Wilhelms.

Seite

XIII. **Selbständigkeit. Selbstthätigkeit. Befehl. Auftrag** 240

Historische Entwickelung der Initiative in der preußischen und deutschen Armee S. 240—249. Das Auftragsverfahren und seine Ausartung S. 250—253. Persönliches Eingreifen der Führer S. 254—257.

XIV. **Die Schlacht in Gegenwart und Zukunft** 258

Organisation der Angriffs-(Süd-)Armee. Ihr Anmarsch S. 258—259. Erkundung der feindlichen Stellung S. 260. Gefechtsbefehl S. 261. Die Vertheidigungs-(Nord-)Armee. Gefechtsbefehl derselben S. 261—262. Gedanke der aktiven Vertheidigung S. 262. Entwickelung des Artilleriekampfes in der Front. Die Haubitzbatterien bleiben zurück S. 263—264. Fortnahme der Vorstellungen der Nordarmee. Wechselnder Kampf um dieselben. Erfolgreicher Angriff einer Kavalleriebrigade (Nord) S. 264—268. Die Umgehungskolonne der Südarmee durch Gegenstoß zum Weichen gebracht S. 269. Angriffsbefehl der Südarmee. Großer Angriff in der Front. Verwendung der Haubitzbatterien, des Fesselballons. Rangirung des Angriffs. Art des Vorgehens. Die Gegenmaßregeln der Südarmee. Gelingen des Angriffs S. 270—276. Betrachtungen über die fingirte Schlacht S. 276—284.

XV. **Ueber Manöver** 285

Verhalten der Schiedsrichter. Bestimmungen über Waffenwirkung S. 285—286. Ueber Anlage von großen Manövern und deren nutzbringende Gestaltung.

Schlußwort 288

Anhang 290

Ueber Reuformationen und Stärkeausgleich S. 290. Ueber zweijährige Dienstzeit S. 291—292.

Berichtigungen und Ergänzungen.

Seite 28 Zeile 2 von oben schalte ein **„ferner darin“.**
„ 49 „ 19 von oben lies für „sie“ **„es“.**
„ 62 Anmerkung 1 lies für „Einzelner“ **„Oesterreichs“.**
„ 74 letzte Zeile streiche „sei es“.
„ 78 3. Absatz siehe Anhang.
„ 81 siehe Anhang.
„ 131 Zeile 14 von oben lies für „von“ **„vor“.**
„ 208 „ 4 von oben lies für „sind“ **„ist“.**
„ 217 „ 12 und 13 von oben streiche den Satz „Das 12. Korps sollte auf St. Marie aux Chênes vorgehen“.
Seite 270 Zeile 13 von oben lies für „3“ **„2“.**
„ 270 „ 26 von oben lies für „3“ **„2“.**

I. Hauptabschnitt.

Vom Heere.

I. Der Krieg als Elementarerscheinung im Völkerleben.

Der Kampf ist ein in der ganzen Natur waltendes Gesetz. Der Mensch macht hiervon keine Ausnahme, denn er steht innerhalb der Natur; ihre Grundgesetze gelten für ihn wie für jedes andere Geschöpf.

Sobald der Wille des Menschen, sei es in der Durchführung von Gedanken, sei es zur Wahrung stofflicher Interessen, mit dem eines Anderen in Gegensatz geräth, tritt der Kampf in sein Recht.

Der Kampf kann nun ein geistiger oder ein körperlicher sein.

In den Urzeiten dauerte ein geistiger Kampf sicherlich nicht lange, man ging sehr bald zur Gewalt über. Sehr oft auch fiel die Anwendung der Gewalt sofort mit dem geistigen Kampfe zusammen.

Nachdem die Kultur und Gesittung Fortschritte gemacht hatten, ging dem körperlichen Kampf stets ein geistiger voran. Oft wirkten die geistigen Kampfesfaktoren Jahrzehnte, ja Jahrhunderte lang gegeneinander, ehe man zur Anwendung der Gewalt schritt, oft aber auch, vorzüglich bei Wahrung der Machtverhältnisse, ging man sehr schnell hierzu über.

Gewaltanwendung fand immer statt, wenn die Gegensätze ihrer Natur nach unversöhnliche waren, oder die stofflichen Interessen der einen oder der anderen Partei absolut schädigten.

Der Kampf unter Sippen und Stämmen wird meist als Fehde, der unter Völkerschaften und Staaten meist als Krieg, der Kampf unter Parteien im Staate als Bürgerkrieg bezeichnet.

Der Krieg ist also eine nothwendige Elementarerscheinung im Völkerleben. Der Mensch hat diese Erscheinung in gewisse Grenzen zu bannen vermocht. Verschwinden aber wird dieselbe niemals, denn selbst innerhalb der Staaten werden sich im Laufe der Zeiten unversöhnbare Gegensätze ergeben, welche zur Anwendung der Gewalt führen müssen. Wieviel mehr aber würde dies der Fall sein, wenn man die Idee internationaler Schiedsgerichte jemals verfolgen sollte. Denn wie die Gerichte innerhalb eines Staates ihrem Rechtsspruch doch auch nur durch das Drohen mit der Gewalt oder durch diese selbst Geltung verschaffen können — durch die bewaffnete Macht des Staates, führe sie einen Namen, welchen sie wolle — so würde die Ausführung der Schiedssprüche auch des öfteren der Gewalt nicht entbehren können, und das wäre — der Krieg.

Die Einwirkungen des Krieges auf die weltgeschichtliche Entwickelung, die Bildung von Staaten, Nationen, den Kulturzustand der Völker, das ethische Moment der Allgemeinheit und des Einzelnen sind oft auseinandergesetzt worden. Die Einen betonen die Nachtheile und Schreckuisse des Krieges, die Anderen seine Vorzüge, d. h. den Vollzug nothwendiger Aenderungen im Staats- und Völkerleben, die Stählung und Erhebung der menschlichen Seele durch die im Kriege zu bewährenden moralischen Eigenschaften, welche man unter dem Namen Heldenthum zusammenfassen kann, die nothwendige Unterbrechung des Friedenszustandes, welcher, unendlich ausgedehnt, eine Erschlaffung jener edlen menschlichen Kräfte und ein gänzliches Versinken in rein stoffliche Interessen zur Folge haben müßte. Die richtige Abwägung jener Faktoren in der Praxis nun geschieht durch eine gesunde Politik.

II. Politik und Krieg.

Als Politik im engeren Sinne kann man das Wirken der im Mittelpunkt des Staatslebens stehenden Männer, der Monarchen oder anderer Staatsoberhäupter, der Staatsmänner als Beamte des Staates, der Parlamentarier als Parteimänner von Einfluß, endlich auch bedeutender politischer Schriftsteller betrachten; im weiteren Sinne aber muß man als Politik auch die Mitwirkung aller Staatsbürger an den Staatsgeschäften, soweit die Verfassung des Landes sie gestattet und fordert, bezeichnen.

Man unterscheidet äußere und innere Politik. Unter der

ersteren versteht man das staatsmännische Wirken in den Beziehungen des Staates zu anderen Staaten; unter der inneren Politik die Einwirkung der Regierung, des Parlaments und des Volkes selbst auf die Verhältnisse des eigenen Staates.

Die Ausübung der äußeren Politik liegt in absoluten und verfassungsmäßigen Monarchien in den Händen der Regierung, in den letzteren wird jedoch die Volksvertretung, je nach den Bestimmungen der Verfassung oder nach den parlamentarischen Ueberlieferungen, einen größeren oder geringeren Einfluß ausüben. In republikanischen Staaten hängen die wichtigsten Akte der äußeren Politik, also z. B. die Erklärung des Krieges, von der Zustimmung des Parlaments, bezw. des ganzen Volkes ab, wie es in der Schweiz der Fall ist.

Die äußere und innere Politik bilden nun aber keineswegs ganz getrennte Fächer, sondern die eine kann auf die andere ganz bedeutend einwirken, ja es kann vorkommen, daß die eine vollständig von der anderen abhängt.

So ist es oft dagewesen, daß unhaltbare Zustände im Staate selbst, sei es eine schlecht gegründete monarchische Gewalt, sei es eine wüste Anarchie, oder die Eigensucht einer Partei, den Krieg als Auskunftsmittel, als Ableiter ergriff, zu dem Zweck, sich zu behaupten, eine Säbelherrschaft zu gründen oder im Trüben zu fischen. So z. B. die Napoleonische Regierung 1870, so die französische Nationalversammlung 1792 bei der Kriegserklärung gegen Oesterreich. Werden die moralischen und äußeren Kräfte einer Nation durch eine ungesunde innere Politik nicht gehörig entwickelt oder gar geschädigt, so wird dies einen unheilvollen Einfluß auf den Gang der äußeren Politik ausüben. Unsicherheit und Schwankungen, Schwäche und Uebereilungen werden die Folge sein. Geräth man dabei nolens volens in einen Krieg, so wird, falls nicht ein gewaltiges Feldherrntalent die Ungeschicktheit der Politik wieder gut macht, die Kriegführung unenergisch und schwankend sein und üble Friedensschlüsse zur Folge haben. Beispiele hierfür sind die Geschichte der Jahre 1806 und 1807 für Preußen, 1870 für Frankreich, 1796 für Venedig, 1859 und 1866 für Oesterreich

Hat dagegen ein Staatswesen sich durch eine das allgemeine Wohl, das Staatsgefühl und Selbstbewußtsein des Volkes fördernde innere Politik günstig entwickelt, tritt hierzu nun einer jener großen Gedanken, wie sie in der Geschichte unseres Geschlechtes hin und wieder mit weltbewegender Kraft erscheinen, einer jener

Gedanken, die absolut ihre Verwirklichung widerstrebenden Mächten gegenüber verlangen, — wie z. B. der deutsche Einheitsgedanke — so sind die Bedingungen gegeben, unter welchen die Führung einer thatkräftigen äußeren Politik möglich ist. — Ein Beispiel hierfür ist Preußen, als es 1866 seine Siegesbahn betrat. — Die bewegenden fruchtbaren Gedanken allein thun es freilich nicht. Man muß sie zu benutzen verstehen; sie werden oft in zweck- und ziellosen Bewegungen verpuffen und sich abnutzen, wenn nicht eine gewaltige Persönlichkeit das Steuer ergreift.

In demokratischen Staaten wird die Volksstimmung bei Niederlagen der Heere durch vorzeitiges Urtheil, Verrathsgeschrei u. s. w. einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Kriegführung ausüben können — andererseits sehen wir in der großen Revolution, daß die Guillotinirung der unglücklichen Heerführer einen verzweifelten Antrieb auf das Verhalten Anderer ausübte. Beide Ergebnisse stammten von den im Innern obwaltenden Zuständen her.

Die Politik nun hat mannigfache Hülfsmittel. Diese bestehen in den Staatswissenschaften, in der Kenntniß der Gesetzgebung, der Verwaltung, Geschichte des Landes und des Charakters der Nation. Sie ähnelt darin der Krieg- und Truppenführung, welcher ebenfalls verschiedene Wissenschaften zur Grundlage dienen. Die Leitung der Politik eines Staates berührt sich mit der Feldherrnkunst insofern, als sie — insbesondere die äußere Politik — mit den Machtverhältnissen, mit dem inneren Gehalt der Staaten und Völker sorgfältig rechnen muß. Auch in der Anwendung der Mittel lassen sich mancherlei Berührungspunkte herausfinden, vor Allem aber in der Betrachtung der geistigen Eigenschaften, die der Staatsmann und der Feldherr nöthig haben.

Unter diesen steht der Charakter allen voran. Die Befähigung, das Material richtig zu schätzen, mit dem sie arbeiten müssen, ist eine zweite große Eigenschaft, die Beiden durchaus nöthig ist. Irrt sich der Staatsmann z. B. in dem Charakter des Monarchen, dessen erster Rathgeber er ist, oder sind die Voraussetzungen über den Zustand des Staates unrichtig, so ist eine Durchführung seiner Pläne unmöglich; ebenso wird der genialste Feldherr, der den Geist seiner Armee und die Leistungsfähigkeit der Truppen absolut verkennt, seine Entwürfe scheitern sehen.

Der leitende Staatsmann hat keineswegs nöthig, jeden Zweig der Staatsverwaltung in seinen Einzelheiten zu kennen, er kann sich getrost auf tüchtige Hülfsarbeiter verlassen, aber er muß über

die leitenden Grundsätze seiner Politik, über die hauptsächlichsten Bedürfnisse des Volkes im Klaren und über die Geschichte des Staates genau unterrichtet sein. Der Feldherr muß genauer mit den Einzelheiten der Hülfsmittel — vor Allem mit dem Dienstbetrieb der Truppe und ihrer Fechtweise — bekannt sein, denn im Kriege üben diese unter Umständen eine entscheidende Wirkung aus, aber auch dies hat eine Grenze, die Clausewitz sehr richtig schildert. Beim Staatsmann und beim Feldherrn kann ein zu großes Beschäftigen mit den Einzelheiten der Fächer oft von sehr nachtheiligem Einfluß sein. Er verliert den Ueberblick über die ganze Aktion und sieht sich vielleicht an einem Nebenpunkte Sieger, während die Hauptstellung schon vom Gegner genommen ist. Wenn wir nun den Vergleich zwischen den Leitern der Politik und des Krieges noch weiter ausdehnen, so hört die Thätigkeit des Staatsmannes während des Krieges selbstverständlich nicht auf, aber sie wird zum großen Theil von den Geschicken des Krieges abhängen und wird erst hauptsächlich wieder nach einer entscheidenden Wendung des Krieges zur Geltung gelangen, insbesondere aber bei den Friedensunterhandlungen.

Der Feldherr seinerseits ist oft gezwungen, auf die politischen Verhältnisse in seinen Entwürfen und Anordnungen Rücksicht zu nehmen. Er muß also ein Mann von politischem Verständniß sein. Als das deutsche Oberkommando Ende August 1870 sich entschloß, der Armee die Richtung nach Norden zu geben, welche schließlich nach Sedan führte, wirkte zu diesem Entschluß die Ueberzeugung mit, daß Napoleon, der politischen Zustände in Paris wegen, es nicht wagen werde, die Armee von Châlons nach Paris zurückzuführen, ohne etwas zur Rettung Bazaines gethan zu haben, was sich als richtig erwies. Das deutsche Oberkommando bewies somit richtiges politisches Verständniß.

Wenn der leitende Staatsmann eine ungeheure Verantwortlichkeit trägt, so ist die des Feldherrn in dem Ausnahmezustand des Krieges eine noch größere, noch schwerer auszuübende, unmittelbarere. Denn er muß nicht nur der Gegenwirkung des Feindes begegnen — dies muß der Staatsmann ebenfalls — sondern er thut es auch unter den erschwerendsten Umständen. Die Entscheidung über das Wohl und Wehe des Staates, seines Vaterlandes und des ihm unterstellten Heeres ist in seine Hand gelegt, und seines Geistes Klarheit muß er sich unter den Gefahren und Schrecknissen des Krieges bewahren. — Vortheilhaft wird es stets

sein, wenn die Leitung der Politik und die Kriegführung in einer Hand vereinigt ist, wie dies z. B. bei Friedrich dem Großen und Napoleon I. unbedingt der Fall war.

Krieg und Politik stehen also in beständiger Wechselwirkung. Falls die politische Leitung die Gedanken, welche die Zeit bewegen, richtig benutzt, ihnen eine praktische Gestaltung verleiht und sie auf ein bestimmtes Ziel hinleitet, so wird sie eine der geistigen Triebfedern schaffen, welche Nation und Heer mit Selbstvertrauen und dem festen Willen erfüllen, Alles daran zu setzen, um dieses Ziel zu erreichen. Die Schwierigkeit wird nur immer dabei sein, richtig zu beurtheilen, welches die wahren bewegenden Kräfte der Zeit sind. Kann die Politik dabei eine sofortige Begeisterung hervorrufen, um so besser. Aber selbst wenn dies nicht der Fall ist — wie z. B. im Anfang des Krieges von 1866 in Preußen — so wird die Erkenntniß, daß Kühnheit und Thatkraft die Politik leiten, immer Vertrauen und Willenskraft im Volke erwecken.

Betrachtet also eine Nation die Verwirklichung eines Gedankens als Ziel der äußeren Politik, wie die Deutschen in dem Zeitraum von 1815 bis 1870 die Herstellung ihrer nationalen Einheit, oder wie die Franzosen seit 1871 die Rückeroberung des Elsaß, wie Preußen von 1807 bis 1813 die Befreiung des Landes — so verleiht dies der politischen Handlung einen Antrieb, welcher auch belebend und kräftigend auf die Vorbereitungen zum Kriege und auf den Krieg selbst einwirken wird. Die satten Völker sind gewöhnlich friedlich gesinnt, diejenigen, welche noch etwas verlangen, neigen naturgemäß zur kriegerischen Thätigkeit.

Ungerechter Angriff kann allerdings die oben geschilderten kriegerischen Impulse bei dem Angegriffenen ersetzen, falls er sich im Frieden überhaupt kriegerischen Geist in des Wortes richtiger Bedeutung bewahrt hat. Große Staatsmänner werden alle diese Momente zu benutzen verstehen, und die Erscheinung eines solchen ist in Zeiten socialer und politischer Umwälzungen oder nationaler Neugestaltungen die Bedingung für eine glückliche Entwickelung der Dinge.

Die Politik arbeitet nun in verschiedenen Zeiten mit verschiedenen Mitteln.

Es ist unrichtig, wenn man die Politik des 18. Jahrhunderts als eine solche darstellt, welche ganz allein die Interessen der regierenden Häuser im Auge gehabt hätte und somit auch die

Kriege dieser Zeit als „Kabinetskriege" kennzeichnet, im Gegensatz zu den „Nationalkriegen" des 19. Jahrhunderts. Es erscheint fehlerhaft — wie ich schon in meinem Buch „Der Krieg und seine Bedeutung für Staat und Volk" nachwies — die Kriege derartig in bestimmte Rubriken einschachteln zu wollen. So waren die Kriege Englands und Hollands im 17. und 18. Jahrhundert ebenfalls Nationalkriege, insofern das ganze Volk den Krieg als mit seinen Interessen verwachsen fühlte. Wenn auch das Interesse der Herrscherhäuser in den Kriegen des Festlandes eine sehr große Rolle spielte, kann man doch keineswegs behaupten, daß diese von denen des Staatswesens und der Völker ganz getrennt gewesen wären. Die Fürsten fühlten sich gewiß oft in gutem Glauben dazu berufen, zu den Waffen zu greifen, sei es, um ihren Staat weiter zu entwickeln, nothwendige Erwerbungen zu machen, seinen Handel zu schützen oder ihn vor der Vernichtung — wie Friedrich 1756 that — zu bewahren.

Auch die Aeußerung von Clausewitz, die Kriege des 18. Jahrhunderts wären eine reine Privatsache der Fürsten gewesen, ist in ihrer Allgemeinheit nicht richtig. Der siebenjährige Krieg war für Preußen eine Nationalsache geworden. Das Volk fühlte sich unbedingt als Nation, und ist dies durch die mehrfach freiwillige Antheilnahme desselben am Kampfe erwiesen.

Als eine rein einseitige und krasse Vertretung der Interessen der Herrscherhäuser kann man nur die Ueberlassung deutscher Truppen durch die betreffenden Landesherren an die Engländer zum Kampfe gegen Amerika bezeichnen, welche, man mag zur Entschuldigung vorbringen, was man will, als eine stete Schmach des deutschen Namens gelten muß.

Ebensowenig aber wird man Napoleons I. Feldzug gegen Rußland, 1812, einen Nationalkrieg nennen können.

Festgestellt ist aber freilich, daß die Politik seit Ende des 18. Jahrhunderts und im 19. auf eine ganz neue Grundlage gestellt wurde. Die Interessen der Herrscherhäuser treten zurück gegen die der Völker. Diese sind durch die Erweckung der Ideen der politischen Freiheit in der französischen Revolution und des Nationalgefühls zu den maßgebenden Faktoren erhoben, mit denen die Politik zu rechnen hat.

Durch die nationalen, politischen und socialen Gegensätze sieht sich die Politik der Gegenwart vor Aufgaben gestellt, welche die des 18. Jahrhunderts überragen. Es handelt sich jetzt nicht nur

um den Verlust oder Gewinn einiger Provinzen, sondern auch die Vernichtung von Staaten, die Unterdrückung von Völkern, zum Mindesten die Vernichtung der Entwickelung einer Nation, die Einbuße ihrer politischen Machtstellung sind oft schon die Folgen einer verfehlten Politik und eines unglücklichen Krieges gewesen und werden es auch fernerhin sein. Das ungeheure Aufgebot von Kräften, welches ein künftiger Krieg erheischen wird, muß den betreffenden Ländern unübersehbare Opfer auferlegen.

Diese Erwägungen zwingen die äußere Politik in der Gegenwart zu doppelter Vorsicht, und diese äußert sich wieder in Verstärkung der eigenen Kräfte durch Bündnisse und einer inneren sorgfältigen Ausgestaltung der Heeresverfassungen und der Bereitstellung genügender Streitkräfte. Diese politische Lage also und die Vorbereitungen zur Kriegführung wirken gegenseitig aufeinander ein. Ein schlechtgerüsteter Staat wird niemals eine kräftige äußere Politik führen können. Nichts aber kann schädlicher sein, als wenn die eigene Politik während des Krieges der entscheidenden kräftigen Kriegshandlung Fesseln anlegt, wie es z. B. in den Feldzügen Deutschlands von 1848/49 gegen Dänemark der Fall war. Entschließt man sich zum Kriege, so ist die schleunige Niederwerfung des Gegners auch die beste Politik.

Auf die strategische Leitung — die Leitung eines Heeres auf dem ganzen Kriegsschauplatz — hat die Politik sehr oft bestimmend eingewirkt. Wir führen nur ein Beispiel neuerer Zeit an. Als General von Falkenstein die Bayern 1866 bei Kissingen geschlagen hatte, verfolgte er sie nicht gegen Würzburg, sondern wandte sich gegen Frankfurt a. M. um, einer Depesche Bismarcks folgend, mit Rücksicht auf den etwaigen Friedensschluß möglichst werthvolle Objekte in der Hand zu haben.

Aber sogar auf die taktische Kriegshandlung, das Gefecht, haben politische Erwägungen hin und wieder Einfluß gehabt.

Am Abend der Schlacht von Belle-Alliance entschließt sich Napoleon, anstatt einen damals vielleicht noch möglichen geordneten Rückzug anzutreten, einen letzten Versuch zur Sprengung des englischen Centrums mit seiner alten Garde zu machen, obgleich die Preußen seit Stunden um das in seiner rechten Flanke gelegene Plancenoit kämpfen, und ihre Geschosse bereits seine Rückzugsstraße bestreichen. Die Folge dieses Entschlusses war die Auflösung seiner noch zu Mittag so prächtigen Armee. Abgesehen von militärischen Erwägungen bestimmte ihn hierzu offenbar die

politische Lage im Innern. Eine Rückkehr nach Frankreich ohne entscheidenden Sieg wäre das Zeichen zur Erhebung der ihm feindlichen Parteien gewesen. Deshalb spielte er va banque.

„Ihre legitimen Monarchen befinden sich in einer andern Lage," sagte er einst zu Metternich. „Sie können Schlachten und Feldzüge verlieren. Doch der Parvenu darf es nicht."

Die Handlungsweise des Generals von Kirchbach, welcher gegen den ausdrücklichen Befehl des Kronprinzen bei Wörth das Gefecht nicht abbrach, basirte auch zum Theil auf der politischen Erwägung, daß die Franzosen eine Siegesdepesche in die Welt gesendet haben würden, die auf die Haltung Oesterreichs und Italiens für uns von recht nachtheiligem Einfluß hätte sein können.

Sollte eines Tages der Krieg, ungeachtet aller Friedensbestrebungen, seine Fackel aufs Neue in Europa schwingen, dann wird es, wie 1866 für Preußen und 1870 für Deutschland, heißen: Kräftige Politik — kräftige Kriegführung.

III. Staatsverfassung und Heeresverfassung.

Ein Rückblick auf die Geschichte der Heeresverfassungen zeigt uns, daß man sieben Hauptformen unterscheiden kann, die bei genauer Betrachtung des Gegenstandes — die hier nicht beabsichtigt ist — wieder in zahlreiche Unterformen einzutheilen wären.*)

1. Die Urform, in der jeder Mann selbstverständlich ein Krieger ist.
2. Die auf Grund des allgemeinen Wehrthums der Vollbürger geregelte Heeresverfassung, z. B. das römische und athenische Bürgerheer; die Auszüge der Perser, das Aufgebot der freien Germanen; der Heerbann unter Karl dem Großen und Heinrich I. von Deutschland.
3. Das Aufgebot einzelner Stände, z. B. des Lehnsaufgebots des westeuropäischen Adels; das Aufsitzen der polnischen Szlachta; die Auszüge der Bürgerschaften der Städte im Mittelalter.
4. Die Kriegerkasten in Indien, Japan, Aegypten.
5. Das Söldnerthum, welches zu fast allen Zeiten neben den anderen Heereseinrichtungen zu finden ist, schon bei manchen Staaten des Alterthums und Mittelalters — vor-

*) Vergleiche hierüber „Heeresverfassungen und Völkerleben". Einleitung. Von Max Jähns.

züglich bei Handelsstaaten, wie Karthago, Venedig — den Hauptbestandtheil des Heeres bildet und von Ende des 15. bis Ende des 18. Jahrhunderts in verschiedenen Gestaltungen in Europa eine Hauptrolle spielt.

6. Das Aushebungsheer mit Stellvertretung, wie es in Frankreich von 1800 bis 1872 bestand.
7. Das moderne Volksheer, gegründet auf die ausnahmslose allgemeine Wehrpflicht, zuerst endgültig eingeführt von Preußen 1814, jetzt bestehend in Deutschland, Frankreich, Italien, Oesterreich-Ungarn, Rußland.

Im modernen Volksheer nun kann man wieder zwei Formen erkennen: das Kadreheer und das Milizheer.

Jedes Heer steht mit der Bevölkerung des Staates, in dessen Namen es errichtet ist, in einem inneren Zusammenhang. Auch das reine Söldnerheer hat desselben nie ganz entbehrt, denn ein Bruchtheil der betreffenden Nation ist zum Mindesten immer in ihm enthalten gewesen. Auch wirken Gesetze und Sitten des Volkes auf dasselbe ein, und viele fremde Söldner sind zu Bürgern des Staates geworden, dem sie dienten.

Am stärksten wird sich dieser Zusammenhang jedoch im modernen Volksheer geltend machen, in welchem alle Gesellschaftsklassen vertreten sind. Es unterscheidet sich das moderne Volksheer hierdurch auch wesentlich von den Bürgerheeren der Römer und Griechen, in denen der Kriegsdienst nach Ständen oder Vermögensklassen geregelt war.*) In den gegenwärtigen europäischen Staaten bestehen — mit Ausnahme Rußlands — keine politischen Standesunterschiede, sondern nur noch gesellschaftliche. Diese finden denn auch in den Heeren der Gegenwart eine mehr oder minder große Vertretung. Zum Theil offenbart sich dies in der Verkürzung der Dienstzeit (Einjährig-Freiwillige), zum Theil in der Zusammensetzung der Körperschaften und der Befehlshaber. —

Diese Unterschiede muß man als durchaus heilsam anerkennen, denn man würde sich eines werthvollen Faktors für die Erhaltung der Mannszucht und des guten Geistes berauben, wollte man die gebildeten und aristokratischen Elemente ganz und gar in der Masse verschwinden lassen. —

Die ständische Gliederung früherer Zeiten wirkte derart auf

*) Später vollzogen sich bei beiden Völkern viele Aenderungen. Bei den Römern schon um 350 vor Christus. Die Mannschaft wurde von da ab nicht nach Vermögensklassen, sondern nach Alter und Tüchtigkeit gegliedert.

die Zusammensetzung der nach dem dreißigjährigen Kriege errichteten stehenden Heere ein, daß der Adel, seinem alten Waffenhandwerk getreu, allmälig die Besetzung der Offizierstellen fast ganz übernahm, um so mehr als das im Mittelalter ebenfalls kriegerisch tüchtige Bürgerthum nach jenem verheerenden Kriege sich vom Heeresdienste fern hielt. — In der Gegenwart bildet neben dem Adel ein sehr großer Theil des Bürgerstandes die Offizierkorps der Armeen.*) — Die Mannschaft war neben den Geworbenen aus den niedersten Volksklassen — heute ist sie aus allen Klassen zusammengesetzt.

Aus diesen einfachen Angaben schon kann man den Einfluß der Staatsverfassungen, der gesellschaftlichen und politischen Zustände auf die Heere erkennen.

Neben den politischen und gesellschaftlichen Ordnungen wirken die Sitten, Lebensgewohnheiten, Anschauungen mächtig auf das Heer ein; der Geist der Nation geht in die Armee über. — Nun ist aber das Kadreheer eine geschlossene Korporation, welche durch den ihr eigenthümlichen Geist und die Erziehung, die sie dem jungen Dienstpflichtigen zu Theil werden läßt, wieder ihrerseits auf das Volk zurückwirkt.

Es werden im Heere oder sollen wenigstens diejenigen Seiten des Nationalcharakters, die dem militärischen Geist nahestehen, stärker entwickelt, veredelt, die Anschauungen und Einflüsse, welche demselben zuwider sind, gebrochen oder verringert werden.

Dies wird aber keineswegs erreicht durch ein kastenartiges Abschließen des Heeres, also des unter Waffen stehenden Theils der Bevölkerung, ebensowenig durch ein Gegenüberstellen des Soldatenthums und der übrigen Stände, sondern nur durch die legitime Einwirkung der Befehlshaber, durch deren Beispiel in Hingabe und Pflichttreue, durch die Handhabung der strengsten Gerechtigkeit, Erweckung und Erhaltung des vaterländischen Gefühls und Weiterbildung der im Schulunterricht zurückgebliebenen Leute (Regimentsschulen). — So wird das Heer eine Schule für das Volk; darin besteht seine Rückwirkung.

Gewinnt nun aber im Volke der Geist der Sittenverderbniß, die Irreligiosität, der Auflehnung die Oberhand, oder verliert die Nation die idealen Güter ganz aus den Augen und nimmt das Streben nach materiellem Gewinn den breitesten Raum in ihrem

*) Einzelheiten siehe Abschnitt VII.

Sinnen und Trachten ein, geht hierbei das Gefühl für Ehre und Recht verloren, oder greift ein absoluter Haß und Widerwille der Stände gegen einander Platz, so wird unzweifelhaft das Heer außer Stande sein, diese Schäden wieder zu heilen. Es wird vielmehr unbedingt seinen inneren Halt nach und nach verlieren und sich aus einem nützlichen in ein gefährliches Organ des Staatskörpers verwandeln. Die Geschichte führt uns Beispiele solcher Heere in den römischen Prätorianern und den gesammten Legionen der Kaiserzeit, den Janitscharen und anderer Gardetruppen morgenländischer Herrscher und in einem großen Theil der französischen Armee von 1789 vor Augen; sie zeigt uns das Aushebungsheer der Spanier mehrere Jahrzehnte dieses Jahrhunderts hindurch in derselben Verfassung. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß die modernen Volksheere beim weiteren Fortschreiten auflösender Tendenzen im Staatsleben noch gefährlichere Krisen herbeiführen könnten als jene Sold- oder Aushebungstruppen mit Stellvertretung.

Die allgemeine Wehrpflicht besteht in sämmtlichen festländischen großen Staaten. In Frankreich und Deutschland ist sie am vollständigsten durchgeführt, d. h. es finden dort die wenigsten Befreiungen vom Dienst statt, weil die Aushebung im Verhältniß zur Bevölkerung eine sehr starke ist. Wir sehen also die allgemeine Wehrpflicht und zwar als Kadreheere in einer Republik, in einer absoluten Monarchie und in drei Verfassungsstaaten gleichermaßen verkörpert.

Das Bedürfniß der furchtbaren Rüstung, insbesondere aber einer zahlreichen Armee, hat somit alle Ungleichheiten der Verfassungen und die Eigenthümlichkeiten der Nationen bei den Großmächten besiegt und einen ziemlich gleichartigen, organisatorischen Zustand hervorgerufen. Die Dienstzeit ist aber nirgends ganz gleichartig geregelt. Ueberall fast dienen einzelne Theile der jährlichen Aushebung länger als die anderen. In Frankreich unterscheidet man die beiden Portionen der jährlichen Aushebung. In Deutschland dient die Kavallerie und reitende Artillerie drei, die anderen Waffen zwei Jahre.

Spanien, Holland und Belgien haben das Aushebungssystem mit Stellvertretung beibehalten. Schweden hat neben den angeworbenen, Ansiedelungstruppen; Dänemark besitzt ein Kadreheer mit ganz kurzer Dienstzeit; nur England hat sich von dem Werbesystem des 18. Jahrhunderts nicht getrennt. Neben dem stehenden

Heere existirt in England eine zum Theil aus den ältesten Zeiten stammende Miliz. Einige Hunderttausende Freiwillige üben hin und wieder, können aber als Feldtruppen nicht betrachtet werden.

Die Schweiz hat keine Kadretruppen, sondern unterhält nur eine Anzahl Instruktionsoffiziere. Die Dienstzeit ihrer Milizen ist eine ganz kurze.

Ungeachtet der auf gleichartigen Grundsätzen aufgebauten Wehrverfassungen der großen festländischen Mächte sind doch Unterschiede in der Zusammensetzung der Heere und den Kommandoverhältnissen zu bemerken, die wir hier kurz berühren wollen. —

Nach dem Untergange der ständischen Monarchie hatte sich die absolute am schärfsten in Frankreich und Preußen entwickelt, jedoch jede in einer wieder sehr verschiedenen Eigenart, welche sich bekanntlich in den Sätzen zweier Könige „L'état c'est moi" und „der Fürst ist der erste Diener des Staates" deutlich kennzeichnet. In beiden Staaten ging aber, nachdem die zwischen den Landesherren und den Feldhauptleuten abgeschlossenen Verträge (sogenannte Kapitulationen) theils geändert, theils aufgehoben waren, die kriegsherrliche Vollgewalt auf den Fürsten über, am unmittelbarsten in Preußen, wo auch die Anstellungsberechtigung den Regimentschefs genommen wurde. Alle daher stammenden Mißbräuche wurden ausgerottet; der König war König in seinem Heer.

Während in Frankreich der militärische Geist von den Monarchen sehr bald wich, erhielt er sich in Preußen lebendig und befestigte das Verhältniß der Könige zur Armee. — Dasselbe gestaltete sich als ein ganz unmittelbares, von den anderen Ständen in gewissem Grade unterschiedliches, jedoch ist hierunter nicht das rein persönliche Verhältniß der angeworbenen Söldnerschaaren zu dem Landesherrn, wie es im 16. Jahrhundert stattfand, zu verstehen. Denn immerhin war der moderne Staatsbegriff auch in der absoluten Monarchie schon entwickelt. Sobald die Bildung des Heeres durch allgemeine Gesetze und Verordnungen geregelt wurde, trat es in sein jetziges Verhältniß zum Staat und somit zum Könige als dem Oberhaupt desselben. Es ist selbstverständlich, daß sich diese Umwandlung sehr allmälig vollzog, daß die früheren Anschauungen noch lange fortwirkten, und daß sie in der Hauptsache erst dann vollendet war, als das Heer ein nationales wurde, also im 19. Jahrhundert. Gehört nun aber auch das Heer wie alles Andere dem Staate an, so blieb

doch ein engeres Verhältniß wie das der anderen Staatsdiener zu dem Könige bestehen, denn derselbe ist nicht nur Oberhaupt des Staates, sondern auch Oberbefehlshaber der Armee, was der König auch nach Einführung der konstitutionellen Staatsform überall geblieben ist. Man hat, um dieses Befehlsverhältniß zu bezeichnen, seit mehreren Jahrzehnten den Ausdruck Kriegsherr gebraucht.

Daß der Kaiser von Oesterreich oder der König von Preußen bezw. der deutsche Kaiser den Oberbefehl über die Armee unmittelbar führen, während der Monarch in England, Italien, Spanien ihn durch den Kriegsminister ausübt, macht zwar einen Unterschied in der Behandlung und Verwaltung der Heeresangelegenheiten, aber nicht im Prinzip, denn auch in England und Italien ist das Heer zum unbedingten Gehorsam gegen die Befehle des Herrschers verpflichtet. — Freilich ist der Herrscher dort dadurch, daß der Schwerpunkt der politischen Macht im Parlament liegt, in der Ausübung seiner kriegsherrlichen Rechte insofern beschränkt, als mit dem Wechsel eines Ministeriums auch ein Kriegsminister an's Ruder kommen kann, welcher vielleicht in Heeresangelegenheiten andere Ansichten als sein Vorgänger vertritt.

Mit Bezug hierauf kann man also allerdings einen Unterschied zwischen Deutschland, Oesterreich und den übrigen konstitutionellen Staaten, in denen das parlamentarische Prinzip zur Herrschaft gelangt ist, feststellen.

In der französischen Republik ist das Verhältniß des Staatsoberhauptes verfassungsmäßig kein anderes wie in den parlamentarisch regierten Monarchien. Während aber die Könige von Italien u. s. w. zugleich Soldaten sind und die Armee durch alte Ueberlieferungsbande an sie gebunden ist, bleibt der Präsident der Republik — falls er nicht zufällig Soldat war, wie der Marschall Mac Mahon — ein bürgerlicher Mann. Er trägt nicht die Uniform, er hat, obgleich ihn eine maison militaire umgiebt, nicht das Recht, sie anzulegen. Er vollzieht die Ernennungen, aber alle sonstigen militärischen Maßregeln gehen vom Kriegsminister aus, welcher der eigentliche Oberbefehlshaber der Armee ist. Ein Kriegsrath hat allerdings die wichtigsten Maßregeln einer Berathung zu unterziehen.

Da der Kriegsminister jeden Augenblick mit dem Ministerium fallen kann, so sind die Vorschriften und Maßregeln ebenfalls einem häufigen Wechsel unterworfen. — Wenn man nun noch

bedenkt, daß zwei Mal Civilisten an der Spitze des Kriegsministeriums gestanden haben, so ist schon der Fall eingetreten, daß die Armee gar keine militärische Spitze hatte. Es ist möglich, daß dies von der oder jener Seite gerade als ein trefflicher Zustand angesehen wurde. Wir können darin nur einen großen Schaden erblicken.

Den schärfsten Gegensatz zum republikanischen Frankreich bildet das autokratische Rußland, in welchem der Herrscher nicht nur der Oberbefehlshaber des Heeres sondern auch der unumschränkte Gesetzgeber ist. Mit einem Federstrich verfügt er Organisationsveränderungen, um welche in den Verfassungsstaaten oft ein langer erbitterter Kampf geführt werden muß.

Abgesehen von den Unterscheidungen, welche wir bereits vorgeführt haben, nimmt noch das deutsche Heer und das schweizerische eine besondere Stellung ein. Diese beiden Heere, so verschieden sie nach ihrer Dienstzeit und sonstigen Grundlagen sind, kommen darin überein, daß beide Bundesheere sind.*)

Ein Bundesheer ist aus den Truppentheilen verschiedener Staaten zusammengesetzt. Falls die Zusammensetzung eine so lockere und die Organisation eine so unzusammenhängende ist wie z. B. unter dem „Deutschen Bunde" oder unter der Schweizer Konföderation, wie sie von 1815 bis 1848 bestand, so ist die Maschine, als Ganzes betrachtet, vom allergeringsten Werth. Unter dem Bundesstaat, der sich das „Deutsche Reich" nennt dagegen, haben die einzelnen Staaten zum Heil des Ganzen soviel von ihrer Militärhoheit an des Reiches Oberhaupt, den Kaiser, abgegeben, daß ein Bundesheer in der That besteht. Der Artikel 63 der Reichsverfassung sagt: „Die Landmacht des Reiches wird ein einheitliches Heer bilden im Frieden und im Kriege unter dem Befehl des Kaisers."

Wenn man diesen Artikel ganz hätte zur Wahrheit machen wollen, so hätten die deutschen Fürsten ihre gesammten militärischen Hoheitsrechte an den Kaiser abgeben müssen. Das ist aber, wie schon bemerkt, nicht der Fall; Bayern hat sogar seine Militärhoheit im Frieden vollständig behalten und ist nur verpflichtet, seine Heereseinrichtungen nach den für die übrigen Staaten geltenden Bestimmungen zu gestalten. Allerdings bezieht sich dies

*) Das österreichisch-ungarische Heer ist ein einheitliches, denn die abgesonderte Organisation der ungarischen Landwehr unter einem besonderen Ministerium kann ihm diesen Charakter nicht rauben.

Reservatrecht nur auf die dem Kriegsherrn zustehende Machtvollkommenheit, auf Verwaltungs- und Kommandoverhältnisse, die für das Deutsche Reich erlassenen allgemeinen Gesetze, insbesondere Strafgesetz, Prozeßordnung, Aushebung und Dienstzeit haben ebenfalls für Bayern Gültigkeit.*)

Das deutsche Heer ist also kein Einheitsheer, da die Militärhoheit nicht vollkommen im Kaiser zusammengefaßt ist. Andererseits bildet die preußische Armee in ihrer Einheitlichkeit einen mächtigen Kern des Ganzen, und ist, wie bekannt, durch Militärkonventionen eine große Anzahl Kontingente theils in die preußische Armee einverleibt, theils enger an sie angeschlossen.

Es ist richtig, daß sich Schäden dieser Organisation, Dank der Reichstreue der deutschen Fürsten, in der Zeit des Bestehens des neuen Deutschen Reiches nicht gezeigt haben, aber immerhin wird Niemand mit gutem Gewissen behaupten können, daß die Befehlsführung und Verwaltung durch diese Organisation erleichtert sei.

Daß ein einheitlicher Geist in einem Bundesheer ebenfalls schwieriger erhalten wird als in einem Einheitsheer, bedarf keines Beweises. Niemals ist es ausgeschlossen, daß hin und wieder Zeiten eintreten, in denen die Rechte der einzelnen Staaten und der Centralgewalt einer Abwägung unterliegen, ja sogar in Gegensatz treten können. In Anbetracht dieser Verhältnisse und zur Aufrechterhaltung eines guten Verhältnisses kann es sich des öfteren ereignen, daß politische Rücksichten den militärischen bei Regelung der Heeresverhältnisse, Stellenbesetzung u. a. m. vorgehen, daß Einflüsse einzelner Staaten sich geltend machen, die dem Nützlichkeitsprinzip, als dem einzig richtigen in der Auswahl der militärisch geeignetsten Führer, sich entgegenstellen.

Es sind dies Uebelstände, die jedem Bundesheer grundsätzlich anhaften, womit wir nicht sagen wollen, daß sie nicht von einer kräftigen Centralleitung zu Zeiten ganz überwunden werden können.

Diese Uebelstände werden stets schwieriger zu besiegen sein, wenn ein Land, wie jetzt leider Deutschland, von Parteien zerklüftet ist, unter denen mehrere sich in einem ungegründeten Haß gegen die Centralgewalt begegnen und bei jeder Gelegenheit im partikularistischen Sinne auftreten.

---

*) Siehe über diese Verhältnisse „Heere und Flotten" I. „Das Heer" S. 15 u. folg.

IV. Nationalitäten, Racen und Heer.

Die Einwirkung der Nationalität trat zu verschiedenen Zeiten in den Hintergrund. Es hing dies entweder zusammen mit den politischen und socialen Zuständen der Länder und Staaten oder auch damit, daß Ideen sich geltend machten, die mit der Nationalität an und für sich nichts zu thun haben. Eine solche Zeit war unzweifelhaft die der religiösen Bewegung des 16. und 17. Jahrhunderts, so daß es z. B. ganz verfehlt ist, das Verhalten der deutschen protestantischen Fürsten, welche im 16. Jahrhundert mit Frankreich unterhandelten, oder der evangelischen Bevölkerung, welche Gustav Adolph als Befreier empfing, mit dem Maße des jetzigen Nationalgefühls messen zu wollen. Ebenso trat das Bewußtsein der Nationalität zu gewissen Zeiten des Mittelalters sehr zurück, da die kosmopolitische Macht der Kirche die Gemüther erfüllte und im Lehnswesen die Treue gegen den Lehnsherrn als bewegende Kraft und geistiger Inhalt zu betrachten ist. — Immerhin ist es ganz unrichtig, das Nationalitätsbewußtsein auch für jene Zeit als Null zu betrachten. Es trat insbesondere bei den Kreuzzügen durch die Berührung der Nationalitäten sehr deutlich hervor; es äußerte sich in beschränkter Weise dort, wo die Gemeinwesen sich dem modernen Staat in gewissem Grade durch die Gestaltung ihrer Verfassung genähert hatten, z. B. in den Handelsrepubliken Italiens, und ferner wird Niemand behaupten wollen, daß in dem Krieg der hundert Jahre zwischen Frankreich und England die Nationalität außer Spiel war. —

Ganz außerordentlich eingeschlafen war das Nationalgefühl im 18. Jahrhundert in Deutschland und zwar durch die politische Zerrissenheit des Ganzen. Hier mußte sich erst wieder ein Staatswesen bilden, dessen Sonderleben sich durch den von der Ostmark angenommenen Namen Preußen zu einem Nationalitätsbewußtsein auswuchs und schon Mitte des Jahrhunderts Kraft genug besaß, das allgemeine deutsche nationale Bewußtsein durch die Schlacht bei Roßbach wieder aufzuwecken.

Die Ereignisse zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts brachten die allgemeine Nationalitätsbewegung in Fluß, welche in der Zusammenfassung der deutschen und italienischen Nation — wenigstens des größten Theils derselben und in der

Wiederherstellung des ungarischen Staates einen vorläufigen Abschluß fand. —

Zugleich aber zeigte sich auch hier wieder, daß man ein allgemein gültiges Gesetz für jede Geschichtsperiode nicht auf den Thron setzen kann, denn die Macht der politischen Verhältnisse bedingte, daß eine Wiederherstellung des polnischen Staates ausgeschlossen bleiben mußte, sowie daß ein absoluter Verfolg jenes Prinzips bis in seine äußersten Konsequenzen zu einer Auflösung des österreichischen Kaiserstaates hätte führen müssen.

In diesem Stadium der Entwickelung nationaler Staaten ist nun ein neues Element auf die Weltbühne getreten, die sociale Bewegung. Sie ist in der Form der Socialdemokratie international in der Theorie, aber es fehlt noch viel, ehe sich, ein solches Lehrgebäude dem urkräftigen Quell der Nationalität gegenüber, auch nur in dem Gefühl der Massen vollständige Geltung verschaffen könnte. — Wie weit die Socialdemokratie, im Verband mit den Lehren der Freunde eines ewigen Friedens, Einfluß auf die innere Tüchtigkeit der Heere zu gewinnen vermag, soll später besprochen werden. —

In der Gegenwart muß man also im Gegensatz zum 18. Jahrhundert mit dem Nationalgefühl als dem bedeutendsten Element im Staatsleben und somit auch bei Betrachtung des inneren Werthes der Heere rechnen. Unter allen Umständen muß man die Zusammensetzung eines Heeres aus einer Nationalität als einen großen Vorzug anerkennen. Zu dem Staatsgefühl gesellt sich als wichtige Verstärkung das Nationalgefühl, das Band der gleichen Anschauungen und Sitten. Die Sprache ist nicht nur ein ideales Band, sondern auch von größtem praktischen Werth im Heerwesen.

Unter den größeren Mächten erfreuen sich Frankreich, Italien und Spanien einer vollkommen einheitlichen Nationalität. Bretagner und Basken sprechen zwar noch eine andere Sprache, fühlen sich aber ganz als Franzosen und Spanier, auch der italienische Bruchtheil in Nizza dürfte für Frankreich nicht in Betracht kommen.

Im Gegensatz hierzu besitzt England in den Iren eine Bevölkerung, welche zwar englisch spricht, aber nicht englisch fühlt. —

Der polnisch, dänisch und französisch sprechende Theil der Bevölkerung Deutschlands beträgt etwa 2 Millionen. Darunter befinden sich Oberschlesier und Wenden, welche ein durchaus

preußisches Staats- und Nationalgefühl haben.*) Wohl in Anschlag zu bringen aber ist die hochpolnische Bevölkerung in Posen und Westpreußen, in welcher sich ein nationalpolnisches Gefühl von jeher erhalten hatte. Der Bauer war zwar mit den Segnungen und Befreiungen der preußischen Herrschaft sehr zufrieden, aber der Adel, ein aufkommender Bürgerstand, und vor Allem die katholische Geistlichkeit sind die Faktoren, welche auch das Landvolk beherrschen und leiten. Hierzu kommt noch das große Hinterland von Kongreßpolen, welches dem polnischen Element immer neue Nahrung zuführt.

Dennoch sind diese Bruchtheile fremder Nationalitäten zu gering, um das deutsche Heer nicht als ein nationaleinheitliches betrachten zu können.

Die Eifersüchteleien der deutschen Stämme — zu denen noch die Glaubensverschiedenheit tritt — sind im Frieden nicht ungefährlich. Im Kriege treten sie zurück, ja, es kann sogar, wie 1870 mehrfach zu beobachten war, der Wetteifer der Stämme vortheilhaft einwirken. Wir haben damals allerdings nur Siege erfochten — Coulmiers und andere kleine Unfälle sind nicht zu rechnen — ob aber nicht im Falle von Niederlagen gegenseitige Anschuldigungen Platz greifen würden, kann Niemand voraussehen.

Ganz anders aber gestalten sich diese Dinge in Oesterreich.

Dieses Reich besteht zuvörderst aus zwei nur durch Personalunion verbundenen Staaten. Es zählt Deutsche, Ungarn, Polen, Czechen, Italiener, Kroaten, Slovaken, Ruthenen, Slavonier, Rumänen, Serben zu seinen Bürgern. Alle diese Nationalitäten streben nach Erlangung möglichst weitreichender nationaler Rechte. Die Provinzen besitzen eine weitgehende Selbstverwaltung und haben sämmtlich eine Vertretung durch Provinziallandtage, in denen sich, falls zwei Nationalitäten aufeinander stoßen, die heftigsten Kämpfe abspielen. Eine ausgedehnte Selbständigkeit hat insbesondere Galizien erlangt, wo die polnische Race alle anderen dominirt. Die Bestrebungen aller dieser Nationalitäten richten ihre Spitze gegen das Deutschthum. Seit der Betretung des von dem verstorbenen Grafen Taafe eingeschlagenen Weges ist es mit der herrschenden Stellung des Deutschthums, welches früher das den ganzen Kaiserstaat zusammenhaltende Band darstellte, vorbei.

*) Erst in den letzten 20 Jahren hat eine unglaublich thörichte und zwecklose Propaganda in der Bevölkerung Oberschlesiens ein großpolnisches Gefühl da und dort anzufachen verstanden, um so thörichter, als Oberschlesien niemals zum Königreich Polen gehörte.

Auch hier stehen die Deutschen, ungeachtet des deutschen Charakters des Herrscherhauses und ungeachtet der Gründung des neuen Deutschen Reiches, in der Vertheidigung.

Die eisernen Klammern, welche das aus dem verschiedenartigsten Material aufgeführte Gebäude des Kaiserstaates zusammengehalten haben und noch zusammenhalten, sind das Heer. Es war, ungeachtet vieler Niederlagen, Oesterreichs Nothanker in schwerster Zeit, und niemals muß man das an den Feldmarschall Radetzky gerichtete Wort des Dichters vergessen:

„In deinem Lager ist Oesterreich!"

Aber andererseits muß man sich auch daran erinnern, daß 1848/49 fast alle ungarischen Regimenter auf Seiten des Aufstandes fochten, daß die Italiener im österreichischen Heer 1859 gegen Frankreich und 1866 gegen Preußen tau kämpften.

Und jetzt oder in Zukunft? Wie steht es mit den Gesinnungen des verbissenen Czechenthums? Geht die Sache in einem Kriege gegen Rußland von Anfang an gut, so wird man es nicht merken, ob Czechen oder Deutsche fechten, denn der Sieg ist ein mächtiger, unzerreißbarer Kitt. Wie aber, wenn mit Niederlagen gerechnet werden muß? — Man gebe sich doch darüber keinen Illusionen hin! Nationalitäten, welche sich mit Recht oder Unrecht als Unterdrückte ansehen und Grund zur Unzufriedenheit zu haben glauben, sind nun einmal in der Gegenwart nicht sicher.

Das einzige Land, in dem die Nationalitätenfrage nicht in dieser Weise in's Gewicht fällt, ist die Schweiz. Aber die französisch, deutsch und italienisch sprechenden Einwohner fühlen sich alle gleichermaßen als Schweizer. Selbst in einem unglücklichen Kriege werden sie bei einander aushalten. Keine Nation der Schweiz hat die andere mit Waffengewalt unterworfen. Die Zeiten einzelner Eroberungen liegen wenigstens sehr weit zurück. — Die Lage der Schweiz hat durch ihre geographische Abgeschlossenheit eine gewisse Aehnlichkeit mit der Englands. Dennoch wird die Dreisprachigkeit im Kriege manche Nachtheile zeitigen. —

Das ungeheuere Russische Reich zählt zwar auch eine sehr große Anzahl asiatischer und einige europäische fremde Nationalitäten — die polnische und die deutschbaltische, die esthländische und finnische — in seinen Grenzen; aber hier wirkt die — trotz allem Nihilismus — mächtig die Völker beherrschende Kraft des Zarenthums in seiner Doppelnatur als oberste Priestergewalt und Monarchie, ferner die Anziehungskraft des russischen Grundstockes

derart, daß man fast nirgends auf nachtheilige Einflüsse rechnen kann. Der einzige wunde Punkt ist Polen. Dieser aber könnte in einem Kriege gegen Deutschland nur dann in Betracht kommen, wenn Deutschland die Polen gegen Rußland zu den Waffen riefe, und diese geneigt wären, dem Rufe zu folgen. Richtig ist, daß die Polen immer noch nach Westen gravitiren und der panslavistische Gedanke bei ihnen nur sehr wenige Anhänger hat. —

Der streng wissenschaftliche Begriff der Race kennt nur die Eintheilung des Menschengeschlechtes in die kaukasische, mongolische, äthiopische, amerikanische und die malaiische Race.

Mit Recht aber hat man in Bezug auf die europäischen Völker von der germanischen, keltischen, lateinischen, slavischen und finnischen Race gesprochen. Diese kommen für uns hauptsächlich in Betracht.

Der Begriff der Race und der Nationalität fällt nun keineswegs immer zusammen. —

Oft sind neue Nationalitäten aus dem Gemisch mehrerer Racen entstanden. Die Franzosen besitzen ohne Zweifel eine stark ausgeprägte Nationalität, und doch sind verschiedene Racen in ihr enthalten, die lateinische, die keltische und die germanische. Aehnlich steht es mit der englischen Nationalität.

In Rußland und selbst in Polen hat die tartarische Eroberung unverkennbare Spuren zurückgelassen. Gewöhnlich aber kann man beobachten, daß eine Race in der neu gebildeten Nationalität im Laufe der Jahrhunderte die Oberhand behält, ihr den Charakter verleiht. In England dürfte dies — abgesehen von Irland — die germanische, angelsächsische, in Frankreich die keltische Race sein. — In den Landestheilen zwischen Elbe und Oder und in dem größten Theil von Ostpreußen drückt die germanische Race nach ihrer Vermischung mit den slavischen Einwohnern der Bevölkerung den Stempel auf; in dem westlichen Theil von Deutschland, Rheinland, Elsaß, Baden, Pfalz geschah dasselbe. Die Merkmale der keltischen Race, welche vor Jahrtausenden jene Gegenden inne hatte, sind bis auf die durchschnittlich etwas dunklere Haar- und Augenfarbe der Bewohner verschwunden. Dergleichen äußerliche Merkmale erhalten sich lange und sind auch des öfteren für Temperament und Charakter bezeichnend, wie dies z. B. bei der

Jahrtausend langen Abgeschlossenheit des Stammes bei den Israeliten der Fall ist. In der Bourgogne trifft man sehr viele Menschen mit blonden Haaren und blauen Augen, in Kastilien die Spuren des gothischen Volksstammes. Man wird bei dem Einzelnen, manchmal sogar bei ganzen Ortschaften, auch gewisse geistige Eigenthümlichkeiten der Race bemerken können, aber für das Ganze und Große einer Nation hat dies nicht viel zu bedeuten, es kommt auf den allgemeinen Charakter an, wie er sich in Jahrhunderten, manchmal in Jahrtausenden, entwickelt hat.

In dem moralischen und physischen Gehalt der Heere vereinigen sich die Eigenschaften der Race und das Gefühl der Nationalität.*)

In den Deutschen war von jeher und bis in die neueste Zeit hinein eine handfeste Tapferkeit, ein zähes Aushalten im Angriff und in der Vertheidigung, sowie Besonnenheit in Handhabung der Waffen erkennbar. Auflösung und Panik bei Rückzügen treten im Allgemeinen selten hervor, — sind im Uebrigen bei keiner Nation ausgeschlossen, es handelt sich nur um das größere oder geringere Maß derselben. Der Deutsche erträgt, vermöge der Temperaturverhältnisse seiner Heimath, Kälte und Hitze gleich gut; er ist ausdauernd im Marschiren; seine Ansprüche auf Verpflegung sind im Allgemeinen mäßige, jedoch sind dieselben je nach den Gegenden von Deutschland verschieden. Der Deutsche liebt von seinen Ahnen her das Waffenhandwerk, jenen Ahnen, welche die antike Welt umgestalteten. Ferner ist seine Anhänglichkeit und Treue an den Kriegs- und Landesherrn ganz besonders hervorzuheben. — Der deutsche Soldat ist wenig empfänglich für große Worte. Er hält sich mehr an das Beispiel der Vorgesetzten und beurtheilt ihn nach seinen Handlungen. Er hat ein scharfes Gefühl für gerechte Behandlung.

Die militärischen Eigenschaften des Engländers sind im Allgemeinen, seinem germanischen Grundzug gemäß, denen des Deutschen ähnlich. Manche wollen ihm in der Vertheidigung eine ganz besondere Ruhe, dagegen eine geringe Gewandtheit in verschiedenen Verhältnissen, z. B. Benutzung des Geländes ꝛc. zuschreiben. Seine Ansprüche auf Sold und Verpflegung sind nicht gering.**)

*) Die Einwirkungen der Disziplin, der modernen socialen Verhältnisse werden später betrachtet.

**) Man muß sich hüten, Eigenschaften, welche aus verschiedener Ausbildung ꝛc. entstehen, mit Raceneigenthümlichkeiten zu verwechseln.

Der Franzose, von einer glühenden Vaterlandsliebe beseelt, besitzt unbestreitbar einen ganz besonderen Angriffsgeist. Auch ist ihm Zähigkeit in der Vertheidigung nicht abzusprechen. Er kann Angriffe wiederholen, aber er wird leichter in der Durchführung erlahmen als der Deutsche. Die Ruhe in der Handhabung der Schußwaffen läßt zu wünschen übrig. Er ist gewandt in der Benutzung des Geländes. Daß im Falle einer Niederlage die Panik sich bei ihm eher geltend macht als bei den Germanen, ist eine oft bewiesene Thatsache. Der Franzose geht, vermöge des keltischen Grundzuges der lebhaften Einbildungskraft und Leichtgläubigkeit, die schon Cäsar schilderte, leicht von einer Stimmung in die andere über. Es fehlt ihm an Stetigkeit. Die größte Begeisterung für eine Sache und eine Person kann ganz binnen Kurzem in's Gegentheil umschlagen. Nachtheilig haben die Zerklüftung durch Parteiungen und die Umwälzungen der letzten hundert Jahre eingewirkt. — Ein ganz besonderes Beispiel hierfür ist das Verhalten der französischen Armee während der hundert Tage 1815. Die Sorglosigkeit des französischen Charakters wirkt ungünstig ein auf die Handhabung des Sicherheitsdienstes, wie Laon 1814 und Beaumont 1870 beweisen.

Seine körperliche Befähigung im Marschiren ist gut, und falls die Mannszucht scharf gehandhabt wird, ist auch die Marschordnung ausreichend. Der französische Soldat ist für gute Worte und Ansprachen sehr empfänglich — er erträgt Anstrengungen und Strapazen, so lange es vorwärts geht, mit gutem Humor; seine Ansprüche auf Verpflegung sind mäßig, aber er vermißt in fremden Landen den Wein und das Weißbrod seiner Heimath. —

Schon allgemeine Wohlhabenheit trägt erfahrungsmäßig nicht dazu bei, die kriegerischen Neigungen zu pflegen und zu erhöhen. Noch mehr aber wird die militärische Tüchtigkeit der ganzen Nation durch die Verschlechterung der Sitten und ein Heruntergehen der öffentlichen Moral beeinträchtigt.

Die kriegerischen Eigenschaften der slavischen Race sind gleich achtungswerth im Angriff wie in der Vertheidigung. Ganz besonders hervorzuheben ist die Ausdauer auf Märschen, die Unempfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse und die Genügsamkeit hinsichtlich der Ernährung. Die Widerstandsfähigkeit der Russen und ihr Ausharren unter den größten Verlusten werden besonders gerühmt, wofür Zorndorf, Preußisch-Eilau, Borodino allerdings Beispiele sind. Daß aber auch unter ihnen Feldflucht und Muthlosigkeit

einreißen können, bewies unter Anderem ihr von Bennigsen in seinem Bericht gekennzeichnetes Verhalten bei Friedland 1807. Der Pole hat ohne Zweifel viel Angriffselement (Sommo Sierra), aber er ist im Falle einer schlimmen Wendung der Dinge und bei großen Verlusten den äußeren Eindrücken sehr unterworfen. — Die kulturelle Entwickelung der slavischen Völker ist geringer als die der Westeuropäer, daher die Selbständigkeit des Einzelnen und das Verständniß für die Verhältnisse des Krieges nicht so entwickelt wie bei den letzteren. Bei den Russen ist stets vortheilhaft in's Gewicht gefallen: der hohe Begriff, den sie von ihrem Lande und insbesondere von der Macht, der Herrlichkeit und Größe des Zaren haben.

Auf die Völker lateinischer Race, wozu wir nur Italiener, Spanier und Portugiesen rechnen, hat die politische Gestaltung ihrer Länder eine sehr große Einwirkung ausgeübt. Die Italiener, welche in den Kämpfen des Mittelalters dieselbe kriegerische Tüchtigkeit zeigten wie andere Nationen, sanken ohne Zweifel im 17. und 18. Jahrhundert von Stufe zu Stufe herab. Ohne eine kräftige Staatsgewalt stand ihr Land stets fremden Heeren offen, deren Einbruch der Wirrwarr italienischer Verhältnisse begünstigte. Die päpstliche Herrschaft, die unkriegerischen Fürsten, welche zwar Maler und Sänger, aber keine Soldaten hielten, hatten eine ähnliche erschlaffende Einwirkung wie die der geistlichen Fürstenthümer am Rhein. Nur Piemont war hiervon ausgenommen.

Dieser Zustand der Erschlaffung dauerte bis in's 19. Jahrhundert hinein und erst um die Mitte desselben fing die militärische Tüchtigkeit unter dem Einfluß der nationalen Einheitsbestrebungen wieder an, sich zu heben.*) Allerdings hat ihnen leider bis in die jüngste Zeit hinein im Ganzen und Großen der Erfolg im Felde gefehlt.

Es ist daher schwer, über die Eigenschaften der Neu-Italiener ein Urtheil abzugeben. Sie haben bei Palestro, Solferino 1859, in Afrika tapfer angegriffen; sie sind ohne allen Zweifel genügsam und sollen Marschstrapazen gut aushalten. Sie sind gewandt in der Benützung der Oertlichkeiten, und ohne die Schulbildung der Deutschen zu erreichen, besitzen sie eine große, natürliche Intelligenz.

Die Spanier sind trotz ihres politischen Rückganges ein mit militärischem Ruhm bedecktes Volk. Von dem lebhaftesten National-

*) Vergleiche Abschnitt II „Politik und Krieg". S. 6.

stolz beseelt, tapfer und ausdauernd, ebenfalls genügsam, sind sie im Angriff wie in der Vertheidigung gleich brauchbar. Ob sie aber den üblen Einfluß einer fünfzigjährigen Indisciplin und fortwährender Soldatenaufstände schon überwunden haben, ist eine andere Frage.

Was Oesterreich anbelangt, so sind die nationalen Eigenschaften der Deutschen und Slaven bereits berührt.

Die Ungarn besitzen ein sehr stark entwickeltes Nationalgefühl. Leicht begeistert, haben sie sich in den Kriegen des Kaiserstaates nicht nur durch ihre leichte Kavallerie, sondern auch durch ihre Infanterie einen guten Namen gemacht. —

Zu untersuchen wäre noch, ob die Racen Europas sich für eine der Waffengattungen insbesondere eignen möchten.

Auf gewisse Unterschiede treffen wir auch hier, das ist nicht zu leugnen. Diese sind theils durch volkswirthschaftliche Verhältnisse, theils durch die Gestaltung des Bodens bedingt. So wird Ungarn immerhin noch sehr gewandte, leichte Reiter stellen, ebenso ein Theil von Polen, insbesondere Lithauen, auf dem Pferde aufgewachsene Rekruten. Deutschland wird vermöge seiner bedeutenden Pferdezucht und durch die Gewöhnung eines großen Bruchtheils der Bevölkerung an das Pferd, an seine Pflege und Wartung, vor Frankreich und vor den lateinischen Racen etwas voraus haben, um so mehr als in Italien und Spanien die Reiterei durch die Gestaltung des Landes eine geringere Bedeutung hat. Tirol und andere Gebirgsländer, auch die wälderreichen Landestheile Deutschlands werden mehr Scharfschützen als andere Länder stellen — Rußland besitzt vermöge seiner Herrschaft über asiatische Stämme eine nationale Reiterei — aber immerhin sind die volkswirthschaftlichen Verhältnisse, von denen die Entwickelung solcher Eigenschaften meistentheils abhängt, im Ganzen und Großen doch so ähnliche in Europa, daß sich durchschlagende Unterschiede hierin für die Massenheere nicht bemerkbar machen können. Auch die militärische Ausbildung und die gleichartige Taktik trägt dazu bei, die etwa noch vorhandenen Unterschiede in den Hintergrund treten zu lassen. Am vortheilhaftesten erscheint in dieser Hinsicht Deutschland gestellt, dessen Bevölkerungseigenschaften durchschnittlich für alle Waffen gleich gut verwerthet werden können.

So sehen wir, daß allerdings die Racen in Europa mancherlei verschiedene Eigenschaften für den Heeresdienst zeigen, daß aber militärische Tüchtigkeit nicht einer abzusprechen sein dürfte. Zu

der Ueberlegenheit, welche ein Heer über das andere an innerem Gehalt gezeigt hat, — ganz abgesehen von den äußeren Verhältnissen — wirken also noch andere Faktoren mit, welche wir nachstehend betrachten wollen. —

V. Kriegerischer Geist. Militärischer Geist.

Man hat einzelne Inselvölker kennen gelernt, welche in einem Zustande paradiesischer Unschuld dahinlebten, und in denen der Kampf mit ihres Gleichen auf ein Minimum beschränkt war. Diese Völker waren von Natur sanft und gut, aber ihre Kultur war fast gar nicht entwickelt, ihr Gesichtskreis ein äußerst beschränkter, wozu natürlich die geographische Lage ihrer Wohnsitze beitrug. Sie bilden eine große Ausnahme im Menschengeschlecht, welche die Regel nur bestärken kann, daß der Kampf unter den Menschen — insbesondere im Stande geringer Entwickelung — ein unbedingtes Erforderniß des Kulturfortschrittes ist. Diese Völker besaßen selbstverständlich keinen kriegerischen Geist. —

Andere Völker existiren dagegen, welche den Kampf mit Thieren und Menschen als ihre Hauptaufgabe betrachten. Hier schon sind jedoch große Unterschiede deutlich erkennbar. Bei vielen Völkerschaften - hauptsächlich bei denen, die wir als „Wilde" bezeichnen, gründet sich der kriegerische Geist ausschließlich auf die Lust am Gemetzel und auf den materiellen Vortheil, den sie durch den Kampf zu gewinnen suchen. —

Schon der Geist unserer Altvorderen, als sie den Kampf mit Rom aufnahmen, war ein anderer. Zwar war die Kampf- und Eroberungslust ebenfalls ihr Erbtheil, aber dem trat zur Seite der Wunsch, die geistige und körperliche Kraft zu bewähren: der Thatendrang, aus dem der Ehrgeiz im Wetteifer mit Anderen geboren wird. Auf dieser Grundlage erhob sich sodann das Heldenthum, dessen Erringung als das höchste Ziel menschlichen Daseins betrachtet wurde.

Dieser einfache, mächtige Faktor des kriegerischen Geistes: die Anerkennung und Verehrung des Heldenthums, welches die willige Aufopferung von Gesundheit, Leben und zeitlichem Gut zur Vorbedingung hat, bildet noch heute die Grundlage des kriegerischen Geistes eines Volkes. Mag es die Künste und Wissenschaften noch so hoch schätzen und lieben — sein Untergang ist besiegelt, wenn es die Werthschätzung des Heldenthums und die Neigung

zum Waffendienst verliert, wenn es mehr Gefallen an dem Sange der That, wie an der That selbst findet, wenn es denjenigen sein Ohr leiht, welche in kleinlichem Neide und in dem Gefühl des Nichtkönnens die Freude an Kampf und Sieg zu begeifern und zu bespötteln suchen. —

Diese Verehrung des Heldenthums zeigt sich in den verschiedensten Zeiten auch in verschiedenen Formen und mit anderen Begleiterscheinungen. Auf ihr beruhen die militärische Ehre und der Korpsgeist, wie sie den römischen Legionen, den Reitern Alexanders, dem Aufgebot des Adels in der Blüthe der Ritterzeit, den Landsknechten, den Regimentern Friedrichs und Napoleons, den Schiffsmannschaften Nelsons, dem Heere Wilhelms I. und allen anderen tüchtigen europäischen Kriegsvölkern innewohnten.

Der kriegerische Geist nun, von dem wir in der Gegenwart sprechen, kennt die Triebfeder der rohen Eroberungssucht, welche auf den unmittelbaren Gewinn stofflicher Vortheile für den Einzelnen ausgeht, allerdings nicht mehr. Aber auch innerhalb der jetzigen Staaten- und Gesellschaftsordnung werden Veränderungen zur Nothwendigkeit, welche zum großen Theil auf den materiellen Interessen der Völker beruhen und somit auch mehr oder minder dem Einzelnen zu Gute kommen. Diese Triebfeder des kriegerischen Geistes ist also nicht gänzlich verschwunden, sie tritt nur in anderer Form auf.

Der kriegerische Geist einer civilisirten Nation erfordert inmitten der Interessen für Kunst, Wissenschaft, Handel und Gewerbe die volle Aufrechterhaltung der Liebe zum Waffenhandwerk, wie sie aus der Werthschätzung des Heldenthums sich ergiebt.

Der kaufmännische Geist ist kein absoluter Gegner des kriegerischen Geistes. Er ist in früheren Zeiten oft genug, z. B. zu Zeiten der Hansa und bei Erschließung neuer Welttheile, mit ihm Hand in Hand gegangen. Sagt ja doch unser größter Dichter: „Krieg, Handel und Piraterie — dreieinig sind sie, nicht zu trennen."

Der Zusammenstoß mancher kaufmännischen und militärischen Interessen liegt auf einem ganz anderen Gebiet.

Dagegen ist ein absoluter Gegner des kriegerischen Geistes der gemeine Krämer- und kleinliche Philistergeist; ferner jener Zug schimpflicher, unerlaubter Gewinnsucht und der mehr oder minder betrügerischen Machenschaften, Pfiffe und Kniffe, wie sie sich leider in unserem Geschäftsleben so stark eingeschlichen haben.

Der Philistergeist charakterisirt sich in dem Unvermögen, über

einen gewissen Kreis kleiner, ganz nahe liegender Interessen hinauszublicken, über dem Kleinen das Große aus dem Auge zu lassen, kein Gefühl für die Ehre und die Würde der Allgemeinheit zu haben und auf bestimmte Schlagworte zu schwören.

Der kriegerische Geist einer civilisirten europäischen Nation unterscheidet sich nach dem Allem scharf von einem chauvinistischen, welcher das militärische Uebergewicht gegen andere Nationen in den Vordergrund stellt und auf Eroberungen ausgeht, um dieses Uebergewicht geltend zu machen. —

Der kriegerische Geist der Gegenwart muß eine Nation befähigen, nicht nur pflichtgemäß, sondern auch mit Lust und Liebe zu den Waffen zu greifen, wenn es gilt, feindlichen Angriff abzuwehren oder unerläßliche Aufgaben im Völkerleben zu lösen.

Die Arbeit der Freunde des ewigen Friedens und der Socialdemokraten, welche den Krieg um die Wette als ein Verbrechen, Massenmord u. s. w. darstellen, nicht das Große und Schöpferische an ihm, sondern nur seine Leiden und Schrecken sehen wollen, muß diesen durchaus nothwendigen kriegerischen Geist allmälig vernichten oder wenigstens schwer schädigen.*) —

Der kriegerische Geist im Volke kann nur durch die Erziehung in Haus und Schule und durch das Heer erhalten werden.

Wird hiergegen in Haus und Schule gefehlt, so wird dem Heer diese Aufgabe natürlich sehr erschwert werden.**)

Die philanthropischen Lehren und Neigungen, welche sich im 18. Jahrhundert stark bemerkbar machten, trugen dazu bei, den kriegerischen Geist und das einfache, aber feste Gebäude militärischer Ehre auch in unserer Armee zu erschüttern. Unklare Ideen über die Pflichten der Humanität, welche Blutvergießen verhindern müsse, spukten, ähnlich wie jetzt, in den Köpfen der Gebildeten, bis denn Napoleons blanker Degen ihnen zeigte, welche ewig wahren Elemente die Welt beherrschen. Es ist gar keine Frage, daß diese Ideen dabei mitgewirkt haben, jene schmachvollen Handlungen, wie sie 1805 und 1806 in der widerstandslosen

*) Daß die Socialdemokratie hiermit ebenfalls die Schwächung der militärischen Macht zur Erreichung der Revolution anstrebt, ist selbstverständlich. Siehe Abschnitt VIII.

**) Nach Vorschlag einer Führerin der „Frauenbewegung" soll man den Kindern nur Spielzeug geben, welches die Liebe zum Frieden erweckt, den Abscheu vor dem Kriege hervorruft. Zum Glück wird sich die Kampflust mit elementarer Gewalt unter der Jugend immer wieder Bahn brechen.

Uebergabe fester Plätze und nicht gerechtfertigter Kapitulationen im freien Felde sich kundthaten, herbeizuführen. —

Diese Sorte von Humanität und auch der damals sich breit machende flache Rationalismus ist dem Geiste wahren Heldenthums, welches den Mann auf seinem Posten stehen oder fallen läßt, zuwider. Das Heldenthum ist von wahrer Religiosität und Gottesglauben nicht trennbar. Am traurigsten steht es um, wenn die Säule kriegerischer Gesinnung, das Heer, die Schule soldatischer Art, in's Wanken geräth.

Kann dies aber durch die Gefühlsseligkeit einer falschen Humanität geschehen, so auch durch Brutalität und rohen Ton im Heere selbst. Diese tödten die kriegerische Gesinnung, anstatt sie zu stärken Auch dies haben wir in Preußen 1806 gesehen. Die rohe, gemeine Behandlung von Untergebenen widerspricht unter allen Umständen dem Prinzip wahrer Sittlichkeit. In der Gegenwart ist jede rohe Behandlung des gemeinen Mannes und des Untergebenen überhaupt Gift, und Wasser auf die Mühle der auflösenden Parteien. Dagegen können scharfe Handlungen zur Erhaltung der Mannszucht, die bekanntlich unter Umständen bis zur sofortigen Tödtung des sich beharrlich Widersetzenden gehen — insbesondere im Kriege — zur Nothwendigkeit werden.

Unüberlegte Worte können jetzt den allergrößten Schaden anrichten, weil die Weiterverbreitung und die Entstellung durch die Presse mit der größten Leichtigkeit geschieht.

Eine zu große Abgeschlossenheit der Armee und vorzüglich des Offizierstandes von der Masse des Volkes kann ebenfalls von Nachtheil sein. Ueberhebung und Hochmuth hängen damit zusammen. Eine vollendete Thorheit wäre es freilich, zu verlangen, daß ein Offizierkorps wie das deutsche mit Ständen Umgang pflegen sollte, die an Bildung weit unter ihm stehen. Thun denn das andere gebildete Stände? Der durch die verschiedene Bildung geschaffene Zwischenraum ist auf natürlichem Wege entstanden.

Ein für den kriegerischen Geist ebenfalls sehr schädliches Ding ist die körperliche Verweichlichung. Ebensowenig wie ein Krüppel, der nicht im Stande ist, zu fechten, kriegerischen Geist haben wird, kann es auch ein verweichlichter Mensch. In einzelnen Ständen hält bei zunehmender Verweichlichung wohl die Ueberlieferung eine Weile Stand, nicht aber in der Masse. — Man kann nicht gerade behaupten, daß es in den civilisirten Ländern an Aus-

übung des Sportes fehlte. Fast möchte man sagen: Im Gegentheil! Bei uns in Deutschland werden sogar jetzt zu viele Arten von Sport getrieben. Man bleibe bei seiner nationalen Art und konzentrire die Kräfte auch dahin. — Der Sport soll nicht nur die körperliche Kraft, sondern auch die Nerven und den Muth stärken. Der Muth an und für sich ist allerdings noch nicht der kriegerische Geist, aber ohne Muth ist kein kriegerischer Geist denkbar. — Es giebt eine Sorte von Verweichlichung, welche durch Wohlleben und Unmäßigkeit herbeigeführt wird. — Diese beginnt in der deutschen gebildeten Jugend vielfach mit dem Saufkomment. Dies würde meist noch nicht viel schaden, aber diese Gewohnheit des zu verschiedenen Tageszeiten zu nehmenden Schoppens wird später beibehalten und äußert gewöhnlich schon Ende der zwanziger Jahre ihre erschlaffenden und lähmenden Wirkungen. — Was bei der einen Nation das Bier, thut bei der anderen der Absynth — in den niederen deutschen Klassen aber der Fusel. Die körperliche Arbeit dient nur in einzelnen Zweigen als Gegengewicht, in anderen, z. B. in mancher Fabrikarbeit, wirkt sie schädlich.

Daß die Behaglichkeit der Wohnungen durch verbesserte Einrichtungen zugenommen, daß der Geschmack in Ausschmückung und Form des Hausgeräths geläuterter als früher geworden ist — wer wollte das tadeln? Große Kunstperioden sind häufig den Zeiten kriegerischen Ruhmes und nationalen Aufschwunges gefolgt. Wenn aber junge Männer höherer Stände sich mit einem wahrhaften weibischen Luxus umgeben, so kann dies auf kriegerische Fähigkeiten nur unvortheilhaft wirken. Das Ehrgefühl wird den Mann wohl dazu treiben, sich gut zu schlagen, aber wird er die Strapazen und Entbehrungen standhaft ertragen und seinen Leuten — falls er Offizier — darin ein Beispiel geben?*)

Das Berufs-Offizierkorps nun muß der Träger des kriegerischen Geistes insbesondere sein. In der Gegenwart kann die Allgemeinheit den Krieg nicht wünschen, der Berufsoffizier aber, vorzüglich derjenige, der ihn noch nicht gesehen hat, muß stets danach verlangen, sich zu bewähren. Denn der Krieg fordert den Beweis, ob der Mensch die Erhebung der Seele besitzt, aus der das Heldenthum hervorgeht. Nicht rohe Lust an den un-

*) Ein besonders hervorragendes Beispiel derartiger Verweichlichung gab die früher so kriegerische Race der Bourbons.

vermeidlichen Schrecknissen des Krieges, nicht Freude am Uebergewicht, welches er dem Soldaten verleiht, nicht die Aussicht auf materielle Vortheile, sondern der edle Ehrgeiz, dem Vaterlande am besten zu dienen, seiner Mannschaft ein Beispiel aller kriegerischen Tugenden zu geben, die soll den Berufssoldaten beseelen. — Noch mehr! Er soll dem gemeinen Mann ein Vorbild der Ritterlichkeit gegen Ueberwundene und der Schonung gegen die Landeseinwohner sein, die der Krieg und das Wohl der Truppen nur immer gestatten kann.

Es ist jetzt seit lange Mode geworden, auf die Söldner vergangener Jahrhunderte verächtlich herabzusehen. Aber die Liebe zum Waffenhandwerk, die Liebe zur Fahne, der Durst nach Auszeichnung, die Lust an Abenteuern und Wagestücken, wie sie sich in der kurzen Blüthezeit des deutschen Landsknechtswesens aussprach — von allem Dem muß auch der heutige Berufsoffizier ein Stück besitzen, sonst kann er seiner Aufgabe, ein Träger des kriegerischen Geistes des Volksheeres zu sein, nicht genügen. —

Auf dem Schlachtfelde sich auszuzeichnen, auf dem Manöverfelde dem jungen Soldaten den höchsten Grad der Ausbildung zu geben, sein Herz mit kriegerischer Tugend zu erfüllen, ihn zu einem wahrhaften Krieger zu machen — wem das nicht das höchste Gut und Streben ist, wer dafür nicht den ganzen Tand äußerer Stellung und Wohllebens leicht über Bord wirft, der ist kein wahrer Führer des Volkes in Waffen. —

Ein tüchtiges Offizierkorps ist die Bedingung für die Erhaltung kriegerischen Geistes in Volk und Heer.

Der kriegerische Geist wird uns dazu führen, im Kampfe die menschlichen Schwächen zu besiegen. Die erste, welche dem Menschen anhaftet, ist die Sucht der Erhaltung des Lebens. Jedes Wesen, und vor Allem der Mensch, der es übersieht, daß der Tod die Vernichtung des irdischen Daseins bedeutet, hat die Neigung, sich der drohenden Gefahr zu entziehen. Diese einfache Wahrheit wird gewöhnlich nur von denen im ganzen Umfange gewürdigt, welche die Gefahr kennen gelernt haben. Die Eindrücke der Gefahr auf den Menschen sind unendlich verschieden. Er kann sich an jede Gefahr, der er vermöge seines Berufs häufig in's Auge sehen muß, bis zu einem gewissen Grade gewöhnen.

Es giebt eingebildete und thatsächliche Gefahren. Die Gefahr im Gefecht ist immer eine wirkliche, aber sie wird nicht solchen Eindruck auf die Nerven des Kriegserfahrenen machen, wie auf

die des Neulings. Man hat dies hin und wieder bestritten, und es ist richtig, daß unerfahrene, aber für ihre Sache begeisterte Truppen oft hitziger in den Kampf eintreten als erfahrene Soldaten. Aber dies gilt nur für den Anfang. Große Verluste und ungewohnte Erscheinungen kehren das Verhältniß um. Der erfahrene, ja sogar der gut unterrichtete Infanterist weiß z. B., daß ihm ein Kavallerieangriff nicht gefährlich werden kann, wenn er kaltes Blut behält; der unerfahrene wird leicht bei dem plötzlichen Auftauchen und dem geräuschvollen Herannahen der Reiterei die Fassung verlieren. Die Eindrücke des Gefechts wirken mehr auf die Nerven wie auf Verstand und Geist.

Ohr und Auge wirken unmittelbar ein. Die Einwirkung auf das Ohr äußert sich in dem „Bücken vor den Kugeln", d. h. in der zusammenfahrenden Bewegung, welche fast bei Jedermann zu bemerken, der zum ersten Mal in's Gefecht kommt. Das Bataillon verneigt sich vor den über die Köpfe hinpfeifenden Artilleriegeschossen wie ein von einem Windstoß getroffenes Aehrenfeld. Dieses Bücken verliert sich bei reicher Erfahrung bei vielen Soldaten ganz, andere können es sich nicht abgewöhnen, was aber nicht immer als ein Zeichen von Schwäche angesehen zu werden braucht. Das Klagen der Verwundeten äußert gleichfalls auf viele Menschen eine niederschlagende Wirkung. Die Einwirkung durch das Auge geschieht in der verschiedensten Art: In dem Fallen der Vorgesetzten und Kameraden, dem Anblick der zerschmetterten Glieder, dem plötzlichen Auftauchen des Gegners von einer Seite, wo er nicht erwartet wurde, endlich in dem Zurückweichen anderer Abtheilungen. Alle diese Eindrücke hat der Mensch zu bekämpfen, neben dem Bewußtsein, daß er einer großen tödtlichen Gefahr gegenübertreten muß. — Noch immer aber herrschen hierüber vielfach die durch viele Bücher verbreiteten falschen Begriffe, und noch immer wird in weiten Kreisen die Ansicht genährt, daß ein jeder Mann als ein geborener Held in die Schlacht ginge, das Heldenthum also eine ganz selbstverständliche Sache sei.

Uncivilisirte Völker, deren Körper an Gefahren und Anstrengungen gewöhnt sind, zeigen sich oft gegen die äußeren Eindrücke des Gefechts unempfindlicher als die Söhne der Civilisation, bei welchen aber andere Faktoren die größere Nervosität besiegen müssen. Auch die Einbildungskraft spielt eine große Rolle, insbesondere, wenn dem Heere ein vermeintlich oder wirklich neues Kriegsmittel, oder eine Truppe von ganz besonderem Ruf gegenübertritt.

Die Tapferkeit ist also der Sieg über die menschliche Schwäche, der dem Einen leichter wird als dem Andern. Die Feigheit ist das Unterliegen des Pflicht- und Ehrgefühls gegenüber dem Selbsterhaltungstriebe. Der Sieg wird ohne allen Zweifel erleichtert durch den kriegerischen Geist und die Ueberlieferung desselben von Geschlecht zu Geschlecht. Wer schon in der Kindheit an den Gedanken des Krieges gewöhnt ist, in der Lust am Waffenhandwerk erzogen wurde, wer die Erreichung kriegerischen Ruhmes und militärischer Auszeichnung von frühester Jugend an als das ihm vorschwebende Ideal betrachtet hat, auf dessen Sinne werden die Eindrücke des Krieges nicht einen so abschreckenden Eindruck machen, wie auf die manches andern, dem Waffenberuf von Kindheit an Fernstehenden. Schon die Ueberlieferungen der Familie haben ihn darauf vorbereitet, daß die Bewährung des Mannes im Kriege für ihn mit dem Ehrbegriff innig zusammenhängt. Diese Gründe geben einem Stande, der sich dem Waffenhandwerk Generationen hindurch gewidmet hat, seinen Werth. Man nannte ihn früher mit Recht und nennt ihn manchmal noch jetzt mit weniger Berechtigung einen Militäradel. Dieser Militärstand enthält aber auch in Deutschland nicht nur adlige, sondern auch eine große Anzahl bürgerlicher Familien, in denen der Sohn sich dem Waffenhandwerk wie der Vater widmet. Bei anderen Ständen sieht man in dem Fortpflanzen des Berufes von Geschlecht zu Geschlecht einen Vortheil, aber im Militärstande will man das vielfach nicht anerkennen. Man hat dann immer das abschreckende Beispiel einer Kaste vor Augen, welche dem Bürgerthum feindlich gegenüberstehen, den Rechten und Freiheiten des Volkes gefährlich werden könnte. —

Die Freunde des „ewigen Friedens“ und die Socialdemokraten thun auch in Schriften und Reden das Möglichste, um die Jugend durch Vorhaltung der Leiden des Krieges zu entmannen, die Einbildungskraft mit furchtbaren Bildern von den durch die neuen Waffen verursachten entsetzlichen Verlusten der Zukunft zu erfüllen. Und doch beweisen die Durchschnittsverluste, daß die Verluste durch die neuen Waffen keineswegs größer geworden sind, vielmehr hinter den Verlusten des siebenjährigen Krieges noch zurückstehen. — Will man also den kriegerischen Geist erhalten, so muß man so ziemlich das Gegentheil thun. Freilich soll man der Jugend nicht sagen, daß das Kriegshandwerk ein leichtes ist, aber man soll ihr einprägen, daß mit dem Tapferen das

Glück, daß ein stählerner Sinn besser als jeder Panzer ist, daß man im Vertrauen auf seine Kraft und seinen Gott wie die Väter fröhlich in den Kampf gehen soll, mit dem festen Willen, zu siegen und sich nicht für besiegt zu halten.

Sich nicht für besiegt zu erklären, einfach stehen zu bleiben, auch wenn der Abend herabsinkt und die Sache da und dort mißlich aussieht, ist manchmal dem Siege gleich zu schätzen. Dies war z. B. am 16. August 1870 bei Vionville der Fall, als Prinz Friedrich Karl eine Kavalleriebrigade den nächtlichen Vorstoß machen ließ, um dem Feinde zu zeigen, daß man noch Kräfte habe und an Rückzug nicht zu denken sei.

Der militärische Geist kann sich nicht entwickeln ohne den kriegerischen. Es ist aber wohl möglich, daß eine Nation den letzteren besitzt und nicht zugleich den ersteren. Der militärische Geist geht nicht ganz allein vom Heere aus. Er hat seine Grundlage ebenfalls im Volke. Diese Grundlage ist der gesetzliche Sinn des Volkes. Es kann eine Nation allerdings gesetzlichen Sinn besitzen und doch keinen militärischen Geist haben. Dann aber hat man die Nutzanwendung aus dem gesetzlichen Sinn für das Heerwesen nicht gezogen.

Wo in Familie und Schule die Autorität gewahrt wird, wo der Staatsbürger dem Gesetz und seinen Organen willigen Gehorsam leistet, da ist die Grundlage für Entwickelung des militärischen Geistes vorhanden. — Derselbe besteht in der freudigen Uebernahme aller Pflichten, welche das Heerwesen dem Einzelnen im Kriege auferlegt, aber auch im Frieden, und in der Erkenntniß, daß diese Pflichten nur unter gewissen Bedingungen zu erfüllen sind. Diese wieder bestehen in der unbedingten Unterordnung gegen die Befehle der Vorgesetzten, soweit sie den Dienst betreffen oder mit ihm zusammenhängen, in der Treue zur Fahne, in der Wahrung der militärischen Ehre und in dem Korpsgeist. Strengste Pünktlichkeit und Ordnungssinn zählen außerdem zu den Erfordernissen des militärischen Geistes. Dieser hängt mit dem Begriff eines geregelten Heerwesens eng zusammen. In Preußen z. B. wurden durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und durch die Art und Weise, wie die altpreußische

strenge Kriegszucht auf die neuen Verhältnisse übertragen wurde, durch die zahlreichen Uebungen der Landwehr, durch das Institut der Landwehroffiziere die Begriffe militärischen Wesens in der Bevölkerung verbreitet. Ein Soldat ohne Gehorsam, Pünktlichkeit und Ordnungssinn erschien jedem Preußen ein Unding. — Der Begriff der militärischen Ehre war tief in's Volk gedrungen.

Der gemeine Mann in Preußen betrachtete es nicht nur als einen Ehrenpunkt, die feindlichen Kugeln unverzagt pfeifen zu hören, sondern auch die Anstrengungen des Dienstes gut zu ertragen. An dem „Schlappwerden" auf Märschen z. B. haftete immer eine gewisse Schmach. Dieser Geist vererbte sich vom Vater auf den Sohn. Des preußischen Knaben Lieblingsspiel, auch des Sohnes des Gelehrten und des Künstlers, waren immer Säbel, Gewehr und Kanone, im Gegensatz zu jenen Ländern, wo die Knaben von früh auf Pfarrer spielten, wie zu jener Zeit in Italien. — *)

Unseren Leuten waren deshalb 1870 die thränenvollen Klagen ihrer Wirthe in Frankreich, daß der Sohn zur Mobilgarde eingezogen worden sei, ganz unverständlich, da sie die Ableistung solcher Waffenpflicht seit 1813 als etwas Selbstverständliches zu betrachten gelernt hatten.

Der militärische Geist äußert sich aber nicht nur im Wohlgefallen an der Armee und an ihrem Ruhm, sondern auch in dem Besitz der Eigenschaften, welche eben den Staatsbürger im Falle des Krieges zu einem wirklichen Soldaten machen. In Frankreich z. B., dessen Bevölkerung — wie schon erwähnt — man gute kriegerische Eigenschaften nicht absprechen kann, lebte 1870 keineswegs ein militärischer Geist. Man berauschte sich an den tapferen Thaten der Sieger von Constantine, an der Alma, von Sebastopol und Solferino, aber man hatte keinen Begriff davon, was es heißt, selbst Soldat zu sein, denn der militärische Geist war von der Stellvertreterarmee aus nicht in's Volk gedrungen und konnte nicht dort eindringen, weil die Armee eben der fortwährenden starken Wechselwirkung ermangelte, wie sie in Preußen zwischen dem Heer und allen Ständen stattfand.

Wie der kriegerische Geist mit dem Chauvinismus, so wird auch der militärische mit dem Militarismus häufig verwechselt.

*) Daß dies in einem großen Theil des Bürgerthums Vorurtheile gegen den Offizierstand nicht ausschloß, ist auch von mir schon öfter dargelegt.

Was versteht man denn unter „Militarismus“ in dem Sinne, wie man ihn als Angriffspunkt gewöhnlich verwerthet? Man versteht darunter einen Zustand, in welchem das militärische Interesse im Staatsleben ganz und gar alle übrigen Zweige desselben überwuchert, ganz überwiegend zur Geltung kommt, alle anderen Regungen gewissermaßen erstickt. -- Daß dies nun in den großen Staaten des europäischen Festlandes wirklich so sei, das behaupten die Freunde des ewigen Friedens, die Socialdemokraten und andere revolutionäre Parteien.

Nicht in Abrede darf gestellt werden, daß die militärischen Gesichtspunkte in Europa in der That einen breiten Raum einnehmen müssen, da der Gedanke der „Revanche“ und die noch ungelöste orientalische Frage als Kriegsdrohung uns vor Augen stehen; andererseits ist es die riesige Entwickelung aller Zweige des Völkerlebens, die Vervollkommnung aller technischen Einrichtungen, der Verbindungsmittel, neuer Erfindungen aller Art, mit denen die Einrichtungen der Heere Schritt halten müssen.

Und wer kann bestimmt in Abrede stellen, ob nicht die Völker Europas sich einst gegen neue Ueberfluthungen werden vertheidigen müssen, und daß es gilt, den kriegerischen und militärischen Geist nicht erschlaffen zu lassen?

Daß die militärischen Interessen alles Andere verschlingen, ist unwahr, denn gerade die Entwickelung des Gewerbslebens, des Handels, der Industrie beweist das Gegentheil. Wir wollen nicht untersuchen, ob da und dort die Pflege wissenschaftlicher und künstlerischer Interessen durch die Ausgaben für die Heere gelitten haben kann. Es ist möglich. Dem gegenüber kann man unter Umwandlung des Spruches „vivere non necesse est — navigare necesse est“ nur sagen: „vivere necesse est“. Die Staaten müssen leben. Sie müssen zuerst auf ihre Erhaltung bedacht sein.

Militärischer Geist hat daher, absolut betrachtet, mit dem Begriff des „Militarismus“ nichts zu thun, aber es wird der Gedanke absichtlich genährt, daß er ein Theil des letzteren sein müsse. Denn der militärische Geist an und für sich ist natürlich den revolutionären Parteien sehr verhaßt. Er ist der Gegner ihrer Pläne.

Der wahre militärische Geist ist nicht das Erzeugniß eines Augenblickes. Nur durch gute Heereseinrichtungen, durch Erziehung des Volkes in dem oben angedeuteten Sinne kann er sich bilden.

Wie es in Deutschland so häufig geschieht, giebt man jedem Dinge sogleich eine Parteifärbung. Und so behauptet man denn, der militärische Geist sei von jeher ein Diener des unumschränkten Königthums gewesen. Er ist unter diesem in Preußen allerdings herangebildet worden, aber er kann sehr wohl in einem Verfassungsstaate fortleben, vorausgesetzt, daß der Herrscher der Oberbefehlshaber des Heeres in Wahrheit bleibt. Das Beispiel ist Preußen und in der weiteren Entwickelung Deutschland unter den Hohenzollern. Der militärische Geist ist überhaupt nicht unbedingt an eine Staatsform gebunden. Er kann sowohl in Monarchien als auch in Republiken gedeihen, wie z. B. das alte Rom beweist. Auch dem Schweizer Volk kann in gewissem Grade militärischer Geist nicht abgesprochen werden, wenn er gleich in der neueren Zeit keine ernste Probe bestanden hat. — Bezeichnend für die Nothwendigkeit desselben ist, daß die Revolutionäre, nachdem sie sich — wie in der großen französischen Revolution — bemüht haben, den militärischen Geist zu zerstören, doch sehr bald genöthigt waren, ihn wieder herzustellen. Aber gewöhnlich entsteht dann ein Cäsarenheer, welches ein wahrer Feind des Bürgerthums ist.

Der militärische Geist der Gegenwart muß sich also nicht allein im Heere, sondern im ganzen Volke verkörpern. Daß seine Erhaltung bei der gegenwärtigen Vielseitigkeit des bürgerlichen Lebens und der entgegengesetzten Strömungen, insbesondere in einer langen Friedenszeit, nicht leicht ist, wird Jedermann einleuchten. Preußen aber hat dies in solcher Zeit dennoch verstanden und somit den Beweis geführt, daß sich die erschlaffenden Einflüsse derselben überwinden lassen. —

VI. Mannszucht (Disciplin). Militärische Ehre. Korpsgeist.

Wir haben schon gesagt, daß zum militärischen Geist das Gefühl von der Nothwendigkeit der Unterordnung, das Ehrgefühl und der Korpsgeist gehören.

Vieles von uns über den militärischen Geist Gesagte paßt daher auch auf die Mannszucht selbst, so vor Allem auch, daß die Grundlage der Mannszucht bei einem Volksheere die Zucht in Schule und Familie, und der gesetzliche Sinn des Volkes ist. — Die Mannszucht hat zwei Säulen, die zu allen Zeiten die nämlichen blieben; die eine heißt der Befehl — die andere der Gehorsam.

Das Befehlen wird von Laien gewöhnlich als etwas sehr Leichtes angesehen, denn, so führt man aus, der Soldat müsse ja unbedingt gehorchen — was wäre denn nun so Großes dabei, einen Befehl auszusprechen? Und doch ist das Befehlen eine schwere Kunst. — Wer kann befehlen? Das erste Erforderniß ist, daß der Befehlende auch gehorchen gelernt hat. Nur so kann er erkennen, welchen Eindruck sein Befehl auf den Untergebenen macht. Hierin besteht der Vortheil des Dienens von der Pike auf oder auch der streng militärischen Erziehung in Kadettenhäusern.

Indem der Gehorchende nun seine Erfahrungen über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der empfangenen Befehle macht, wird er wirksam auf die Rolle des Befehlenden vorbereitet.

Was soll man befehlen? — Man kann und darf nur das befehlen, was mit der eigenen Ehre, dem Gewissen und denen der Untergebenen verträglich ist. —

Man soll nur Zweckmäßiges und Ausführbares befehlen. Das zu erkennen wird erleichtert, wenn man vorher die Kunst des Gehorchens geübt hat, hängt aber im Uebrigen von der militärischen Befähigung und dem Verstande des Befehlshabers ab. — Man soll Maßregeln nicht anordnen, deren Ausführung man nicht durchsetzen kann, und soll lieber ein Uebel dulden, als das größere Uebel heraufbeschwören, wirkungslose Befehle zu erlassen. —

Wie soll man befehlen? Die Fassung des Befehls und das Auftreten des Befehlenden sind von der größten Wichtigkeit, aber auch zugleich sehr schwierig. Hat man Zeit, so vermindert sich die Schwierigkeit, ist man aber damit knapp, so erfordert der Befehl — falls die Maßregel nicht eine ganz einfache ist — einen klaren Kopf und die Fähigkeit, seine Gedanken gut auszudrücken. Dies kann oft mit Blitzesschnelligkeit geschehen müssen. Dabei spielt dann auch die Entschlußkraft eine große Rolle.*)

Merkmale des militärischen Befehls sind Kürze, Klarheit, Bestimmtheit. Dem Untergebenen nur um des Prinzips der Selbstständigkeit willen einen Spielraum zu lassen, der nicht unbedingt nöthig, ist verwerflich.**)

Wer kann gehorchen? Der Gehorsam kennt zwei Triebfedern: die freie Ueberzeugung von seiner Nothwendigkeit und die Furcht

*) Siehe Abschnitt II.

**) Siehe Abschnitt Selbstständigkeit.

vor der zu erwartenden Strafe. Zu Zeiten tritt die eine oder die andere mehr in den Vordergrund. Niemals aber wird der Gehorsam einzig und allein auf die eine Basis gegründet werden können. Um eine gute Manneszucht zu erreichen, werden stets beide Triebfedern in Wirksamkeit treten müssen. Da der Krieg ein Ausnahmezustand ist, in welchem Vergehen gegen die Befehle der Vorgesetzten, sowie gegen die allgemeinen Pflichten von dem allergrößten Nachtheil sein können, so sind strenge Strafen selbst bei einem von militärischem Geist beseelten Volke ganz unentbehrlich. Diese Erfahrung ist schon in den ältesten Zeiten gemacht worden, und kein menschlicher Fortschritt, keine Kultur kann hieran etwas ändern, denn die menschlichen Schwächen bleiben bestehen, trotz aller Kultur.

Der jetzige „Kulturmensch", wie der beliebte Ausdruck lautet, wird ebensogut nach ungeheurer Ermüdung auf Posten einschlafen wie der römische Soldat oder der Germane vor zweitausend Jahren, wenn nicht die strengste Strafe ihren drohenden Arm erhebt. —

Eine Herabsetzung der Strafen in einem Grade, welcher nicht im Verhältniß zu der Größe des zu erwartenden, durch das Vergehen herbeigeführten Nachtheils steht, wäre wieder ein Zeichen der falschen Humanität, welche, eine zärtliche Fürsorge für den Verbrecher zur Schau tragend, vergißt, daß der Gesetzgeber vor Allem die Sicherheit der gesammten Gesellschaft — hier der Armee — im Auge haben muß.

Die Liebe zum Vaterlande, das Staatsgefühl und die Begeisterung für die Sache sind für den Krieg außerordentlich werthvoll, aber sie reichen in keiner Weise aus. Regen, Kälte, Hunger, Hitze setzen die Begeisterung baldigst gewaltig herab. Der Sinn des Menschen richtet sich auf das Nächste. Da muß denn die Disciplin eintreten und ist sogar mit dem Blute Eines oder Mehrerer nicht zu theuer erkauft. —

Ein großes Hülfsmittel der Disciplin sind die strengen Dienstformen und das straffe Exerziren, welches in der deutschen Armee herrscht, und welche gewohnheitsmäßig auf die Aufrechthaltung der Disciplin hinwirken.

Die Revolutionäre aller Farben wollen die Freiheit in einen Stand tragen, für den die Freiheit eben unbedingt nicht paßt, indem sie die Erziehung des jungen Soldaten außer Dienst dem Vorgesetzten ganz aus der Hand winden wollen. Der Soldat aber bleibt außer

Dienst und im Dienst derselbe Mensch. Seine Erziehung muß ein Ganzes sein. Sie kann nicht auf innerhalb des Dienstes beschränkt bleiben. Neben seiner Bestimmung gegen den äußeren Feind soll das Heer der Hort der staatlichen Ordnung sein.

Strenge, Gerechtigkeit und Wohlwollen, ferner tadelloses Beispiel der Vorgesetzten sind die Grundpfeiler der Manneszucht eines Volksheeres der Gegenwart. Hierzu tritt noch die Pflege des militärischen Ehrgefühls. Jede Verletzung desselben Seitens eines Vorgesetzten ist ein großer Fehler. Geschlagene Soldaten bilden eine geschlagene Armee. Es gab Zeiten, wo man die Spießruthen und den Stock nöthig hatte, in der Gegenwart trifft jeder Schlag das Ehrgefühl des ganzen Heeres. Abermals im Widerspruch mit vielfach verbreiteten Lehren ist festzustellen, daß es eine besondere Standesehre giebt. Dieselbe wurzelt zu allererst allerdings in der Ehre, welche jeder unbescholtene Mann als solcher besitzen muß, besteht aber in jedem Stande in der höchsten und reinsten Erfüllung der Pflichten, selbst wenn jede Aufsicht fehlt.*) Es ist eine eigenthümliche Erscheinung der Gegenwart, daß man diesen Satz, dessen Wahrheit in die Augen springt, auf das Heftigste bekämpft. Es ist dies auch eine Folge davon, daß man sich in eine öde Gleichmacherei absolut verrannt hat. Die Armee, insbesondere der Offizierstand, beansprucht hiermit gar kein Vorrecht, sondern sie wollen nur ihre Eigenthümlichkeit wahren. Und eine gewisse Eigenthümlichkeit des Ehrbegriffes hat jeder Stand zu wahren, der Arzt, der Beamte, der Rechtsanwalt, der Offizier. Sobald man sich von der Herrschaft des Schlagwortes losmacht und die Sache ruhig betrachtet, wird man zu der Einsicht kommen, daß der Satz vom Standesehrbegriff, der übrigens in der Praxis hundertfach ohne Widerspruch ausgeübt und nur einer blassen Theorie zu Liebe bekämpft wird, auf durchaus gesunder Grundlage ruht. Aber der Deutsche muß nun einmal aus Allem eine Doktorfrage machen und seine Parteitheorie auch aller gesunden Vernunft gegenüber verfechten. Nachdem man Monate lang den Begriff einer militärischen Ehre bekämpft hatte, sprach man plötzlich bei Gelegenheit der Auflösung der Produktenbörse von kaufmännischer Ehre. Diese also darf existiren — und die des Offiziers nicht?

Was das Duell anbetrifft, welches im deutschen Adel, im

*) Siehe hierüber meine Schriften „Die Ehre und das Duell“ und „Der Ehrbegriff des Offizierstandes“ 1896, Schall und Grund, Berlin.

Offizierstande und in den höheren bürgerlichen Ständen seit Jahrhunderten Sitte war, und, wie ich nachgewiesen habe — auf ursprünglich germanischer Grundlage ruht, so trägt es in der Armee ohne allen Zweifel zur Hebung des kriegerischen Geistes und Erhaltung des Ehrgefühls bei, indem es dem Manne gebietet, mit seiner Person für seine Handlungen einzustehen, also das Gefühl der Verantwortlichkeit für diese und somit zugleich die selbständige Handlungsweise steigert. —

Der militärische Ehrbegriff ist nicht nur mit der Person des Einzelnen, sondern mit dem Stande und insbesondere mit dem Korps verknüpft. Es muß hier stets heißen Alle für Einen, Einer für Alle. Der Ehrbegriff schließt in sich die Treue zur Fahne. Er ist gewissermaßen das militärische Dogma, der Kompaß, der den Führer im Kriege durch die schwierigsten Lagen hindurchleiten kann. Die militärische Ehre kann ihn nicht zu einem Cäsar machen, wohl aber zu einem Leonidas. Sie wird ihn in allen Fällen vor Schimpf und Schande sicherlich treu bewahren.

Der Hauptträger jenes Ehrenkorporationsgeistes war bei den Römern die Legion, im Mittelalter das Gefolge des Bannerherrn, in den stehenden modernen Heeren das Regiment.

An die Fahnen und die Nummer des Regiments heften sich die glorreichen und schmerzlichen Ueberlieferungen, die Erinnerungen des Ganzen wie des Einzelnen. Die Nummer des Regiments ist dem Soldaten theuer als seine militärische Heimath, auch wenn er längst wieder des Königs Rock ausgezogen hat. — Ein guter Theil der Wehrkraft des Vaterlandes ist verloren, wenn dieses Gefühl dem Soldaten abhanden kommt. Dann würden eben geistige und körperliche Verweichlichung oder die Bestrebungen der auflösenden Parteien auf ihn eingewirkt haben. —

Mehr als im Leben des ganzen Volkes vermag in Kriegszeiten eine mächtige Persönlichkeit auf das Heer einzuwirken. —

Die Beispiele sind so bekannt, daß ich nicht nöthig habe, sie hier vorzuführen. In einer solchen Persönlichkeit vereinigt sich militärisches Genie mit den Charakterzügen des Ernstes, der Unbeugsamkeit, der Strenge, der Entschlossenheit, der Kunst des Befehlens, aber fast stets begleitet von Leutseligkeit und Fürsorge für den Soldaten.

Man lese z. B. den Empfang Angereaus und anderer Generale bei Bonaparte, nachdem er den Befehl über die Armee von Italien übernommen, und man erhält einen Begriff von der Art und

Weise, wie sich ein überlegener Geist unter schwierigen Verhältnissen sofort Geltung verschafft.*)

Schwieriger gestaltet sich eine durchgreifende Einwirkung im Frieden. Da im Frieden der Beweis für die Richtigkeit der Handlungsweise eines Befehlshabers durch die kriegerische siegreiche That fehlt, nimmt der Untergebene gar manche Handlung des Vorgesetzten, die ihm augenblicklich unbequem ist, und deren Zweck er nicht sofort übersieht, als Willkür und kleinliche Tyrannei. Aber auch im Frieden giebt es Persönlichkeiten, welche durch ihr ganzes Auftreten Offizieren und Soldaten die Ueberzeugung beibringen, daß ihnen ein ganzer Mann, dem sie mit Vertrauen in's Feld folgen können, gegenübersteht. Ein solcher Mann war der Prinz von Preußen, später Kaiser Wilhelm I. Sein Wesen war ein anderes wie die Manier des aus der Revolution geborenen Cäsars. — Die Ruhe und Würde seines Auftretens, seine vornehme Haltung, die ernste Freundlichkeit seines Gesichtsausdruckes, sein schlichtes Wort, sein bestimmtes Urtheil, die Aeußerungen seines Gerechtigkeitsgefühls gewannen ihm schon im Frieden die Herzen, die Napoleon erst durch seine Thaten eroberte. —

Am größten und eindringlichsten freilich zeigt sich die Einwirkung der Persönlichkeit auf ein Heer in und nach Unglückstagen, und auch hier haben wir unübertroffene Beispiele in der preußischen Geschichte. Wir nennen nur Friedrich nach Kollin, Hochkirch, Kunersdorf; Blücher und Gneisenau nach Ligny. —

Feldmarschall Moltke sagte in einer Tischrede, die er inmitten des Offizierkorps seines Regiments — dessen Kommandeur ich damals die Ehre hatte zu sein — im Kasino in Stargard hielt:

„Meine Herren! Wenn man nur mit Siegen zu rechnen hat, so ist es leicht, Strategie zu treiben — wenn man aber mit Niederlagen rechnen muß, dann ist es etwas Anderes! Und dies, meine Herren, ist der Unterschied zwischen den beiden Männern" — auf Gneisenaus und sein eigenes Bildniß deutend — „deren Bilder Ihren Saal zieren." —

Wenn nun auch dieser von echter Bescheidenheit zeugende Satz die eigenen Verdienste — die Leitung so großer Armeen, wie sie Blücher und Gneisenau niemals zufiel — fast in Schatten stellt, so liegt doch die tiefe Wahrheit darin, die wir oben ebenfalls berührt haben.

---

*) Taine, Les origines de la France contemporaine. La Révolution.

VII. Vergleich der Armeen verschiedener Zeiten

Schon oben haben wir darauf hingedeutet, daß man in der neueren Zeit bei Vergleichen zwischen den Armeen des 18. und des 19. Jahrhunderts — insbesondere den aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangenen — die ersteren vielfach unterschätzte, unsere jetzigen Heere nach ihren Leistungen in den Freiheits- und Einheitskriegen als ein Ideal hinstellte und sich von Betrachtungen über die Mängel, welche die allgemeine Wehrpflicht mit sich führen kann, ganz fern hielt. — Wir haben die Vorzüge, welche sie, insbesondere in Preußen in der Zeit von 1815 bis 1871, zeitigte, genügend hervorgehoben, aber es gilt nun auch zu erwägen, wie sich die Sache weiter entwickelt hat, und was man in Zukunft von den Riesenarmeen der allgemeinen Wehrpflicht erwarten kann. Wie oft haben sich herrliche, nationale Einrichtungen nach einer verhältnißmäßig kurzen Blüthezeit dem Verfall zugeneigt, wie z. B. das von Kaiser Maximilian I. geschaffene nationale Fußvolk der Landsknechte

Wir wollen nicht behaupten, daß schon jetzt eine Verfallzeit der allgemeinen Wehrpflicht angebrochen wäre, aber nöthig ist es — insbesondere den auflösenden Neigungen der Zeit gegenüber — die Augen offen zu halten und sich nicht in eine falsche Sicherheit zu wiegen, wozu der Ruf: Wie viel besser sind wir als unsere Vorgänger! gewaltig beitragen kann. —

So kann es, glauben wir, von Nutzen sein, einen kurzen Rückblick auf die Armeen des 18. und 19. Jahrhunderts zu werfen und uns die Frage zu beantworten: Sind wir wirklich besser und werden wir besser bleiben als unsere Vorfahren? Wir haben hierzu die französische und preußische, in denen sich doch wohl die größte Einheitlichkeit des Kriegswesens verkörperte, gewählt, doch soll sich unsere Schilderung hauptsächlich auf Zusammensetzung und Geist der Armeen beschränken. —

Die preußische Armee unter Friedrich dem Großen.

In dieser Armee finden sich unter den Heeren des 18. Jahrhunderts die verhältnißmäßig größten Anklänge an ein Volksheer der Gegenwart durch die Kantonverfassung von 1733. Die Regimenter erhielten gewisse Bezirke, deren junge dienstbrauchbare Mannschaft ihnen zur Verfügung stehen sollte. —

Der Regimentsbezirk (Kanton) zerfiel wieder in Kompagnie-

bezirke. Alle jungen Leute wurden in Listen geführt und erhielten ein Abzeichen, mußten nach ihrer Kommunion (Firmung) den Eid der Treue schwören und unterstanden der Gerichtsbarkeit des Regiments. Ein „Enrollirter" konnte nur mit Erlaubniß der Behörden seinen Aufenthalt in einem anderen Kanton nehmen.

Die Listenführung und die Aushebung wurden von den Kompagniechefs unter Aufsicht des Regiments versehen.

Diese Einrichtungen würde man in jetziger Zeit den reinsten „Militarismus" nennen und nicht mit Unrecht. Auf alle Stände ausgedehnt, würden sie die allgemeine Wehrpflicht bedeutet haben, aber es bestand eine so ungeheure Menge von Ausnahmen, daß die Wehrpflicht fast nur auf den unbemittelten Volksklassen lastete.

Dennoch war es diese Kantonverfassung — wie man sie später genannt hat — welche die Umwandlung der preußischen Armee in ein reines Werbeheer verhinderte. Sie gab ihr eine nationale Beimischung und ermöglichte während des siebenjährigen Krieges die Ergänzung der Truppen, indem die Lieferung von starken Rekrutenquoten durch die Gemeinden an Stelle der Aushebung trat. — Allerdings wurden weder bei der Aushebung im Frieden noch bei der Lieferung im Kriege immer die besten Elemente zu den Regimentern geschickt, wodurch Erziehung und Ausbildung erschwert wurden. Die Einstellungen erfolgten keineswegs in bestimmten Zeiträumen wie jetzt, sondern je nach Bedürfniß.

Der Rest der Mannschaft — und dies war immerhin der bei Weitem größere — wurde durch Werbung im In- und Auslande aufgebracht.

Das neue preußische Generalstabswerk über die Kriege Friedrichs führt Theil I an, daß vom August bis November 1740 244 Inländer bei der Infanterie eingestellt wurden. Unter Ausländern verstand man damals auch alle in nichtpreußischen deutschen Staaten Angeworbenen.

Eine weitere Eigenthümlichkeit der preußischen Armee bildete das Beurlaubungswesen, was ebenfalls schon eine starke Aehnlichkeit mit den jetzigen Entlassungen zur Reserve enthielt. Hauptsächlich wurden Inländer beurlaubt. Die Regimenter mußten nur in der sogenannten Exerzirzeit April, Mai, Juni vollzählig sein. Die Grenadierkompagnie beurlaubte durchschnittlich 20, die Musketierkompagnie 45, eine Eskadron bis zu 30 Mann.*) — Die

*) Bei den Husaren war die Anzahl ganz schwankend.

preußische Armee zerfiel in Feld- und Garnisontruppen, welche letztere (nur Infanterie) auch einen bestimmten Kanton hatten. Außerdem bestanden im Frieden 4 Landregimenter (Infanterie). Im siebenjährigen Kriege wurden durch Beschluß der märkischen und pommerschen Stände 25 Bataillone, 1 Jägerkompagnie und 4 Schwadronen Landmiliz, die vorzügliche Dienste leisteten, errichtet, — ein Zeichen, wie tief das vaterländische Gefühl und der militärische Geist, im Gegensatz zu vielen anderen Theilen Deutschlands, in die Bevölkerung dieser altpreußischen Lande eingedrungen waren. Für die Landregimenter war ein Stamm von Offizieren und Unteroffizieren stets im Dienst. Die Uebungen der sonst beurlaubten Soldaten fanden zu bestimmten Zeiten statt. Diese Regimenter standen deshalb auf einer viel höheren Stufe als die Milizen älterer und neuerer Art, wie sie in Frankreich, England, Oesterreich, Sachsen und Bayern vorhanden waren.

Das Offizierkorps — die Seele der Armee — war, wie schon bemerkt, in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts größten Theils aus dem Adel gebildet wie in Frankreich, aber in einer ganz anderen Weise. Die Marken (Provinz Brandenburg) waren ursprünglich ein zur Grenzhut gegen die heidnischen Slaven bestimmter Landstrich. Er kennzeichnete sich damals — und zum Theil paßt dies noch heute — als eine Gegend, in der Sand mit Sumpf, Wald, Seen und Wasserläufe abwechselten. Was im Süden und Westen Deutschlands Fels und Bergpaß, das waren hier Sumpfinseln, Seen und Dammpässe. Eine tapfere, abgehärtete, arbeitsame Bevölkerung von rauher, kriegerischer Eigenart war in der Mark unter diesen Verhältnissen herangewachsen.

Schlaffe, unfähige Regierungen hatten eine Verwilderung erzeugt, die man gemeinhin allein dem Adel unter dem Titel Raubritterthum aufbürdet, obgleich die anderen Stände nicht weniger davon ergriffen waren. So leistete der Adel dem ersten Hohenzoller Widerstand, der durch Klugheit und Tapferkeit gebrochen werden mußte, aber schon nach dem dreißigjährigen Kriege fanden die Hohenzollern in dem märkischen Adel für Heer und Beamtenthum die festeste Stütze. Insbesondere für die Armee muß dies betont werden, da das Bürgerthum nach dem dreißigjährigen Kriege die Neigung zum Waffenhandwerk verloren, der Adel sie sich bewahrt hatte.

Aehnlich lagen die Verhältnisse in Pommern und Ostpreußen. Wenn der Adel nun gute kriegerische Eigenschaften zum Heere

mitbrachte, so hatten die Hohenzollern die Aufgabe, diese Eigenschaften zu verwerthen, den Adel für den regelmäßigen Heeresdienst zu disciplíniren, und dies ist ihnen von dem Großen Kurfürsten an vortrefflich gelungen. Als der Schöpfer aber des preußischen Offizierkorps ist König Friedrich Wilhelm I. zu betrachten.

Er stellte das Offizierkorps auf die unerschütterliche Grundlage des Pflicht- und Ehrgefühls, wodurch sich ein fest geschlossener, von einheitlichem Geist beseelter Offizierstand bildete. Dieser war, um das moralische Uebergewicht über das gemischte Element der Mannschaft herzustellen und auch zur Erhaltung der Disciplin im Offizierkorps selbst durchaus nothwendig.

Dieses Offizierkorps war fertig, als Friedrich II. den Thron bestieg. Der größte Theil desselben war national. Jedenfalls war es das nationalste Element des Heeres Allerdings war damals noch die Zeit, in welcher der junge Edelmann häufig in verschiedenen Heeren diente, aber dies galt nicht von der Masse des märkischen, pommerschen und ostpreußischen Adels.

Die fremde Beimischung — zu welcher die adligen ausgewanderten Hugenotten, die zahlreich in der preußischen Armee dienten, nicht zu rechnen sind — war gegen Ende der Regierung Friedrich Wilhelms I. gering, wie die Rangliste von 1740 beweist.

Die Zahl der fremden, nichtdeutschen, meist französischen Namen ist kaum bemerkenswerth und dabei ist noch nicht festzustellen, wie viele davon aus der französischen Hugenottenkolonie herstammten. Am stärksten sind die französischen Namen in dem kleinen Ingenieurkorps vertreten, da der Ruf der französischen Ingenieure seit Vauban den aller anderen Länder überstrahlte.

Dagegen sind die Geschlechter des brandenburgischen, pommerschen und ostpreußischen Adels vollzählig in der Armee vertreten. In beifolgender Uebersicht geben wir die Anzahl der in der damaligen Armee dienenden Mitglieder einiger bekannter Adelsfamilien an.

Es dienten 1740 als Offiziere in der preußischen Armee aus den Familien Arnim 14, Bonin 12, Borck 34, Bredow 31, Burgsdorf 12, Damitz 10, Dohna 13, Goltz 17, Gröben 14, Kleist 63, Köller 8, Lettow 11, Lüderitz 15, Marwitz 14, Massow 18, Münchow 23, Osten 10, Puttkammer 23, Pfuhl 11, Rohr 13, Schenkendorf 11, Schulenburg 13, Schwerin 25, Sydow 21, Treskow 18, Unruh 11, Waldow 18, Wedell 12, Winterfeld 8, Wulfen 11, Zastrow 19, Zitzwitz 13 Mitglieder.

Erst später, schon während des siebenjährigen Krieges und in der folgenden Zeit, drangen viele ausländische Elemente in das Offizierkorps ein. — Die Offizierlaufbahn war im Uebrigen den Bürgerlichen nicht gänzlich verschlossen. Ein nicht adliger Unteroffizier konnte nach zwöljähriger Dienstzeit zum Offizier vorgeschlagen werden. Bei den Husaren, der Artillerie, den Ingenieuren, den Freikorps durften Bürgerliche in größerer Anzahl Offizier werden.

Wenn man neuerdings, gestützt auf einige Vorkommnisse während und nach dem unglücklichen Feldzug in Böhmen 1744/45, Zweifel an der Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit dieses Offizierkorps gesetzt und behauptet hat, dasselbe sei erst durch Friedrich zu dem gemacht worden, was es war, so ist natürlich nicht zu bestreiten, daß der große König sowohl durch seine Thaten als auch durch seine Vorschriften und seine Persönlichkeit einen großen Einfluß ausgeübt hat. Und gewiß konnte dieses Heer erst nach dem Heldenkampf der sieben Jahre seine unvergleichliche Stellung in Europa einnehmen. Aber ebenso gewiß ist, daß Friedrich schon ein Offizierkorps, das Werk seines Vaters, übernahm, durch dessen Aufopferung, Pflicht- und Ehrgefühl es ihm erst ermöglicht wurde, in den Kampf mit Oesterreich einzutreten und später Europa zu trotzen. —

Nicht wie in Frankreich zerfiel dieser Militäradel in zwei Klassen, sondern Alle ohne Ausnahme mußten die rauhe Schule des preußischen Dienstes von der Pike auf durchmachen. Da gab es keine zu erfüllenden Hofpflichten, denen die in der Wiege schon ernannten Obersten auf dem Parkett von Versailles oblagen, sondern nur das Exercitium, der Sporenklang, die schnelle Chargirung und die Kunst der geordneten Verwaltung standen im Ansehen. — Der rauhe, kurze, schneidende Befehlston, der bei den preußischen Truppen unter dem alten Dessauer und Friedrich Wilhelm I. Sitte wurde, schuf die Wunder der Schnelligkeit, der Regelmäßigkeit und der Ordnung, durch die sich dies Heer auszeichnete, machte aber das preußische Wesen und den preußischen Korporalstock in ganz Deutschland verhaßt, und die Sage davon wird noch jetzt von gewissen Parteien als Stichwort gemißbraucht. Erst nach der Schlacht bei Roßbach fing man in Deutschland an, dem Heere, das man gefürchtet und bewundert hatte, Sympathien entgegen zu tragen.

Wenn die Thaten des Heeres unter Friedrich den Ruhm desselben in alle Welt verbreiteten, so lockten sie zugleich eine große Anzahl Krieger anderer Nationalität in seinen Dienst, deren Leben

und Ehre sich nicht ebenso unbefleckt erwies, wie das der altpreußischen Offiziere.*)

Die Verhältnisse im Osten, insbesondere die erste Theilung Polens, führten dem Offizierkorps slavische Elemente zu, die, wie der polnische Adel im Allgemeinen, zwar tapfer und ritterlich, aber nicht in derselben strengen Zucht wie die altpreußischen Offiziere groß geworden waren.**)

Man sieht, das Offizierkorps, mit dem Friedrich den Krieg 1740 begann, war einheitlicher als das nach seinen großen Kriegen vorhandene, aber andererseits hatte dies die Ueberlieferung unvergleichlicher Thaten. —

Das Bild der Mannschaft aber hat unter der jetzigen „legendenzerstörenden" Manier der Geschichtsschreibung noch mehr gelitten wie das des Offizierkorps. Man hat sich dabei neuerdings in den größten Uebertreibungen ergangen. Der „Söldner" von damals wird als ein Mensch geschildert, der nicht nur seine Arme verkaufte, sondern auch das Recht für sich in Anspruch nahm, die Fahne zu verlassen, wenn es seinem Herrn so schlecht ging, daß dieser die eingegangenen Bedingungen zeitweise nicht halten konnte, oder auch wenn er glaubte, daß es ihm anderwärts besser gehen könnte. Nach jenen Darstellungen lief dann der ausländische Söldner zu einer anderen Armee, der inländische Kantonist, wenn er irgendwie konnte, nach Hause. Man hat sogar behauptet, daß einer vorgehenden Reiterpatrouille immer eine andere hätte nachgeschickt werden müssen, um jene im Auge zu behalten.

Selbstverständlich ist es, daß wir das chronische Uebel einer starken Fahnenflucht, die sich insbesondere nach großen Unglücksfällen — wie nach dem unglücklichen Feldzuge 1744/45 in Böhmen, nach der Einnahme von Breslau durch die Oesterreicher im November 1757 u. s. w. — zeigte, nicht bestreiten wollen, aber wir behaupten, daß von den Neueren alle die Faktoren dabei außer Acht gelassen wurden, welche ihm in gewissem Grade das Gleichgewicht hielten. Diese waren zuerst die geordneten Verhältnisse, in die der Soldat — im Vergleich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges — eintrat. Das waren nicht mehr nur auf Kriegszeit geworbene

*) Tellheim und Riccaut kann man als die beiden Typen betrachten.

**) Die schon vor der Theilung ausgewanderten Edelleute reformirten Bekenntnisses zeigten sich als die treuesten Anhänger Preußens wie ihre Glaubensgenossen aus Frankreich, und eine Reihe der tüchtigsten Offiziere ist aus ihnen hervorgegangen.

Schaaren, sondern feste Truppentheile mit geordneter Verwaltung. Der preußische König war der absolute Landesherr, und das damals viel stärkere religiöse Gefühl wirkte mit, den Mann an die Fahne zu fesseln. Unter den Geworbenen war wohl eine Anzahl unverbesserlicher und verzweifelter Subjekte, auch manche durch List oder Gewalt Eingestellte, endlich aber auch ein Stamm echter Soldatennaturen, welche aus wahrhaft germanischer Neigung — insbesondere in Kriegszeiten — dem Kalbfell oder der Trompete zuliefen. Diese Leute, aber auch die weniger zuverlässigen, wurden durch die glücklichen Kriegsthaten Friedrichs mit jener Anhänglichkeit an die Person des Königs-Feldherrn, an das Heer und an ihren Truppentheil erfüllt, wie wir es in der Ueberlieferung und in tausend nacherzählten Zügen, vor Allem aber durch die von ihnen ausgeführten Thaten bezeugt finden.

Denn die Thaten dieses Heeres, insbesondere Roßbach und Leuthen, überstrahlen denn doch noch den wohlerworbenen Ruhm der Sieger von Belle-Alliance, Königgrätz und Sedan. Von eiserner Disciplin und soldatischem Ehrgefühl zusammengehalten, überstanden sie die größten Unglücksfälle und verzweifeltsten Lagen. Drei Monate nach dem unglücklichen und auflösenden Feldzuge in Böhmen lieferten sie die glorreiche Schlacht von Hohenfriedberg. Nach Kollin und Hochkirch blieben sie wacker zusammen, und nur einmal erfolgte eine gänzliche Auflösung — nach Kunersdorf.

Den Kern bildeten aber immer die preußischen Kantonisten, auf welche die Anhänglichkeit an den König und an das Vaterland, endlich bei den Protestanten auch das dunkle Bewußtsein, für die evangelische Sache zu fechten, mitwirkten. „Der Kantonist," sagt Koser mit Recht,*) „vereinigte mit der Heimathsliebe, der persönlichen Hingabe des Vaterlandsvertheidigers etwas von dem Zunftgeiste des Berufssoldaten, von dem Stolze des alten Landsknechtes."

Der Beweis liegt darin, daß Friedrich mit dem Mittel, die Truppe bei schlechtem Verhalten der äußeren Ehrenzeichen zu entkleiden — Regiment Bernburg vor Dresden; Drohung vor Leuthen — oder neue Ehren hinzuzufügen, im Stande war, Großes zu wirken. Auch der landschaftliche Charakter der Regimenter und das Gefühl der heimathlichen Zusammengehörigkeit wurde durch die Kantonverfassung erhalten.

*) „König Friedrich der Große", Th. I.

Nein, das Bild dieses Heeres der drei schlesischen Kriege, wie es uns früher dargestellt wurde, hat durch die neuaufgestellten Behauptungen und Ansichten — denn von Beweisen kann keine Rede sein — sich nicht verändern können. Neben den Spießruthen und dem Stock bestand ein hohes soldatisches Ehrgefühl und das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit diesem Könige, der die Strapazen und Gefahren des Soldaten theilte, unter ihnen weilte wie ihresgleichen. Die Grenadiere Friedrichs standen den alten Garden Napoleons I. und der königlichen Garde Wilhelms I. nicht nach. — Erst unter dem Eindruck der Niederlage von 1806 fing man anders an zu urtheilen. Unsere Zeit begeht eben auch so oft den Fehler, den Werth einer Sache mit ihrem eigenen Maßstabe zu messen. —

Nicht verständlich aber und nicht zu billigen ist auch für damalige Zeiten das Unterstecken, die zwangsweise Einstellung von Kriegsgefangenen, der wir einige Male, im größten Maßstabe nach der Kapitulation der Sachsen 1756, begegnen. Friedrich hat davon aber auch nur in seltenen Fällen Nutzen gezogen, und hat dies auf den Geist der Armee eine besondere Einwirkung nicht gehabt. —

Die Verwaltung war in Preußen nach bestimmten, von dem Generaldirektorium aufgestellten Etats einheitlich, und zwar unter strengster persönlicher Kontrole des Königs, geregelt. Die Kompagnie- und Eskadronschefs führten aber unter Aufsicht der Regimenter die Verwaltung der Kompagnie ꝛc. auf eigene Kosten, d. h. der Chef empfing die Löhnung, die Unkostengelder und die Gewehrgelder. — Hierfür mußten alle Ausgaben bestritten werden, aber die zahlreichen Beurlaubten erhielten keine Löhnung, und standen die gemachten Ersparnisse dem Kompagniechef zu, der auf diese Weise eine ansehnliche Einnahme hatte. Alle höheren Offiziere behielten daher auch nach ihrer Beförderung ihre Kompagnie, welche von Stabskapitänen mit Lieutenantsgehalt geführt wurden. Die theilweise Aenderung dieser Verhältnisse gab nach dem siebenjährigen Kriege Anlaß zu mancher Unzufriedenheit. Später wirkte diese Einrichtung mit zum Verfall des Geistes des Heeres. —

Die Armee Friedrichs kannte kein Gardekorps. Es bestand nur: das 1. Bataillon Garde, durch Rang und höhere Löhnung ausgezeichnet; das Regiment Garde zu Fuß; ein Bataillon Grenadiergarde; die Garde du Corps. Einen bevorzugten Rang nahmen

noch ein, ohne zur Garde zu gehören: das Regiment Gensdarmes, das Leibregiment zu Pferde und das Leib-Karabinierregiment.

Außer diesen Rangverhältnissen hatten wohl einzelne Regimenter einen besonderen Ruf, der sich damals aber, als die Zusammensetzung der Offizierkorps eine ganz gleiche war, nur auf die Kriegsthaten und das Alter des Regiments stützte.

Was die Waffengattungen anbelangt, so war die Infanterie unter Friedrich Wilhelm I. in der preußischen Armee die geachtetste und geschätzteste Waffe, und die Schlacht bei Mollwitz schien dies bestätigen zu wollen. Aber die Reiterei gewann durch ihre glänzenden Thaten bald einen Ruf, der sie ebenbürtig neben die Infanterie stellte. Von einer Bevorzugung der Reiterwaffe war in der Armee keine Rede. In der Infanterie aber nahmen die bei jedem Bataillon bestehenden Grenadierkompagnien, welche im Kriege zu Bataillonen zusammengestellt wurden und aus den besten Leuten zusammengesetzt sein sollten, eine bevorzugte Stellung ein. — Dagegen wurden die Husaren noch sehr lange Zeit, trotz des Rufes, den sie sich in den Kriegen Friedrichs machten, gar nicht zur Kavallerie gerechnet. Die Artillerie und die Ingenieure, welche von der Infanterie und Kavallerie kaum als Soldaten angesehen wurden — und denen auch viel Zunftmäßiges anklebte — standen in der öffentlichen Meinung in zweiter Linie, und die Garnison- und Landregimenter erst recht. —

Der Friedens- und Kriegsetat war der gleiche. Bei einer Mobilmachung bedurfte es nur der Einberufung der Beurlaubten aus den Kantons und des Ankaufes der Pferde, um in zwölf Tagen fertig zum Ausrücken zu sein. —

Die Armee Friedrichs bestand 1740 beim Eintritt in den ersten schlesischen Krieg aus

75 842	Mann	Infanterie
22 344	„	Kavallerie
1 217	„	Artillerie
43	„	Ingenieuren
Zusammen 99 446	Mann.*)	

Beim Tode des Königs waren vorhanden:

150 000	Mann	Infanterie
40 000	„	Kavallerie
10 000	„	Artillerie und Ingenieure
Zusammen 200 000	Mann.	

*) „Die Kriege Friedrichs des Großen", vom Preuß. Generalstabe. Th. I.

Die Armee war in 5 Infanterie- und 4 Kavallerieinspektionen eingetheilt. Der Chef des Regiments war dem Könige persönlich für die Ausbildung, Verwaltung und die Leistungen des Regiments verantwortlich. Die Eintheilung in größere taktische Einheiten im Frieden war unbekannt. Die Armee, welche auf einem Kriegsschauplatz die Operationen durchzuführen bestimmt war, wurde als ein einheitliches Ganzes betrachtet. Die Ordre de bataille theilte die Armee in zwei Treffen, in deren Mitte die Infanterie, auf den Flügeln die Reiterei stand.

Außerdem zerfielen die Treffen in einen rechten und linken Flügel, diese wiederum in einen Kavallerie- und Infanterieflügel.

Die Stellung der Artillerie war durch besondere Befehle jedes Mal geregelt.*) In der preußischen Armee waren jedem Bataillon seit dem 1. schlesischen Kriege 2 leichte Kanonen zugetheilt.

Die Schlachtentaktik bestand in einem regelmäßigen Aufmarsch und in einem allmäligen Vorrücken gegen den Feind, um denselben unter fortwährender Abgabe von Infanterie- und Artilleriefeuer von seinem Platze fortzudrängen.

Die Reiterei attackirte die ihr gegenüberstehende und versuchte dann in die Infanterietreffen einzubrechen. Die Verfolgung war nur ausnahmsweise lebhaft.

Eine Aufklärung durch Kavalleriemassen im heutigen Sinne kannte man nicht, sie geschah durch sogenannte Parteien. Dagegen wurde der Kleine Krieg lebhaft geführt.

Ein Parallelkampf war also der Typus der Schlachten bis in die ersten schlesischen Kriege hinein, bis Friedrich, der die Schlacht wieder als das erste und vornehmste Mittel der Kriegführung betrachtete, seinen Schlachtangriff auf einen feindlichen Flügel richtete und in dem schrägen Vorgehen der Staffeln ihm die passende Form gab; passend nämlich gegen die unbeweglichen Schlachtlinien seiner Gegner. —

*) Die große Taktik und die Einzelheiten der Fechtweise sind mehrfach dargelegt, so auch in meiner „Fechtweise aller Zeiten" und neuerdings sehr ausführlich wieder in dem Generalstabswerk über die Kriege Friedrichs des Großen. Erster Band.

Die Armee Napoleons I.

Das Ungewitter der großen Revolution hatte die alten Verhältnisse über den Haufen geworfen. Vorübergehend hatten ihre Machthaber die allgemeine Wehrpflicht als furchtbares Mittel gegen das Bündniß der Könige eingeführt.*)

Aus den durch die fortwährenden Feldzüge allmälig geschulten Heeren der Revolution hatte Napoleon seine Armee auf neuen Grundlagen gebildet. Schon das Gesetz vom 19. Fructidor VI (6. 9. 1798), welches die Konskription regelte, enthielt sehr milde Bestimmungen über die abzuleistende Dienstpflicht, und das vom (17. Ventôse VIII (8. 3. 1800) hatte die Stellvertretung wieder eingeführt.

Durch das Gesetz vom 28. Floréal X (18. 4. 1802) wurde weiter festgestellt, daß es den zur Aushebung bestimmten Mannschaften innerhalb der Gemeinden überlassen sein solle, sich über die zu stellende Anzahl zu vereinbaren, wodurch das Stellvertretungssystem eine noch größere Ausdehnung gewann. Erst wenn durch diese Vereinbarungen die nöthige Quote nicht geschafft wurde, hatte die Gemeindebehörde bestimmend einzugreifen.

v. Lettow-Vorbeck berechnet, daß im Jahre 1801, bei einer Bevölkerung Frankreichs von 33 111 962 Köpfen, 190 000 Mann dienstbrauchbar gewesen wären. Die Stärke der Aushebung wurde in Frankreich durch jährliches Gesetz geregelt. Napoleon verlangte jedoch für die Jahre 1801, 1802, 1803, 1804 und 1805 nur je 30 000 Mann zum aktiven Heere und 30 000 zur Reserve, welche letztere kurze Uebungen ableisten sollte.

Man bemerkt hierbei ganz deutlich die Absicht Napoleons, die bemittelten Klassen für sich zu gewinnen, dennoch aber zeigte sich gegen diese geringen Aushebungen ein solcher Widerstand, daß die strengsten Maßregeln nicht nur gegen die „refractaires“ selbst, sondern auch gegen die Eltern derselben zur Anwendung kommen mußten. Dabei muß man freilich berücksichtigen, daß die sehr starken vorangegangenen Einberufungen während der Revolution und in den Kriegen bis 1800, welche auch zum großen Theil als Zwangs-

*) Es fanden dabei die verschiedensten Schwankungen statt. So gestattete das erste große Aufgebotsgesetz vom 24. 2. 1793 die Stellvertretung; das vom 23. 8. schaffte sie wieder ab. Das Gesetz vom 17. 4. 1794 gestattete sie, das vom 2. 7. 1795 verbot sie wieder. Jähns sagt mit Recht: „Man erkennt in diesen Schwankungen einen Kampf zwischen dem idealen Princip der Revolution und der historischen Abneigung der Franzosen gegen die allgemeine Wehrpflicht.“

gestellung unter dem Drängen des Wohlfahrtsausschusses und seiner Nachfolger geschahen, die militärische Kraft stark angespannt hatten, und daß schon mit dem Verschwinden der Schreckensherrschaft, noch mehr aber nach der Zurückweisung der fremden Invasionen und dem Vordringen der französischen Heere in Deutschland und Italien, eine starke Erschlaffung eingetreten war.

Vom Jahr 1805 ab beginnt nun aber jenes Anschwellen der Aushebung, in Folge der fortgesetzten Kriege, welche Napoleon nicht nur zur raschen Erhöhung des jährlichen Ersatzes und zur Einberufung der Reserven, sondern sogar zum Vorgreifen auf die zunächst folgenden Jahrgänge zwangen. Schließlich mußte er sich vom 1. September 1812 bis zum 20. November 1813 1 237 000 Rekruten bewilligen lassen.

Die im 18. Jahrhundert bestehenden Verhältnisse waren nicht geeignet gewesen, militärischen Geist in der Bevölkerung zu erzeugen. Wie aber stand es nun damit in der Armee Napoleons I.? —

Nachdem aus den Freiwilligen und Aufgeboten der Revolution, den Kämpfern von Jemappes, Fleurus, Castiglione, die Soldaten von Marengo, des Lagers von Boulogne, von Austerlitz und Jena geworden waren, nachdem sie die revolutionäre Zuchtlosigkeit von sich geworfen, hatten sie in die Armee des großen Kriegsmeisters doch das Bewußtsein mit hinübergenommen, daß sie Alle gleichen Ursprungs waren, Alle die Kinder der Revolution. Und wenn auch Napoleon einen neuen Adel geschaffen, wenn auch seine Marschälle in Gold und Silber prunkten, der Soldat wußte doch, daß diese Marschälle zum Theil nichts Anderes gewesen waren wie sie, und wo es in der That nicht der Fall war, bildete er es sich ein — der Soldat wußte, daß der des Schreibens und Lesens Kundige es möglich machen konnte, den Offiziersäbel zu tragen, und daß die Ehrenlegion Generale und Tambours schmückte. Und endlich — was war denn der Imperator gewesen, der Throne zerschmetterte und verschenkte? —

Freilich war er aus der alten königlichen Schule von Brienne hervorgegangen, freilich war er ein korsischer Edelmann. Was aber fragte der Soldat hiernach? Er war ein Sohn der Revolution, ein ehemaliger Jakobiner, so dachten die Alten, die von 1793; und die Jüngeren, die von 1805 und darüber hinaus waren unter dem Ruhme seiner Adler erst mannbar geworden.

In den verschiedenen Geschichtsperioden wirken auch verschiedene Triebfedern. Ein Mann wie Napoleon kann mit der

einen und der anderen Großes leisten. Hier that er es mit dem Princip der Gleichheit, jedoch nicht in der Weise der Jakobiner, sondern indem er einen neuen Adel schuf, der aber dem gemeinen Soldaten offen stehen sollte. So sah der Soldat in Napoleon Bonaparte stets den Mann des Volkes, Seinesgleichen, den Mann, der seine Gefahren theilte, seine Bedürfnisse kannte, den kleinen Korporal. Und die bewunderungswürdige Kenntniß der Einzelheiten, die dieser Riesengeist ebenso sicher wie die größten strategischen und politischen Verhältnisse beherrschte, die Ueberzeugung, daß er Alles verstand, ließen ihn Offizieren und Soldaten andererseits als ein fast übermenschliches Wesen erscheinen.

Wenn diese Gesinnung schon in der Zeit des höchsten Glückes da und dort in's Wanken kam, wenn sich inmitten der Strapazen und Entbehrungen seiner Feldzüge Mißmuth äußerte, wenn endlich die verschiedenen politischen Strömungen unterirdisch in der Armee wühlten und sogar Separatgelüste der Marschälle sich bemerkbar machten, so waren dies doch nur vereinzelte Erscheinungen. Im Allgemeinen hing die Masse der Soldaten an ihrem Empereur, der stets so geschickt ihrer Eitelkeit zu schmeicheln und den richtigen Ton mit ihnen zu treffen wußte, der durch das Gewicht seiner Persönlichkeit und durch immer neue militärische Wunder die Armee in einen Zustand von Unterwürfigkeit und fanatischer Anhänglichkeit versetzte, wie er in der That kaum zweimal in der Geschichte gefunden werden kann.

Auch der zwangsweise eingestellte, durch die mobilen Kolonnen, die das Land durchstreiften, aufgegriffene „Refractaire" wurde hiervon fortgerissen und sah bald sein Regiment als seine Heimath an. Und wie hätte er es nicht sollen! Giebt es doch für den Menschen kein stärkeres Band als das miteinander erlebter Kämpfe, zusammen bestandener Todesgefahr! —

Die von 1796 bis 1809 nur durch die einzige Niederlage von Aspern unterbrochene Kette von Siegen mußte mit Recht unbedingte Zuversicht auf seinen Feldherrngeist und einen Soldatenstolz erzeugen, der die Gegner als ces gueux oder als ces misérables behandelte.

Das Uebergewicht der Persönlichkeit Napoleons, die Kriegserfahrung der Befehlshaber, die Schulung im Lager von Boulogne hatten die Disciplin in der französischen Armee befestigt, die sich bis zum Jahre 1812 auch bewährte.

Aber trotz dieser militärischen Eigenschaften enthielt dieses

Heer von seinem Ursprung her einige Keime, welche sich unter ungünstigen Verhältnissen zu Giftpflanzen der Auflösung und des Verfalls entwickeln konnten. Diese Keime hatte die Umwandlung aus den zuchtlosen Schaaren der ersten Republik in das cäsarische Heer nicht zu zerstören vermocht. Der Schatten des Verbrechens des Eidbruches, der Meuterei war mit hinübergenommen in das kaiserliche Lager. Dasselbe war geschehen mit der Begierde nach Beute und Erwerb, welche schon in den ersten Feldzügen der Revolution über die edleren Regungen den Sieg davongetragen hatte. Bonaparte hatte bereits in seiner ersten Kundgebung an die französische Armee von Italien vor Beginn des Feldzuges von 1796 diese Triebfeder benutzt und dadurch typisch gemacht.

Die kräftige Kriegführung, welche die matte Methode der Lasey und Daun verdrängte, war im französischen Heere von diesen unedlen Leidenschaften begleitet worden. Man weiß, wie Napoleon dieselben nicht nur benutzte, sondern auch im großartigsten Maßstabe pflegte. Zuerst zu dem von jedem Kriegsfürsten verfolgten, nicht verwerflichen Zweck der Belohnung geleisteter Dienste; sodann aber, um seine ehemaligen Kameraden, welche die Macht der Revolution und des Krieges zu seinen Unterthanen gemacht hatte, durch die Gefühle der Dankbarkeit und die Abhängigkeit, in die seine Dotationen und Geschenke sie versetzten, fest an sein persönliches Geschick zu ketten.

Denn der Idee der cäsarischen Monarchie und der Liebe zum Ruhm traute er auf die Dauer nicht die Kraft zu, die Treue gegen ein altes Herrscherhaus und die damit verknüpften Ueberlieferungen zu ersetzen, sobald die Begierde nach dem kriegerischen Lorbeer gesättigt war und die immerwährenden Kriege Erschlaffung und Erschöpfung unter den Heeresfürsten — denn so kann man eine Anzahl seiner Generale wohl nennen — herbeigeführt hatten.

Er wußte sehr gut, und hat es selbst ausgesprochen, wie und auf welcher Grundlage seine Herrschaft errichtet war, und daß sie endgültig nur von seinen kriegerischen Erfolgen abhing; daß er in der Lage des Königs von Preußen 1807, oder des Kaisers von Oesterreich 1805 und 1809 eben nicht mehr Kaiser der Franzosen geblieben wäre.

Es fehlte also dem napoleonischen Heere die Ueberlieferung unwandelbarer Treue, und unedle Begierden, welche die Disciplin

oben und unten lockerten, sobald das Unglück das Glück ablöste, waren in ihm gepflegt worden.*)

Auch fehlte dem Subalternoffizierkorps des Kaisers das Uebergewicht, welches die höhere sociale Stellung durchgängig dem Offizier gegenüber dem Soldaten verleiht.

Es wird vielleicht erwidert werden, daß auch Heere alter Herrschergeschlechter sich in Folge von Niederlagen aufgelöst haben, wie z. B. das unsrige nach Jena. Gewiß! Aber bis zum Verlassen des Herrschers, bis zur offenen Auflehnung gegen seinen Willen, wie es 1814 in Fontainebleau geschah, ist denn doch noch ein weiterer Schritt. —

Nachgewiesen ist längst, daß nicht allein die Kälte und der Mangel das französische Heer 1812 aufgelöst haben, sondern daß es schon mit mangelhafter Mannszucht in Rußland einrückte. Ganz besonders aber traten die Widersprüche in der Armee Napoleons in dem kurzen Kriegsdrama von 1815 hervor.

Nach einem dreimaligen Wechsel der Kokarde hatte diese Armee, die zum größten Theil aus älteren, kriegsgewohnten Soldaten bestand, zwar ein unbedingtes Zutrauen zum Kaiser, aber nicht zu ihren höheren Führern, weil der Soldat sehr wohl wußte, daß diese den Kaiser 1814 in Fontainebleau verlassen und vielfach ihren Sondervortheil gesucht hatten. Auch innerhalb der Truppentheile hatte man Mißtrauen gegeneinander, Neid und Eifersucht herrschten zwischen der Garde und der Linie. Diese Armee focht bei Ligny, Quatrebras und Waterloo wie die Löwen und war am 18. Abends doch eine ordnungslose, aufgelöste, total entmuthigte Masse. Noch mehr! Auf dem Rückzuge wurden die Fahnenflucht und die Zerrüttung allgemein, und was vor Allem bezeichnend, jene Legion von Heroen, die kaiserliche Garde, zeichnete sich durch ihre Disciplinlosigkeit geradezu aus.

Dies beweist, daß es eine ideale Grundlage der Mannszucht giebt, welche durch nichts zu ersetzen ist. Und diese Grundlage heißt: Oeffentliche Moral, Geltung des Ehrgefühls in der Allgemeinheit, Achtung des Eides. Die ungeheuren Aushebungen

*) Die Unersättlichkeit der Anforderungen der napoleonischen Heerführer, ihre Person betreffend, sind oft genug dargelegt. Eine Specialstudie habe ich in den Akten des Dominiums Würben bei Schweidnitz gemacht, wo General Vandamme 1807 eine Zeitlang sein Hauptquartier hatte. Ueber die ungeheuren Naturallieferungen u. s. w. will ich nicht das Mindeste sagen, aber die Geldlieferungen an die Personen des Stabes und des Generals sind eine mit wahrem militärischen Ehrgefühl unverträgliche Sache.

der Jahre nach 1807, der soldatenverschlingende Krieg in Spanien, endlich der russische Feldzug veränderten die Physiognomie und die Zusammensetzung der Armee derart, daß man einem ganz anderen Heere gegenübersteht, wie dem von 1805 und 1806.

Die Verschiedenheit in der Armee Napoleons wurde noch erhöht durch das Gemisch der Nationalitäten. Es entstand zuerst durch das Anwerben vieler Fremdtruppen, die auch jetzt wieder eine Eigenthümlichkeit Frankreichs bildeten. Sie wurden direkt in den französischen Dienst übernommen wie Schweizer, irländische, deutsche, polnische, italienische, holländische Truppenkorps; sodann durch die Vergrößerung des französischen Gebietes. Von den durch die neu errichteten und verliehenen Königreiche und durch den Rheinbund gestellten Truppen, welche übrigens nach französischem Muster organisirt waren, sehen wir hierbei ganz ab.

Nach dem Gesetz vom 6. 9. 1798 sollte die Dienstzeit nur vom vollendeten 20. bis zum 25. Lebensjahre währen, aber die fortwährenden Kriegszeiten machten diese Bestimmungen illusorisch.

Man konnte einen Vertreter stellen oder sich durch Zahlungen an die Staatskasse befreien.*) Die freiwillig Eintretenden erhielten Prämien, die Kapitulanten Soldzulagen. So enthielt die Armee eine sehr große Menge alter Soldaten, aber naturgemäß auch weniger ausgebildete Reserven.**)

Napoleon hatte ferner die Nationalgarde so gut reorganisirt, wie dies bei diesem Institut nur möglich war. Die Dienstpflicht ging vom 20. bis zum vollendeten 60. Lebensjahr. Sie sollte zur Aufrechthaltung der Ordnung und zur Vertheidigung der Grenzen verwendet werden. Durch Senatsbeschluß vom 13. 3. 1812 war dieselbe in 3 Bans nach dem Alter getheilt; 88 „Kohorten" des ersten Bans wurden schon 1811 einberufen und 1813 theilweise einfach der aktiven Feldarmee einverleibt. —

Napoleon nahm das Princip der Elitetruppen an und zwar in einem bisher nicht bekannten Maßstabe.

Die Maison du Roi war eine schwache Truppendivision stark gewesen. Napoleon erweiterte die 1800 errichtete Konsulargarde zu einem Armeekorps der Garde. — Diese Garde zerfiel später in die alte und junge Garde, und war die erstere nur

*) Vergleiche Lettow-Vorbeck. Die Konskription unter Napoleon I. Drittes Beiheft zum M. W. B. 1892 S. 150, 151.

**) Derselbe Uebelstand trat bei der Armee Napoleons III. zu Tage.

aus kriegsbewährten Soldaten der Linie gebildet. Die junge Garde ging aus sogenannten Velitenbataillonen, welche den Regimentern der alten zugetheilt waren, hervor. Später wurden auch in großem Maßstabe neu Ausgehobene in sie eingestellt. Man kennt den Ruf, welchen sich diese von Napoleon stets als Schlachtreserve verwendete Elite mit Recht erworben hatte. Man weiß aber auch, wie sie ihr Ruhm unter der Gewalt der Umstände bei Waterloo nicht vor der Niederlage schützen konnte. Außer dieser Auswahltruppe bestand noch längere Zeit das Grenadierkorps, welches später zur Neubildung von Kadres aufgelöst wurde, und jedes Linienbataillon zählte unter seinen 10 Kompagnien je 1 Grenadier- und je 1 Voltigeurkompagnie.

Je mehr alte Soldaten der Krieg verschlang, je weniger Bedeutung hatten diese Auswahltruppen, nur ein Stamm der alten Garde, die in den Schlachten des Kaiserreiches verhältnißmäßig geschont und auch wieder aus den gedienten Soldaten ergänzt wurde, blieb in Wahrheit bestehen. 1813 schon hatte man sich genöthigt gesehen, das Epaulett der Grenadiere an Konskribirte von einigen Wochen Dienstzeit zu geben.

Die Offiziere, welche in den ersten Zeiten der Republik, nach Zerstörung des alten königlichen Offizierkorps von den Soldaten gewählt wurden, wodurch zuletzt ein unglaublicher Wirrwarr nicht nur in disciplinarischer, sondern auch in organisatorischer Beziehung entstanden war, gingen zum großen Theil aus dem Unteroffizierstande hervor. An wissenschaftlichen Kenntnissen wurde nur Schreiben und Lesen verlangt. Auszeichnung vor dem Feinde und Dienstkenntnisse waren die regelrecht gestellten Bedingungen. Die Ernennung erfolgte in Abwesenheit des Kaisers durch die kommandirenden Generale und Gouverneure der Festungen, bei seiner Anwesenheit durch Napoleon selbst. — Die Art und Weise, wie er die Reihen zu Fuß durchschritt, sein direkter Verkehr mit dem gemeinen Soldaten, die Unterhaltungen mit ihnen, die Abhülfe ihrer Beschwerden, die sofort verfügten Belohnungen und Ernennungen sind mehrfach geschildert worden. So wirksam ein solches Auftreten war, so mußte es seinen Zauber verlieren, als die Armee immer größer wurde und die Perioden des Unglücks begannen. —

Einen anderen Theil des Offizierkorps lieferten die von Napoleon neu organisirten Militärschulen, in welchen man das Wort liberté niemals, das Wort patrie sehr selten ertönen hörte, die

absolute Abhängigkeit vom Kaiser und die Anhänglichkeit an seine Person, der strengste Gehorsam das allein gültige Dogma waren.

Ein Theil der Napoleonischen höheren Führer war aus dem alten Offizierstande hervorgegangen, so z. B. Macdonald, Gouvion St. Cyr, Grouchy, Kellermann der ältere, Berthier; andere waren im Wirrwarr der Revolution in einigen Jahren vom Unteroffizier bis zum General heraufgestiegen — wie Lefebvre, Augereau, Massena; andere wieder wie Davoust, Rapp hatten den Freiwilligen von 1792 angehört. Der größte Theil war ihrer Herkunft nach aus dem geringeren Bürger- — dem Handwerker-, sogar dem Bauernstande.

Ihre Schulung war im Allgemeinen nicht das Studium und die Wissenschaft, sondern die unablässige Kriegserfahrung. Ihr Verhalten auf dem Schlachtfelde war das tapferste und aufopferndste. Mußten sie doch dadurch dem Soldaten stets wieder vor Augen führen, daß sie ihrer hohen Stellung würdig waren. Vertheidigten sie doch nicht nur Frankreichs Ruhm, sondern in dem des Kaisers auch ihren eigenen und — den Besitz ihrer Reichthümer.

Ihre Truppenführung auf dem Schlachtfelde gab stets Zeugniß von ihrer Erfahrung und Routine. Sie handhabten ihre Divisionen wie Bataillone. Aber auch höheren taktischen Blick bewiesen sie stets. Dagegen ließen sie die Selbständigkeit in Kriegslagen, welche sie auf sich selbst stellten, öfters vermissen. — Man hat Napoleon oft vorgeworfen, sie dazu nicht erzogen zu haben. Aber abgesehen davon, daß diese Schwäche der Generale keineswegs immer hervortrat, wirkt ein solcher Riesengeist, der das Größte wie das Kleinste mit gleicher Kunstfertigkeit beherrscht, eben weil sein Auge überall ruht, er überall einzugreifen versteht, selten gerade in dieser Richtung. Daß dagegen von ihrem Verhalten in Feindesland sehr viel Unrühmliches zu erwähnen, ist schon oben bemerkt und nicht nur von deutschen, sondern auch von französischen Schriftstellern anerkannt.

Das Subalternoffizierkorps war sich seiner Pflichten vollständig bewußt, und diese Söhne von Handwerkern und Bauern hatten sich die guten Ueberlieferungen des alten französischen Offizierstandes vollständig zu eigen gemacht. Ein hohes Ehrgefühl herrschte in seinen Reihen.

Das französische Volk hatte nicht nur den Adel seiner Privilegien entkleidet, sondern hatte auch viele seiner Sitten, trotz alles

Jakobinismus, angenommen, z. B. die des Duells, welches von da ab auch bei Unteroffizieren und Soldaten üblich wurde. Soldatische Einfachheit und Abhärtung hielten sich auch in den Reihen des Offizierkorps, nachdem schon Ueppigkeit und Wohlleben längst unter den höheren Offizieren eingerissen waren.

Napoleon war der erste, der einen Generalstab im heutigen Sinne formirte, wenn er ihm auch einen so ausgedehnten Wirkungskreis wie dem jetzigen deutschen nicht anwies.

Die Republik hatte den Namen Regiment gehaßt, weil sie in ihm mit Recht die Verkörperung des alten militärischen Korpsgeistes sah. Sie hatte die „Halbbrigade" eingeführt. Napoleon stellte das Regiment wieder her, da er wohl die Ueberlieferung zu schätzen wußte, wenn es die Befestigung des Geistes in der Armee galt. Die Republik hatte die Division zur größten unter dem Armeekommando wirkenden Einheit erhoben. Von Napoleon stammt die noch jetzt gültige Einrichtung der Armeekorps her, gleichsam einer kleinen Armee mit einem eigenen Generalstabe. Wenn sich auch die territoriale Eintheilung den Armeekorps nicht anschloß, so blieben die Korps, falls sie nicht durch den Krieg wie 1812 und 1813 vernichtet wurden, fast immer zusammen, denn die Pausen zwischen den Kriegen Napoleons glichen nur Waffenstillständen. Die Armee blieb in der Kriegsformation.

Im Verhältniß der Waffen zu einander stand die Artillerie voran. Infanterie und Kavallerie erfreuten sich keiner besonderen Bevorzugung voreinander.

Napoleon benutzte die durch die Revolution geborene Taktik des zerstreuten Gefechts und des Wiederauftretens der Kolonnen in der Infanterie. Daß die Entwickelung dieser Fechtweise aber nicht in vollkommen zweckentsprechender Weise geschah, ist bekannt und zu oft belegt worden, um hier näher erörtert zu werden. Letzteres ist auch der Fall in Bezug auf seine große Schlachtentaktik und auf die von ihm angewandte Strategie.

Wenn auch die Armee des ersten Napoleon der Auflösung verfiel, so wurden doch die Grundzüge der Organisation der aktiven Armee durch die verschiedenen Regierungen, welche ihm folgten, nicht geändert.

Napoleon I. hatte, trotz seiner schließlichen Niederlagen, Frankreich das Erbtheil eines so großen Kriegsruhmes hinterlassen, daß dieser, immer wiederkehrend in seinen Eindrücken, für die Neigungen der Franzosen die tonangebende Seite blieb. Aus ihr wurde der

moderne Chauvinismus geboren. Trotzdem aber hatte diese Kriegsglorie es nicht zu Wege bringen können, in dem Herzen der Franzosen wahrhafte Neigung für den Waffendienst, wahrhaften militärischen Geist zu erwecken. Dazu gehörten eine, lange Zeit hindurch wirkende, passende Wehrverfassung und geregelte Zustände.

Das Heer Wilhelms I.

Als König Wilhelm I. 1861 nach einer Regentschaft von 3 Jahren den Thron bestieg, bestand die allgemeine Wehrpflicht in Preußen seit 1813. Gesetzlich auch für Friedenszeiten war sie 1814 geregelt worden. Aus der Noth der Zeit und aus der Erhebung des Volkes gegen die Fremdherrschaft*) geboren, war sie, im Gegensatz zu den französischen Wehreinrichtungen, die Grundlage der Heeresverfassung geworden. Wie diese Heeresverfassung auf den kriegerischen und militärischen Geist des Volkes gewirkt hat, ist schon oben dargelegt worden. Aber in ihrer Organisation zeigte sie schwere Mängel, die beinahe ihre Vorzüge aufhoben, wenn man sie nicht — obgleich recht spät — abgestellt hätte. Dies geschah durch die Reorganisation von 1860, welche erst nach schweren Kämpfen mit der sich in unrichtigen Bahnen bewegenden Volksvertretung und nach den siegreichen Kriegen von 1864 und 1866 gesetzlich festgelegt wurde. Doch war dieselbe schon 1860 vollendet; sie hatte die Gestalt angenommen, in welcher das Heer die Kriege Wilhelms I. schlug.

Die jährliche Einstellung betrug 63 000 Mann. Die Dienstzeit bei der Fahne war bei allen Waffen dreijährig. Doch wurden alljährlich einige Leute von guter Führung als Dispositionsurlauber entlassen.**)

Zu der aktiven Dienstzeit von 3 Jahren traten noch 5 Jahre in der Reserve und 4 Jahre in der Landwehr. Die Landwehr, welche bis 1860 einen Theil der sofort ausrückenden Feldarmee bildete, hatte bei den Einziehungen der Jahre 1830, 1848–50 und

*) Man spricht immer von einer Erhebung des deutschen Volkes 1813. Sie war eine Erhebung des preußischen Volkes und zwar einzig und allein der Provinzen Ostpreußen, Schlesien, Brandenburg und Pommern. Alles Andere kam — mit Ausnahme ~~Einzelner~~ Oesterreichs — der Niederlage Napoleons bei Leipzig nachgeklappert. Suum cuique!

**) 1857—1864 waren es 5, 1864 10 Mann per Kompagnie. Schon 1868 betrug die Entlassung 25—28 Mann und hatte ihren Charakter verändert.

1859 große Mängel gezeigt. Dieselben lagen hauptsächlich in ihrer Organisation. Durch die Reorganisation von 1860 war ihr daher die Rolle der Besatzungs- und Etappentruppe zugewiesen, nur ausnahmsweise sollte sie mobilisirt und in's Feld geschickt werden. Dagegen wurden die einzelnen Wehrleute bis zur vollständigen Durchführung der Reorganisation als Verstärkung der Feldtruppen zusammen mit den Reserven verwendet.*) —

Durch diese Wehrverfassung wurde zwar die allgemeine Wehrpflicht noch nicht gänzlich zur Wahrheit, aber man war durch vermehrte Einstellung immerhin diesem Ziel näher gekommen. Eine Ersatzreserve umschloß die mindermäßigen, nicht vollkommen brauchbaren und freigelosten Leute, welche im Kriegsfalle zu den Ersatzbataillonen einberufen wurden.

Die Aufstellung von Ersatzbataillonen im Mobilmachungsfalle als einer regelmäßigen Einrichtung ist auch einer der großen Fortschritte des 19. Jahrhunderts. Die Armee Friedrichs bildete im 18. Jahrhundert ihren Ersatz bei den Garnisonregimentern oder bei den Feldtruppen selbst während der Winterquartiere aus.

Nach den Freiheitskriegen wurde die Territorialeintheilung mit der Eintheilung der stehenden Armee in Korps, Divisionen, Brigaden verbunden. Meistentheils standen die Truppen in ihren Aushebungsbezirken, wodurch die Schnelligkeit der Mobilmachung ungemein gewann, so daß Preußen hierin bald allen anderen Mächten voranstand. Ein sorgsam aufgestellter Mobilmachungsplan war Bürgschaft für die Ausführung der Mobilmachung.

Im Frieden handhabten die Landwehrbataillonsstämme, später Bezirkskommandos genannt, die Kontrole und die Wiedereinberufung der beurlaubten Mannschaften. Das preußische Verwaltungssystem beruhte auf Theilung der Arbeit und auf einer Decentralisation, in welcher aber jeder Behörde ihr Wirkungskreis genau bezeichnet war. Innerhalb desselben war den Behörden ein gewisser Spielraum gelassen.

Die außerordentliche Pflichttreue, welche nicht nur dem Heere, sondern allen Staatsdienern anerzogen war, ließ die Maschine bei jeder Gelegenheit mit Genauigkeit arbeiten, nachdem man die organisatorischen Fehler 1860 beseitigt hatte. —

Die Mannschaft war also im preußischen Heer aus allen Ständen zusammengesetzt. Ihr Geist ist bereits geschildert. Der

*) Vergleiche meine Schrift „Die Landwehr von 1813 bis 1893" S. 18.

militärische und kriegerische Geist hatte sich mächtig im Volke entwickelt und erreichte seinen Höhepunkt in den sechziger Jahren.

Hierzu trug die politische Spannung bei; die Empfindung, daß die Dinge derart nicht länger in Deutschland fortgehen könnten. Ferner aber hatte sich das Selbstbewußtsein der Nation durch das Zurückweichen Preußens von seiner geschichtlichen Sendung 1850 in Olmütz tief gekränkt gefühlt; endlich war es natürlich, daß die ernsten Waffenthaten anderer Nationen in der preußischen Armee das heiße Verlangen weckten, sich auch zu bewähren und zu zeigen, daß das Schwert Friedrichs und Blüchers nicht eingerostet sei. Zwar hatte die Armee 1848/49 unbedingt den Ruhm unerschütterter Disciplin gezeigt; sie war der Hort des Staates, der Wiederherstellerin der Ordnung gewesen, aber die kriegerischen Ereignisse in Schleswig, Posen und Baden waren doch nicht bedeutend genug, um dem militärischen Ehrgeiz Genüge zu thun.

Auch der gemeine Mann empfand es zu jener Zeit da und dort unwillig, daß der militärische Ruf durch Olmütz gelitten. Der Hohn der Franzosen und Engländer über die das Gewehr spannenden, aber nicht abdrückenden Preußen drang hin und wieder an sein Ohr, und die ergebnißlosen Einziehungen waren ihm im verhaßten Gedächtniß geblieben.

Wenn so der gemeine Mann empfand, wie viel mehr das Offizierkorps! — Es gab Offiziere von 30 – 35 ja von 40 Jahren Dienstzeit, welche niemals im Felde gestanden hatten. War es ein Wunder, daß dieses sich seiner Kraft bewußte Offizierkorps, die würdigen Söhne der Kämpfer von Lützen und Belle-Alliance, den brennenden Wunsch nach Bewährung, nach Krieg empfand?

Dazu kamen die Empfindungen der Liebe zum lang angestammten Herrscherhause, der persönlichen Verehrung für den ritterlichen Kriegsherrn und das tiefe vaterländische Gefühl, endlich der Korpsgeist, welcher die Regimenter um die Wette nach dem Höchsten streben ließ. Dabei war die Stellung des Offizierkorps im Innern schwierig. Neben dem militärischen Geist der Nation ging ein anderer, durch die Demokratie möglichst genährt, welcher mit Eifersucht die hervorragende Stellung des Offizierkorps in Staat und Gesellschaft betrachtete. Viele gebildete Kreise sahen andererseits mit einem gewissen Hochmuth auf das Offizierkorps herab, weil die an die Allgemeinheit desselben gestellten wissenschaftlichen Anforderungen geringere waren, als die für die höheren Beamten und Gelehrten für nothwendig erachteten.

Ein Theil des Kaufmannsstandes, insbesondere der im außerpreußischen Deutschland, welcher von der Bedeutung des preußischen Offizierstandes und von seinen Standespflichten keinen Begriff hatte, den eigenen Beruf dagegen als den einzig nützlichen ansah, betrachtete den Offizier als einen Müßiggänger und Pflastertreter.

Das sind Auswüchse eines langens Friedens, die sich wahrscheinlich immer zeigen werden. Damals aber war noch eine besondere Spannung durch den Verfassungskonflikt entstanden, in welchem nach Pflicht, Einsicht und Neigung das Heer auf Seiten der Krone stand, da in seinen Reihen die felsenfeste Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Reorganisation wurzelte.

Wenn in der Mannschaft sich alle Stände befanden, so war das Festhalten des Princips, das Offizierkorps nur aus den höheren und gebildeten Ständen zu ergänzen, durchaus nothwendig. Der Liberalismus befürwortete damals die Beförderung der Unteroffiziere wie in Frankreich zum Offizier, eine Maßregel, durch welche die geschlossene Einheitlichkeit, welche die Stärke unseres Offizierkorps ausmacht, vernichtet worden wäre. Ebenso wäre die sociale Stellung des Offizierkorps ganz geändert worden, und diese sociale Stellung ist gerade in einem Heere der allgemeinen Wehrpflicht eine unbedingte Nothwendigkeit zur Erhaltung einer dauerhaften, fest begründeten Disciplin.

Die Ergänzung des Offizierkorps erfolgte damals nach denselben Grundsätzen wie heute, und finden wir keine Veranlassung, hierauf näher einzugehen, um so weniger, als diese Verhältnisse sehr bekannt sind, und wir selbst sie erst vor Kurzem auseinandergesetzt haben.*)

Nur wollen wir bemerken, daß man das aristokratische Princip in der Armee Wilhelms I. festhielt, da der Adel, nach wie vor, seiner Neigung zum Waffendienst folgend, zahlreich in der Armee vertreten war, und der höhere Bürgerstand neben ihm einen großen Theil der Offizierstellen besetzte. Je größer nun die Armee wurde, und je mehr die Neigung zum Waffendienst sich verallgemeinerte, um so zahlreicher waren die Nichtadligen in der Armee vertreten. Ein beliebtes Thema der demokratischen Presse bildet immer die Bevorzugung des Adels in der Armee. Von einer Unterscheidung oder Trennung der Stände innerhalb eines

*) In „Armeen und Flotten" Th. I. Verlag von Schall und Grund. Berlin.

Truppentheils ist niemals die Rede gewesen. Auch in der ganzen Armee waltete das Princip: Offizier ist Offizier. —

Dagegen war die Vertheilung des Adels in der Armee eine ungleichmäßige, und ist es heute in noch höherem Grade. Die meisten Adligen zählte die Kavallerie; dann die Jäger und die Infanterie, die geringste Anzahl hatte stets die Artillerie.

Die Regimenter im Osten der Monarchie, dessen waffenfreudiger, zahlreicher Adel, der, allermeist protestantisch, mit seinen Ueberlieferungen an der preußischen Monarchie hing, zählten naturgemäß mehr Adlige wie die Regimenter des Westens, wo der Adel weniger zahlreich, meist streng katholisch und damals noch vielfach in österreichische Militärdienste trat.

In der Kavallerie und Infanterie der Garde dienten fast nur Adlige. Aber auch in der Linie behaupteten einzelne Kavallerieregimenter die Ueberlieferung, nur Adlige in ihr Offizierkorps aufzunehmen. Später bemühten sich einzelne Linien-Infanterieregimenter es ihnen gleich zu thun.

Es sei gestattet, hier sogleich eine Betrachtung einzuschalten, welche auf unsere Zeit hinübergreift.*) Schon des Oefteren habe ich die Ansicht vertreten, daß die Zusammendrängung des Adels in einzelne Regimenter durchaus vom Uebel ist. Wenn man dem Adel nach seiner Entkleidung von allen Vorrechten das Ueberlieferungsrecht gelassen hat, in den eigentlichen Leibgarden des Königs, dem ersten Garderegiment zu Fuß und der Garde du Corps ausschließlich vertreten zu sein, so kann man dies gerechtfertigt finden. Man kann es als Zeugniß der Dankbarkeit gegen die alten Geschlechter betrachten, welche schon seit Jahrhunderten der preußischen Krone treu zur Seite gestanden haben. Zudem muß man anerkennen, daß diese Regimenter in der That als ein Muster guter und vornehmer Sitten gelten können. Ueberhebung und Dünkel sind niemals bei ihnen hervorgetreten.

Man wird auch daran keinen Anstoß nehmen, wenn der Adel in den übrigen Garderegimentern stark in der Mehrzahl ist, und wenn einzelne Regimenter, die schon seit Jahrhunderten ihren Ersatz aus dem Adel einzelner Landestheile beziehen, wie z. B. das Leibkürassierregiment in Schlesien, dabei verharren. Ganz entschieden aber muß gegen eine Erweiterung dieser Ueberlieferung

*) Ueberhaupt bestehen die meisten Einrichtungen der Armee König Wilhelms I. noch heute, insbesondere sind die Grundlagen des Offizierkorps nicht verändert.

und Ausdehnung auf Regimenter Verwahrung eingelegt werden, die noch vor dreißig Jahren gar nicht daran gedacht haben, einzig und allein einen adligen Ersatz anzustreben. Dies ist ein in hohem Grade schädliches Verfahren für die Allgemeinheit und widerspricht den Ueberlieferungen aus der Zeit des großen Friedrich. Es erzeugt auf der einen Seite Korpsdünkel, wohl zu unterscheiden von dem Korpsgeist, auf der anderen Mißgunst und Neid. Wie sich in einzelnen Regimentern der Adel, so drängt sich naturgemäß in den anderen das Bürgerthum zusammen, und ein Blick in die neueste Rangliste kann überzeugen, daß Regimenter, die noch vor fünfundzwanzig Jahren eine größere Anzahl Adlige in ihren Reihen zählten, jetzt nur aus Bürgerlichen bestehen. Und dies sind häufig Regimenter, die in älteren und neueren Kriegen ihre Feldzeichen mit Ruhm bedeckt haben. Ueberhaupt muß der kriegerische Ruhm des Regiments, ehrenfestes, würdiges Betragen des Offizierkorps, Tüchtigkeit im Dienst der Hauptmaßstab für die Beurtheilung sein.

Die sociale Stellung des Offizierkorps wurde unter Kaiser Wilhelm I. nach den Ueberlieferungen erhalten, wie sie von der alten Armee in die im Jahre 1808 umgewandelte hinübergenommen worden war. Die Offizierabzeichen öffneten, im Gegensatz zu sehr vielen anderen Ländern, jedes, auch das vornehmste Haus. Die feinste und beste Form herrschte im preußischen Offizierkorps von Alters her. Verstöße gegen diese, gegen guten Ton und Takt wurden von den älteren Offizieren stets streng gerügt. Diese Stellung des Offizierstandes ist auch öfter ein Gegenstand des Neides, ja selbst des Vorwurfes geworden. Man vergißt zu leicht, daß sie zum großen Theil ein Ergebniß der Selbsterziehung des Offizierkorps ist, welche das fest geschlossene Korps in sich selbst in stärkerem Maße ausüben kann, als andere Bevölkerungsklassen.

Durch das seit 1815 bestehende Wahlrecht erhielt das Offizierkorps eine Selbstbestimmung, welche es befähigte, ungeeignet erscheinende Elemente nicht aufzunehmen. Der Ersatz erfolgte durch Annahme geeigneter Freiwilliger durch den Regimentskommandeur, welche, im Gegensatz zu der Armee Friedrichs, als Gemeine eintraten, nachdem sie das Fähnrichsexamen vor dem Eintritt abgelegt hatten, nach einer halbjährlichen Dienstzeit einen Kursus auf den Kriegsschulen — gewöhnlich von 9 Monaten, zu Zeiten abgekürzt — durchmachten und dann, nach Ablegung der Offizier-

prüfung, vom Offizierkorps gewählt und zum Offizier eingegeben wurden und durch Zutheilung von Zöglingen des Kadettenkorps.

Die preußischen Ehrengerichte, deren Wirksamkeit durch eine Verordnung Friedrich Wilhelms IV., später durch eine solche Kaiser Wilhelms I. geregelt war, trugen ungemein dazu bei, den preußischen Offizierstand in seinem inneren Gehalt auf der Höhe zu erhalten, die er von Alters her einnahm. Auch war den Ehrengerichten nach der Verordnung II von 1843 die Entscheidung von Streitigkeiten unter Offizieren übertragen, was durch die Verordnung von 1874 aufgehoben wurde.

Dem Duell war auch unter König Wilhelm I. eine Achtungsstellung eingeräumt, und galt als Regel, einen nicht auszugleichenden Ehrenhandel mit der Waffe auszufechten.*)

Die Offizierkorps bildeten ein geschlossenes Ganzes. Dies erstreckte sich auch auf das gewöhnliche Leben. Gleich dem englischen und hannoverschen Offizierkorps besaß jedes derselben einen gemeinschaftlichen Mittagstisch. Viele, nicht alle Offizierkorps führten in gemietheten oder ihnen vom Staat zugewiesenen Lokalen eine eigene Wirthschaft unter dem Namen Speiseanstalten, welche übrigens damals in jeder Beziehung mit großer Einfachheit eingerichtet waren. Die Lokale selbst waren oft einfache, zu diesem Zweck eingerichtete Mannschaftsstuben. Die Erbauung besonderer und oft viel zu luxuriös ausgestatteter Kasinos kam erst im Allgemeinen nach dem deutsch-französischen Kriege auf.

Die Theilnahme sämmtlicher Unverheiratheten am Mittagstisch machte aus demselben für die Offizieraspiranten und jüngeren Offiziere eine Schule guten Tons und guter Formen. Wenn also das feinste Ehrgefühl im Offizierkorps gepflegt wurde, so hatte die Kameradschaft, der feste Zusammenhalt im Korps, eine nicht minder breite Stätte. Ehrgefühl und Kameradschaft waren die beiden Pole, um die sich das Leben des Offizierkorps bewegte. —

Der Dienstbetrieb hatte, was die unmittelbare Einwirkung des Offiziers, ferner die Kürze, Genauigkeit, Pünktlichkeit anbetrifft, sich ganz in den Bahnen bewegt, die Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. bereits beschritten hatten.

*) Wir haben diesen Gegenstand anläßlich der jetzt (1896/97) entstandenen Bewegung gegen das Duell in den Schriften „Die Ehre und das Duell“ und „Der Ehrbegriff des Offizierstandes“ behandelt und entschieden die Ansicht ausgesprochen, daß das Duell unentbehrlich ist. Die neueste Verordnung von des jetzt regierenden Kaisers Majestät räumt ihm ebenfalls eine Achtungsstellung ein, indem sie sagt, der Ausgleich solle erfolgen, soweit es die Standessitte zuläßt.

Die Sitten waren feiner, die Behandlung milder, die Strafen gelinder geworden, aber Genauigkeit und Straffheit des Exercitiums, Entschiedenheit des Auftretens, Sorgfalt der Verwaltung waren dieselben geblieben. Noch immer galt das Wort Friedrichs:

Soignez donc les détails!
Ils ne sont pas sans gloire.
C'est là le premier pas,
Qui mène à la victoire.

Trotz der aristokratischen Grundlage des Offizierkorps fühlte sich der Soldat mit dem Offizier in einem gewissen Sinne auf den Fuß der Gleichheit gestellt. Er sah nämlich, daß dieselbe Pünktlichkeit und Genauigkeit, die man von ihm forderte, auch von dem Offizier verlangt wurde, daß er dieselben Strapazen aushalten mußte, daß er endlich so gut wie der gemeine Mann seinen Rüffel empfing.

Andererseits war die Schonung des Ehrgefühls stets Gesetz. Eine Rüge durfte scharf sein, auch vor der Front, aber sie durfte keinen beleidigenden Ausdruck enthalten. Wenn dies der Fall, war der Vorgesetzte einer Klage sicher.

Eine große Reihe bedeutender Militärschriftsteller hatten nach den Befreiungskriegen in hohem Grade anregend gewirkt, unter diesen vor Allem Clausewitz, welcher auf die freie Auffassung des Krieges und der Kriegskunst einen ungeheuren Einfluß ausübte. Dieser Einfluß trat für die Allgemeinheit erst recht in die Erscheinung unter König Wilhelm. Angeregt durch die scharfe Beobachtung der von anderen Mächten durchgefochtenen Feldzüge, durch verbesserte Waffentechnik, durch die neuen Erscheinungen im Gebiete der Taktik, wie sie sich insbesondere in der Krim und im italienischen Feldzuge von 1859 zeigten, endlich aber auch durch die Einsicht und Voraussicht, welche die preußische Infanterie überlegen bewaffnete und ihr ein damals unübertroffenes Reglement gab, machte sich in den sechziger Jahren eine sehr starke geistige Bewegung geltend. Sie äußerte sich in verschiedenen Veröffentlichungen und erzeugte ein Stürmen und Drängen, ein Suchen nach dem für die Zukunft Brauchbaren, welches ja manche Mißgeburt, aber auch viel Gutes zu Tage förderte und Zeugniß ablegte für die Fülle von Einsicht, für das Interesse und den Eifer, den das Offizierkorps für seinen Beruf fühlte. —

Unter Chefs wie Reyher, Krauseneck, endlich Moltke gewann der Generalstab eine Ausbildung, welche damals die jedes anderen

Generalstabes weit hinter sich ließ. Ungeachtet der Kriegserfahrung des französischen Generalstabes unter Napoleon I. muß man den nur in einer langen Friedenszeit geschulten preußischen zum Mindesten auf dieselbe Stufe der Tüchtigkeit stellen, um so mehr als sein großer Chef, der Feldmarschall Moltke, den Marschall Berthier um Thurmeshöhe überragte. Die strenge und gründliche Schulung neben einer freien Auffassung der Strategie, welche das Heil nicht in der schematischen Befolgung von Regeln suchte, sondern der Eigenthümlichkeit jeder Kriegslage gerecht wurde, bewies denn auch in den Kriegen Wilhelms I. ihren Werth.

Die erweiterte Kriegsakademie diente nicht nur zur Vorschule des Generalstabes, sondern verbreitete das Interesse für den Fortschritt in wissenschaftlicher Ausbildung in der ganzen Armee.

Der Dienstbetrieb in der preußischen Armee wich damals von dem in anderen Armeen insofern vollständig ab, als sämmtlichen Befehlshabern bis zum Kompagniechef hinunter innerhalb der Vorschriften für Anordnung des Dienstes und Ausbildung der Truppe ein großer Spielraum gelassen wurde, ihm dafür aber auch die Verantwortung für das Ergebniß zufiel.*)

Diese Angewöhnung der Selbständigkeit hat in den späteren Kriegen schöne Ergebnisse gezeitigt, allerdings aber auch da und dort falsche Ansichten erzeugt.

Endlich kam noch hinzu, daß König Wilhelm durch den Chef des Militärkabinets, den damals vielfach angefeindeten General von Manteuffel, eine Verjüngung des Offizierkorps in's Werk setzte, welche die höheren Befehlshaber befähigte, ihre Truppen mit der Kühnheit und Spannkraft vor dem Feinde zu führen, wie dies thatsächlich später geschah. Dabei beseitigte man aber die wenigen noch kriegserfahrenen Führer durchaus nicht, weil sie schon alt waren, sondern man behandelte sie ganz nach dem Werth ihrer Persönlichkeit. —

Was unter König Wilhelm I. für Ausbildung der Truppen, Verbesserung der Infanterietaktik, Anleitung zur Ausführung der Feldmanöver geschah, haben wir zu oft dargelegt, um es hier zu wiederholen.

Die preußische Armee besaß seit 1815 wie die des ersten Napoleon ein vollständiges Gardekorps. Man hatte mit der Bildung

*) Selbstverständlich konnte der Vorgesetzte eingreifen, wenn er den Untergebenen ganz falsche Wege einschlagen sah. Vergleiche Abschnitt XIII.

eines solchen das altpreußische Prinzip verlassen, das französische bezw. russische angenommen. Aber die Bildung dieses Korps ging in anderer Weise vor sich wie unter Napoleon I. Denn nicht die bestgedientesten und kriegserfahrensten Leute konnte man der Garde aus der Linie überweisen — dazu war die Dienstzeit zu kurz und die Friedenszeit zu lang — sondern man gab ihr bei der Aushebung Rekruten von hoher, kräftiger Gestalt, tadelloser Führung und möglichst guten sonstigen Fähigkeiten. Es ist keine Frage, daß schon die bloße Auswahl zur Garde den Mann mit einem gewissen Stolz erfüllt, seiner Eitelkeit schmeichelt. Hiermit ist nun freilich ein Elitesoldat noch nicht gemacht. Zu einem solchen gehört die Bewährung in längerer Dienstzeit im Frieden und auch im Kriege. Wirkliche Eliten können also eigentlich nur in längeren Kriegsperioden gebildet werden.

Das Offizierkorps wird in der Mehrzahl ebensowenig wie die Mannschaft durch Auswahl aus den Linientruppen gebildet, sondern aus den jungen Leuten, welche in die Truppe als Avantageure eintreten bezw. aus den vom Kadettenkorps überwiesenen Offizieren und Fähnrichen.

Hin und wieder werden einzelne sehr tüchtige ältere Offiziere aus der Linie in die Garde versetzt. — Man kann somit der Garde den Werth einer eigentlichen Elitetruppe im Sinne der kriegerischen Ueberlegenheit jedes Einzelnen nicht zusprechen. Sie hat sich stets vorzüglich geschlagen, und ihre Leistungen bei Chlum, St. Privat, Le Bourget werden niemals vergessen werden, aber man kann nicht behaupten, daß sie in den Kriegen des großen Kaisers mehr geleistet hätte wie das 5. Korps bei Nachod, Skalitz und Wörth, das 3. und 10. bei Vionville und Le Mans, das 4. im Walde von Maslowed u. s. w. Ebensowenig wird man aussprechen können, daß das Gardekorps stets an der Spitze des militärischen Fortschrittes marschirt sei. Dies that z. B. in den sechziger Jahren unter dem Prinzen Friedrich Karl unbedingt das 3. Korps.

Aber andererseits ist zu erwähnen, daß das Gardekorps, stets unter den Augen des Kaisers und des gesammten Königlichen Hauses stehend, eines besonderen moralischen Antriebes theilhaftig war, daß es sich dem Auslande gegenüber als Vertreter der ganzen preußischen Armee fühlte, daß die Anhänglichkeit an das Königshaus nur gewinnen kann, wenn der Soldat seinem Kriegsherrn nahe tritt, und daß es politisch einen großen Vorzug gewährt, alljährlich Tausende von jungen Leuten aus allen Theilen des Reiches nach

der Hauptstadt zu führen, ihre Begriffe zu erweitern und ihr patriotisches Gefühl durch die Betrachtung der Denkmäler vaterländischen Ruhmes zu beleben.

Die guten Elemente, aus denen die Mannschaft besteht, schaffen dem Gardekorps auch ein gutes Unteroffizierkorps, das mit besonderem Stolz auf seine Eigenschaft als Garde zu blicken gewohnt war. Das Offizierkorps gewann durch die geistige Anregung, welche die Hauptstadt bietet, und ganz natürlich ist es, daß ihm, an die Gegenwart der Fürstlichkeiten gewöhnt, eine Sicherheit des Auftretens und vornehmer Unbefangenheit eigen ist, welche die in kleinen Grenzgarnisonen zerstreuten Offizierkorps oft nicht in gleichem Maße besitzen können.

In der Armee herrschte wohl Selbstvertrauen, aber keine Ueberhebung, sondern Bescheidenheit. Der Mangel an Kriegserfahrung ließ da und dort die Frage lebhaft erörtern, ob wohl das nöthige Geschick in der Führung und der Verpflegung großer Truppenmassen vorhanden sein würde? Ob das theoretische Studium und die Manövererfahrungen wohl im Ernstfalle ausreichen, ob sie nicht versagen würden? Die Urtheile fremder Militärs über die preußische Armee, welche sie eben nicht kannten, lauteten oft äußerst geringschätzig.

Man bedenke: König Wilhelm hatte nur eine Armee gegen die badische Revolution geführt. — Wer war Moltke? Er hatte als Hauptmann die Schlacht bei Nisib in Asien mitgemacht. Daß er dort schon strategische Voraussicht bewiesen, wußten die Wenigsten. Steinmetz, Herwarth, Mutius hatten die Freiheitskriege als Lieutenants mitgemacht. Werden unsere jungen nur dreijährig, viele nur zweijährig gedienten Leute, werden unsere zahlreichen verheiratheten älteren Reservisten und Landwehrleute den langgedienten Soldaten anderer Staaten gleichwerthig sein?

Aber über alle diese Zweifel triumphirte der Geist der einfachen Pflichterfüllung und der Ehre, der militärische Geist des Preußen, der kriegerische Geist der Deutschen. — Und es zeigte sich, daß man diesen Geist auch im Frieden sich bewahren, daß Studium und Nachdenken das für den Krieg Richtige herausfinden, daß man die Rechnung im Voraus richtig stellen kann.

So trat die Armee König Wilhelms I. in die Einheitskämpfe ein. Als sie nun die Jahre 1864 und 1866 siegreich hinter sich hatte, als sie die Erfahrung von zwei Feldzügen besaß, da stellte sie — ungeachtet der Aufnahme vieler nichtpreußischen Elemente —

ein Heer dar, wie es Preußen niemals besser besessen hatte. Die Männer der Lehre und Wissenschaft hatten mit den Männern der Praxis und der Routine treulich zusammengearbeitet, und dies eisenfeste Heer, was das Feuer ebenso fest wie die Strapazen bestand, das seine Fahnen in sechs Jahren nach dem Kap Skagen, vor Wien und an die Loire trug, war ihr Werk und das des Monarchen, dessen Größe so oft verkannt worden war. So bestand es auch die größte Probe und zwar in einer Weise, welche, ohne Ueberhebung gesagt, die glänzendsten Erfolge Napoleons I. doch noch übertraf. —

Und nach diesen unvergleichlichen Siegen hielt es sich von Uebertreibungen und Ruhmredigkeit vollständig fern. —

Der Geist König Wilhelms durchdrang diese Armee von oben bis unten; Adel der Gesinnung, Ehr- und Pflichtgefühl und edle Bescheidenheit leuchteten ihr in seiner hoheitsvollen edlen Gestalt voran.

Zwischen den hier kurz beschriebenen Heeren einen Vergleich anzustellen, wird dem Leser leicht gelingen.

Uns kam es darauf an, die Eigenart dieser Armeen in das richtige Licht zu stellen, daran zu erinnern, daß jede Zeit mit anderen Mitteln arbeitet, und daß für diese oder jene Zeit nur dieses oder jenes Mittel paßt; daß die Kunst auch hier darin besteht, zur richtigen Zeit die Mittel, hier die Heereseinrichtungen, veränderten Zuständen anzupassen.

Gewöhnlich freilich wird die Nothwendigkeit der Aenderung erst nach großen Erschütterungen erkannt, wie sie die Revolution von 1789 für Frankreich, die Niederlage von 1806 für Preußen mit sich brachte. Eine ganz besondere Einsicht in das Wesen der Dinge bewiesen König Wilhelm I. und seine Rathgeber durch die Reorganisation von 1860. Ohne diese wäre höchst wahrscheinlich Preußen einer ähnlichen Niederlage ausgesetzt gewesen wie 1806 oder Frankreich 1870. Trotz seiner ungeheuren militärischen und organisatorischen Befähigung hatte Napoleon I die durch die Revolution auf den Plan getretenen Kräfte nicht vollständig benutzt, war auch durch die Gewalt der Umstände daran gehindert worden. Preußen dagegen that, den Wegen Scharnhorsts folgend, den radikalen Schritt der dauernden Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, aber erst König Wilhelm I. vervollkommnete das Werk derart, daß es im Stande war, Preußens Sendung zu er-

füllen. Preußen hatte dabei aus dem alten friedericianischen Heere das in das neue hinübergenommen, was gerade bei der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht am nöthigsten war: ein aus den höheren Ständen gebildetes Offizierkorps.

König Wilhelms I. reorganisirtes Heer von 1860 stand durch eiserne Pflichttreue, Ehrgefühl und edlen Ehrgeiz, welche die Kriegserfahrung ersetzte, den Veteranen Napoleons I. zu ihrer besten Zeit mindestens gleich, was später seine Erfolge bewiesen.

Unter den Heeren der allgemeinen Wehrpflicht wird diese Armee, ungeachtet der in vielen Staaten eingeführten Verbesserungen und Erhöhung der Zahl als unübertroffenes, ja als unerreichtes Muster dastehen — und das in erster Linie wegen des Offiziere und Mannschaften beseelenden Geistes.

VIII. Ueber Heereszustände der Gegenwart und Zukunft.

Von den Kriegen Wilhelms I. datirt eine wichtige dauernde Umwälzung im Heerwesen der Großmächte. Auch sie ist oft dargelegt und erörtert.

Die großen Veränderungen betreffen vor Allem die Organisation durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in den Heeren der festländischen Großmächte, auf welche wir schon in Kapitel III einen Blick geworfen haben.

Die Stärke der Armeen ist in's Ungeheure gewachsen und fast kann man mit Millionen rechnen, wo es früher nur Hunderttausende galt. Fast überall ist die Armee eingetheilt in das stehende Heer mit seinen Reserven und eine Landwehr (Armée territoriale, Reichswehr u. s. w.). Es giebt Feldtruppen, Reservetruppen, ebenfalls für den Feldgebrauch bestimmt, Ersatztruppen und Besatzungstruppen, welche auch als Etappentruppen verwendet werden. Endlich besteht da und dort noch ein besonderes Aufgebot, der Landsturm. Die Namen in den europäischen Staaten sind verschieden, die Sache ist überall ziemlich dieselbe.

Ein Hauptbestreben der Mächte besteht darin, sich in der Schnelligkeit der Mobilmachung nicht den Rang ablaufen zu lassen, demzufolge die betreffenden Vorbereitungsarbeiten und Vorbereitungen selbst möglichst zu verbessern. Einen ganz besonderen Werth hat man in den letzten Jahrzehnten auch auf eine gute Organisation der Reservetruppen gelegt, sei es durch Errichtung

besonderer Kadres für diese (Bataillons-Kadres, 4. Bataillone, stehende Reservetruppen, Erhöhung der Landwehrstämme u. s. w.). Es erscheint nicht zweifelhaft, daß dies eine sehr wichtige Sache ist, welche ein bedeutendes Gewicht in die Waagschale werfen kann. Die Dienstzeit der Mannschaft hat in mehreren Staaten Herabsetzungen erfahren, welche aus dem Zwange hervorgingen, an Zahl der Reserven und Landwehren nicht hinter den anderen Staaten zurückstehen zu müssen.

Da man wohl erkannte, welche Rolle die wissenschaftliche Ausbildung der preußischen Offiziere 1866 und 1870 gespielt hatte, bemühte man sich gleichfalls, durch die Anordnung von Prüfungen und Bildungsanstalten den Standpunkt der Führerschaft zu heben. Auch wurden die Einrichtungen des preußischen Offizierkorps vielfach nachgeahmt. Ein weiteres sehr wichtiges Moment ist die stets vorschreitende Waffen- und Schutzmitteltechnik.

Sämmtliche Staaten bewachen sich, belehrt durch die Entwickelung der Dinge in den Kriegen 1866 und 1870, auf das Eifersüchtigste, und die Einführung von Verbesserungen erfolgt fast gleichzeitig.

Alle Staaten haben ihre Festungssysteme nach neuen Manieren ausgebaut und den Wirkungen der neuen Waffen gemäß geändert und verstärkt.

Durch die Entwickelung der Eisenbahnen, die Verbesserung der Telegraphen, die Einführung der Telephone, der Luftballons ist die Strategie genöthigt, mit neuen Mitteln zu arbeiten. Durch die Verbesserungen der Waffen wurden Veränderungen in der Taktik nöthig.

Je gleichförmiger sich die Heere wahrscheinlich in der formellen Taktik und der Bewaffnung gegenüberstehen werden, um so stärker werden die Führung, die Organisation und der Geist in's Gewicht fallen. Indem wir das deutsche Heer betrachten, werden wir eine Antwort auf die prinzipiellen Fragen finden, die wir zu beantworten haben. Wir setzen die Veränderungen, welche seit 1871 vor sich gegangen, als bekannt voraus, müssen aber doch auf einige Punkte speciell hinweisen.

Die ungeheure Verstärkung des französischen Heeres zwang uns zum Wettlauf mit Frankreich. Auch die Haltung Rußlands nöthigte uns zu doppelter Vorsicht und Bereitschaft. Alle die Vermehrungen des Heeres von 1874 bis 1893 sind hieraus hervorgegangen. Man hatte schon 1883 eingesehen, daß man die

jüngeren Jahrgänge der Landwehr angesichts der Vermehrung der französischen Feldtruppen unter dem Namen Reservetruppen wieder zum Feldgebrauch werde verwenden müssen. Den fünfundzwanzig Jahrgängen der Franzosen gegenüber konnte man nicht mehr mit zwölf auskommen und erhöhte 1887 die Gesammtdienstzeit wieder auf zwanzig Jahre.

Von Seiten Kaiser Wilhelms I. und seiner Regierung war an der dreijährigen Dienstzeit bei der Fahne festgehalten worden. Jedoch zeigte ein einfaches Rechenexempel, daß man bei dreijähriger Dienstzeit den Heeresstand im Frieden in's Ungemessene würde vermehren müssen, wenn man die gleiche Anzahl Reserven ausbilden wollte, wie die Franzosen sie, zuerst bei vierjähriger und sechsmonatlicher, später bei drei- und einjähriger Dienstzeit und bei einer uns sehr überlegenen Kadrezahl, thatsächlich auszubilden im Stande waren. Man wollte aber die dreijährige Dienstzeit nicht fallen lassen, da man sie — damals ganz mit Recht — gegen die Mehrheit des Abgeordnetenhauses in der Konfliktzeit von 1860—1866 behauptet hatte. Da man aber doch einsah, daß uns Frankreich auf diese Weise endlich an Zahl überlegen werden mußte, so griff man zu dem Mittel einer starken Beurlaubung zur Disposition der zweijährig Gedienten und im Jahre 1880 zu einer mehrwöchentlichen Einberufung von Ersatzreserven, die nach einer ganz besonderen Methode ausgebildet wurden, was den Truppen eine ungeheure Arbeit machte.

Die erste Maßregel führte zu einer großen Menge Ungerechtigkeiten und mußte ganz bestimmt auf die Dauer schädlich auf den Geist der Mannschaft einwirken.*)

Die zweite Maßregel aber schuf uns eine Sorte von Milizsoldaten, wie wir sie schon einmal unter dem Titel „Landwehrrekruten" in den dreißiger Jahren gehabt hatten.

Man mußte sich daher fragen: Hat diese verstümmelte dreijährige Dienstzeit, welche uns unzufriedene und meist schlecht ge-

*) Ich habe das in meiner Schrift „Die Nothwendigkeit der zweijährigen Dienstzeit" 1891 genau auseinandergesetzt. Die Dispositionsbeurlaubung wirkte zu der Zeit, als man nur 5—10 Leute per Kompagnie als Belohnung für gute Führung entließ, segensreich. Sie war ein Antrieb für die Mannschaft. Später, als die Zahl bis auf 30 per Kompagnie stieg und die verschiedensten Entlassungsursachen wie: häusliche Verhältnisse, Dienstalter, gute Führung festgesetzt wurden, zugleich aber die Kompagnien andererseits gut gediente Leute zurückbehalten durften, überwogen die Nachtheile bei Weitem die Vortheile, und die Dispositionsbeurlaubung wurde ein Krebsschaden der Armee.

diente Dreijährige unter der Fahne hält, einen solchen Werth, daß man ihretwillen in kurzer Zeit den Franzosen an Zahl bedeutend nachstehen darf?

Man wandte hiergegen ein, daß die Zahl nicht entscheide, daß Friedrich hin und wieder gegen dreifache Ueberzahl gesiegt, und daß wir 1870/71 die neuen Aufgebote der Franzosen oft Einer gegen Vier geschlagen hätten. Hierbei war außer Acht gelassen, daß die Franzosen uns in Zukunft nicht Gaubettasche Aufgebote gegenüberstellen würden, sondern eine gute disziplinirte Armee, daß weder Friedrich noch Moltke und Napoleon den Werth der Zahl jemals verkannt hätten, und daß man sie schon deshalb nicht vernachlässigen dürfe, weil erst der Krieg selbst entscheide, wie weit man dem Gegner an moralischem Element und sonstiger Tüchtigkeit wirklich überlegen sei. Die Regierung verschloß sich diesen Gründen nicht, und die zweijährige Dienstzeit wurde 1893 mit entsprechender Erhöhung des Etats bei allen Fußtruppen eingeführt, die Uebungen der Ersatzreserve abgeschafft und eine Einstellung von 240 000 Mann jährlich festgesetzt.

Zu gleicher Zeit war das Bedürfniß nach einer festeren Organisation von Reservetruppen dringend hervorgetreten, und man errichtete zu diesem Zweck ein viertes Bataillon von nur 2 Kompagnien bei jedem Infanterieregiment. Diese Halbbataillone sollten zugleich die Kommandos stellen, welche den Truppen so lästig fallen und die Uebungsstärke stets sehr vermindern, auch die Reserve- und Landwehrübungen übernehmen. Im Kriege sollte das mobile vierte Bataillon bei jedem Regiment aus ihnen gebildet werden. —

Gegen diese Organisation mußte man von Anfang an gewisse Bedenken haben, denn es war vorauszusehen, daß sogar schon die Ausbildung der Kompagnien bei dem ganz geringen Mannschaftsstande dieser Halbbataillone äußerst mangelhaft sein würde.*)

Zu ihrer Herabsetzung in den Augen der anderen Bataillone hat wohl auch das nicht genug bekämpfte Vorurtheil beigetragen, sie als „Schwammbataillone“ **) anzusehen, was doch ihrer Bestimmung nach ganz zu Unrecht geschah.

Der erste Zweck, die drei anderen Bataillone von den Kommandos zu entlasten, war eine ganz verfehlte Idee. Denn es ist

*) Diese Verhältnisse sind so viel besprochen, daß wir von einer erneuten Darlegung Abstand nehmen.

**) Alter Spottname für Ersatz- und die früheren Reservebataillone.

doch für die Ausbildung der Abkommandirten ganz gleich, ob der Mann beim ersten oder vierten Bataillon steht. Die starken alten Bataillone aber konnten jedenfalls die Abkommandirungen viel eher ertragen als das schwache Halbbataillon.

Was dagegen den zweiten Zweck, die Schaffung eines Kadres für Reservetruppen anbelangt, so haben diese Halbbataillone nicht zu verkennende Dienste geleistet und würden sie auch im Kriege geleistet haben. Zwar war man genöthigt, die Kompagnien in zwei Kadres zu theilen, um ein Reservebataillon von vier Kompagnien zu formiren, aber immerhin war es doch ein Kadre. Diese so formirten Reservebataillone haben sich denn auch beim Manöver, wenn man sie dazu mitnahm, sehr gut bewährt, wohingegen die früheren, ohne Kadre zusammengestellten, außerordentlich mangelhaft gewesen waren.

Durch das Gesetz vom 28. 6. 1896 wird man die 173 Halbbataillone am 1. April 1897 durch Zusammenstellung von je zwei in 86 Vollbataillone umwandeln mit einem niedrigeren Etat als die alten Bataillone. Zwei Bataillone werden ein Regiment bilden; Brigaden sollen formirt werden.*

Man hat die jedenfalls sehr richtige Absicht, bei ausbrechendem Kriege dem Feinde in erster Linie fest organisirte, gute Feldtruppen entgegenzustellen, welche womöglich baldigst die entscheidenden Schläge zu führen hätten. Es wurde vom Ministertisch darauf hingedeutet, daß man die Reservedivisionen dazu doch für zu locker organisirt hielte, und daß man sie, Angesichts des starken Bedarfs an Besatzungs- und Etappentruppen, vorläufig als solche zu verwenden gedenke. — Ob man es aber möglich machen kann, diese Divisionen in einem Doppelkriege und einen solchen werden wir haben, wenn wir überhaupt einen Krieg haben — in den Reihen der sofort ausrückenden Feldarmee zu entbehren, das möchten wir bezweifeln. Als Besatzungs- und Etappentruppen genügen unsere Landwehren, welche ja, so weit uns bekannt, vorläufig mit dem Landsturm diese Rolle übernehmen sollen, vollauf. Wir werden also in Zukunft statt 173 leidlich organisirter Reserve- (vierter) Bataillone 86 in Regiments- und Brigaderahmen gefaßte Vollbataillone besitzen.

Es kommen bei dieser Angelegenheit zwei Principien in's Spiel. Das eine lautet: möglichst viel Kadres zur Aufstellung von Mobilmachungsformationen; das andere: nur mobilisirte Linientruppen in erster Linie. Das letztere ist schön und gut, wenn

* Red.

man es durchführen kann, ohne zu sehr in die Minderzahl zu gerathen. Dies wäre der Berechnung des Generalstabes vorbehalten. Stellt sich aber thatsächlich eine bedeutende Minderzahl der Feldtruppen erster Linie auf unserer Seite heraus, so wäre eine Vermehrung der Kadres für Reservetruppen doch vorzuziehen. Falls diese nicht zu erreichen, wäre es denkbar, die neuen Truppentheile derart zu verwenden, daß man jedes Bataillon bei der Mobilmachung theilte. Man würde auf diese Weise je zwei Kadres behufs Formirung zweier Reservebataillone (man kann sie auch anders nennen) erhalten. Jede der neuen Brigaden würde somit 8 mobile Bataillone stark werden, also eine schwache Division bilden, welche entweder zur Verstärkung des betreffenden Armeekorps oder zur Bildung von Reservekorps verwendet werden könnte.

Unter allen Umständen muß die größere Festigung der Reservetruppen und Landwehren nicht aus den Augen verloren werden. Unser nächster Kampf ist ein Kampf auf Tod und Leben, und wir glauben mit Sicherheit annehmen zu können, daß die Mobilisirung der gesammten Landwehren und ihr Ersatz als Besatzungstruppen durch den Landsturm uns nicht erspart werden wird. Nur durch energischste Anwendung der gut organisirten Volkskraft können wir hoffen, aus diesem Kampfe siegreich hervorzugehen.

Moltke sagte: Man kann zu einer Schlacht nie zu stark sein — und das gilt auch für den ganzen Krieg. —

Daran haben wir um so mehr zu denken, als uns die Franzosen mit ihrer neuesten in Aussicht genommenen Leistung um 105 im Frieden bestehende Bataillone wieder überlegen sein werden. Wie sie diese mit Rekruten anfüllen werden, dürfte freilich eine schwere Aufgabe sein, die nur durch Verminderung der Stärke der anderen Bataillone möglich erscheint, oder sie müßten Schwindsüchtige und Krüppel einstellen. Unter allen Umständen aber werden sie im Stande sein, diese neu errichteten vierten Bataillone im Mobilmachungsfalle mit Reserven auszufüllen. Sie haben somit offenbar die Absicht, die Ueberlegenheit an Zahl, die wir durch unsere stärkere Einstellung erreichen werden, durch eine bessere Organisation der Feldtruppen in erster Linie auszugleichen.

Die Ergebnisse der zweijährigen Dienstzeit in Deutschland sind bis jetzt, was die Ausbildung anbelangt, durchaus günstige gewesen. Dies wird von keiner Seite bestritten. Dagegen macht man geltend, daß sich die Rückwirkung auf die Reserven und Landwehren erst zeigen müsse. Dies ist richtig, indeß hat man dies schon in gewissem Grade beobachten können, denn seit 1868 haben wir thatsächlich bei einem großen Theil der Mannschaft die zweijährige Dienstzeit gehabt. Als wir die zweijährige Dienstzeit von 1833 bis 1852 eingeführt hatten, waren allerdings die mit der Landwehr 1848/49 gemachten Erfahrungen wenig günstig. Jedoch muß man die revolutionäre Zeit und die sehr lockere Organisation in Anschlag bringen. Meine Ueberzeugung ist, daß die zweijährige Dienstzeit weder Reserven noch Landwehren verschlechtern wird. Dies könnte nur durch ganz andere Momente geschehen, deren wir schon gedacht haben, und mit denen wir uns noch weiter werden beschäftigen müssen. Nun hat man behauptet, es werde die Anforderung an die Truppen gestellt, daß man jetzt in zwei Jahren dasselbe wie in drei Jahren leisten solle. Allerdings fielen bei Einführung der zweijährigen Dienstzeit Aeußerungen vom Ministertisch, die man wohl so auslegen konnte. Indeß hat dies keine reglementarische Vorschrift gefordert, und früher, als man doch fast zwei Drittel der Infanteristen auch nur zwei Jahre dienen ließ, hat kein Mensch diese Forderung erhoben.

Man behauptet, die Zweijährigen müßten dasselbe Pensum durchmachen wie die Dreijährigen. Dies ist aber einfach unmöglich. Wenn man meinte, der Dienstbetrieb müsse „intensiver" werden, so konnte sich dies nur darauf beziehen, daß die Abkommandirten vom vierten Bataillon gestellt werden sollten, man also stärkere Kompagnien zu Uebungen haben würde. Aber dann würden ja diese Leute (vom vierten Bataillon) weniger „intensiv" ausgebildet!

Man hört aber nun vielfach in der Armee die Ansicht aussprechen, daß die dienstliche Anspannung der Chargen, vorzüglich im Sommer, eine zu große geworden sei. Gegner der zweijährigen Dienstzeit haben dies Argument häufig in's Treffen geführt. Das liegt aber nicht an der zweijährigen Dienstzeit, sondern es liegt einfach an dem im Verhältniß zu dem Offizierkorps sehr starken Mannschaftsstande der Vollbataillone und sodann in der Vermehrung der Dienstzweige und der Art des Dienstbetriebes.

Dem ersten Uebelstande wäre zu begegnen gewesen, wenn man die vierten Bataillone von Anfang an stärker, die Voll-

bataillone schwächer gemacht hätte. Man wird jetzt bei Errichtung der neuen Regimenter Gelegenheit haben, auf Ausgleich hinzuwirken, ja wir möchten dies sogar als eine Nothwendigkeit bezeichnen. Daß die Truppen an den Grenzen einen starken Friedensstand haben, liegt an dem Bilde, das man sich jetzt von dem Ausbruch des Krieges macht. Man will sofort eine Art Schutzstellung bilden, um den Einfällen der feindlichen Kavallerie zu begegnen und den Störungen unserer Mobilmachung vorzubeugen. Wenn man also dem sehr starken Mannschaftsstande an der Grenze unbedingt das Wort reden kann, so spricht nichts dagegen, den Etat der alten Truppentheile im Innern zu schwächen mittelst gleichmäßigerer Vertheilung auf alle übrigen Infanterieregimenter. Wir wollen bei den Uebungen immer einen möglichst starken Mannschaftsstand haben. Das ist ja ganz richtig. Aber wir sind ein wenig in das Extrem gefallen und sehen nun, daß die sehr starken Etats auch ihre Nachtheile haben. An Streitbaren zählt das Bataillon vom „niederen Etat" jetzt 62 Unteroffiziere, 1 Bataillonstambour, 528 Mann. Dies giebt für die Kompagnie 132 Mann. Wenn wir den Stand auf 480 Mann setzen, so zählt die Kompagnie 120. Setzen wir 30 Mann Abkommandirte und Kranke ab, so bleiben beim Antreten 90 Mann Uebungsstärke, was vollständig ausreichend zur Abhaltung jeder größeren Uebung ist.

Die hauptsächlichste Erschwerung des Dienstbetriebes liegt in den sehr ausgedehnten und neuerdings verschärften Schießübungen, und da fällt eine Verminderung von 12 Mann per Kompagnie schon nicht unbedeutend in's Gewicht. — Zu Anfang der Reorganisation von 1860 hatten die neuen Regimenter einen sehr niedrigen Etat. Ihre Ausbildung wurde deshalb doch vortrefflich gefördert. Selbstverständlich hat dies Alles eine Grenze. Kompagnien von 30—50 Mann im Gliede sind keine Kompagnien. Ein Truppentheil muß so stark sein, daß er nach Einstellung der Rekruten in seinen taktischen Einheiten ohne Zusammenstellung mit anderen Truppen selbständig üben kann.

Im Uebrigen war es ein falsches Princip, den Halbbataillonen allein die Abhaltung der Reserveübungen zur Aufgabe zu machen. Die Disciplinirung der Reserven gelingt viel besser, wenn sie in die Truppe eingereiht werden, für die sie größtentheils im Kriege bestimmt sind, und hiermit verbindet sich der Vortheil, daß die Bataillone während der Einziehung Uebungen in erhöhter Stärke abhalten können.

Als ein Uebelstand der zweijährigen Dienstzeit wird auch empfunden, daß die Zahl der verfügbaren Mannschaften des ältesten Jahrganges im Winter nach Abrechnung der Abkommandirten sehr gering ist. Aber war es denn unter der verstümmelten dreijährigen Dienstzeit viel anders? Mußte man nicht auch die Einheiten mit anderen zusammenstellen, wenn man kriegsgemäße Uebungen ausführen wollte?

Es ist ja jedem Menschen eigenthümlich, daß er immer die Unannehmlichkeiten am schärfsten beurtheilt, die Schwierigkeiten am höchsten schätzt, denen er in seinem Wirkungskreise unmittelbar begegnet und die seinem Gesichtskreise auch am meisten erkennbar sind. Er sieht die Schwierigkeiten einer neuen Einrichtung und vergißt die Vortheile, welche sie gebracht hat. So wird wohl auch der Frontoffizier oft vergessen, daß er jetzt von der Ausbildung der Ersatzreserven befreit ist, welche mit ihren vielen Uebungen eine furchtbare Last für die Truppen bildeten.

Der denkende Kompagniechef wird sich der Mängel der Dispositionsbeurlaubungen sehr wohl erinnern, und wenn er das Ganze in's Auge faßt, wird er sich sagen müssen, daß wir mit dem jetzigen System die Wehrkraft wirklich genügend ausnützen, was bei der verstümmelten dreijährigen Dienstzeit durchaus nicht möglich war.

Daß wir durch die überlieferte Pflichttreue und Dienstkenntniß unseres Offizierkorps in der Ausbildung der Mannschaft mit zweijähriger Dienstzeit mehr leisten wie z. B. die Franzosen mit ihrer theils drei-, theils einjährigen, steht für uns außer Zweifel.

Es ist richtig, daß sich die Dienstzweige in den letzten dreißig Jahren sehr stark vermehrt haben. Man hat deren andauernd neue hinzugefügt, von denen jeder einzelne gewiß nützlich war, aber man hat sich dabei wohl nicht immer die Frage vorgelegt, wie man denn das Ganze bewältigen solle. Außerdem hat innerhalb der einzelnen Zweige eine Vermehrung der Arbeit stattgefunden, die ganz besonders in den Schießübungen hervortritt.

Es wäre überflüssig, hier Einzelheiten aufzuführen. Wer im Stande ist, auf 4 Jahrzehnte zurückzublicken, wird uns beipflichten.

Dieser Vermehrung des Dienstbetriebes steht allerdings die Vereinfachung des Exerzirreglements und die Verminderung des Wachtdienstes gegenüber. Mit Ausnahme zweier Wachen in Berlin giebt es keine Offizierwachen mehr in Preußen. Aber es ist zuzugestehen, daß diese Verminderung der dienstlichen Arbeit nicht

Schritt hält mit der Vermehrung. In der Armee ist von jeher eine Liebe zur Sache, ein Diensteifer und Ehrgeiz zu erkennen gewesen, dessen Erfolge man ja gesehen hat. Aber wenn der Wetteifer seinen Nutzen hat, so muß er doch nicht zu einem Wettlauf ausarten, der im Frieden mehr mit der Eitelkeit und dem Streberthum als mit der edlen Ruhmbegierde des Kriegers verwandt ist. Dabei wird der Bogen leicht überspannt, ein wahrer Nutzen nicht erreicht. Im Gegentheil leidet der Geist der Truppe unter jeder Uebertreibung. Insbesondere erscheint es nicht vortheilhaft, einzelne Dienstzweige ganz besonders zu honoriren, sondern wenn man das im Frieden überhaupt will, muß man die Gesammtleistung einer Truppe in's Auge fassen.

Eine genaue Prüfung, wie viel man von den Dienstzweigen, die nicht in unmittelbarer Verbindung mit dem Kriegszweck stehen, streichen könnte — z. B. dem Schwimmen — wäre an der Stelle.

Man verschone den Offizier mit Uebertriebenheiten, wie mehrmalige Vorträge und Kriegsspiel in der Woche, und lasse es bei einem solchen Abend bewenden, trage aber vor Allem das Kriegsspiel nur einem Offizier auf, der wirklich zu leiten versteht, denn die Masse bringt's nicht, und ein langweiliges Kriegsspiel ist das Grab alles Interesses.

Zur Verminderung der dienstlichen Arbeit im Sommer wäre eine stärkere Heranziehung der Reserveoffiziere zum eigentlichen Frontdienst vortheilhaft. Die Unterweisung durch einen Stabsoffizier in den Uebungen derselben ist gewiß ganz nothwendig, aber die Schule des Frontdienstes ist es nicht minder. Sie stärkt die Selbstständigkeit dieser Offiziere. Er muß nachdenken und sich selbst das Nöthige aneignen, wenn er sich nicht vor der Mannschaft Blößen geben will, er lernt befehlen, und sein militärischer Charakter und seine Fähigkeiten entwickeln sich besser, als wenn er den Schüler machen muß. Unsere Landwehr- und Reserveoffiziere waren 1870 deshalb so tüchtig, weil sie bei der Reorganisation, 1863 an der polnischen Grenze, 1864 und 1866 lange einberufen gewesen waren.

Wie unter König Wilhelm I. so hat auch unter dem jetzt regierenden Kaiser eine Verjüngung der oberen Chargen stattgefunden, die man bestrebt ist, mit allen Kräften fest zu halten. Daß körperliche Frische die Bedingung einer erfolgreichen Thätigkeit im Kriege ist, davon ist Jedermann überzeugt. Nun haben gerade wir Preußen die allerwenigste Ursache, starr eine Alters-

grenze zu ziehen, wir, die wir einen Blücher, den großen Kaiser, einen Steinmetz, Herwarth, Moltke besessen, welche sämmtlich im vorgeschrittenen Alter ihre geistige und körperliche Rüstigkeit bewiesen haben. Das zu kurze Verweilen der Kommandeure in ihren Stellungen hat seine Nachtheile. Es hieße der Wahrheit nicht die Ehre geben, wenn man dies leugnen wollte. Niemand setzt sich ganz und voll mit seiner Person ein, wenn man nicht eine gewisse Zeit in einer Stellung vor sich hat. Auch vermag die Persönlichkeit oft nicht in den untergebenen Truppentheilen feste Wurzel zu schlagen, wenn dem Kommandeur zu kurze Frist gegeben ist. —

Wenn alle europäischen Armeen sich also in einer so kriegsbereiten Verfassung befinden, wie man sie selten in einer längeren Friedensperiode gesehen hat, so muß man mit Recht fragen: Entspricht der Geist der Heere, ihr moralisches Element ihrer trefflichen Aeußerlichkeit? Wir haben manches hierher Gehörige schon in den vorhergehenden Kapiteln im Allgemeinen abgehandelt und wollen nur noch auf einige Einzelheiten eingehen.

Allen Heeren der europäischen Großmächte fehlt in den Mannschaften gänzlich, in den Offizieren vom Major abwärts die Kriegserfahrung. Die höheren Offiziere aber haben nur als Hauptleute und Lieutenants, einige wenige als Stabsoffiziere, im Felde gestanden. Der einzige noch lebende Heerführer ist des Königs von Sachsen Majestät; Prinz Georg von Sachsen hat ein Korps, Prinz Albrecht von Preußen eine Division im Kriege geführt.

Aehnlich steht es fast überall. Oesterreich hat mit Ausnahme des kurzen bosnischen Feldzuges 31 Jahre Frieden, Italien hat in größerem Maßstabe, aber in der Hauptsache unglücklich, nur in Afrika gekämpft; in Europa hat es ebenfalls 31 Jahre Frieden, wenn man nicht die Besetzung von Rom 1870 als einen Feldzug rechnen will. Rußland hat 20 Jahre, Deutschland 26 Jahre Frieden gehabt. Die Kämpfe Frankreichs und Deutschlands in außereuropäischen Landen sind für die Kriegserfahrung nicht hoch in Anschlag zu bringen. —

Welchen Werth hat denn nun die Kriegserfahrung für die Truppe und für den Führer? —

Es gab Zeiten, in denen man geneigt war, den nur im Frieden erzogenen Soldaten gering und den kriegserfahrenen zu hoch zu schätzen. Will man solche Vergleiche anstellen, so muß man natürlich

den Durchschnittsmenschen mit seinen geistigen und körperlichen Fähigkeiten betrachten. Es ist klar, daß ein vielfach im Feuer gewesener Soldat doch ein Mensch von wenig soldatischen Eigenschaften sein kann, der vielleicht nur durch die Gewalt der Disciplin und die Aufsicht seiner Vorgesetzten und Kameraden am Davonlaufen verhindert worden ist, während ein Friedenssoldat eine sehr gute militärische, wenn auch unerprobte Befähigung besitzt.

Mehrfach ist nun aber in den letzten Jahrzehnten die Tendenz aufgetaucht, die Kriegserfahrung zu unterschätzen. Man beruft sich darauf, daß Friedrich mit einer größtentheils nur im Frieden erzogenen Armee bei Mollwitz und Czaslau siegte, und unsere Armee 1866 einen der glänzendsten Feldzüge lieferte, von dem die Geschichte berichtet; daß junge Aufgebote sich gut schlugen (Armee Napoleons 1813, unsere Landwehren 1813). Man führt ferner an, daß Friedrichs Armee im siebenjährigen Kriege immer schlechter wurde. Die Armee wurde aber nur deshalb schlechter, weil ein sehr großer Theil der alten, bewährten Soldaten gefallen oder gefangen war und durch schlecht eingeübte Rekruten ersetzt werden mußte. Man hat sogar neuerdings behauptet, mit jedem Gefecht würden die Truppen schlechter, denn die Tapfersten fielen immer zuerst, und nur der Schund bliebe übrig. Davon würden sich die aus dem Kriege Zurückkehrenden nicht gerade geschmeichelt fühlen. Das heutige Schlachtenfeuer wirkt aber nur in seltenen Gefechtslagen durch gezielte Schüsse, vom Massenfeuer wird der Muthige und Feige getroffen. — Daß sehr lang andauernde Kriege zuletzt eine schwächende Wirkung auf Körper und Geist ausüben, ist deswegen nicht zu bestreiten; ebenso gewiß nicht, daß tüchtige Ausbildung, Manneszucht, gute Organisation auch eine kriegsunerfahrene Armee oft zum Siege geführt haben, daß Begeisterung zeitweise ein mächtiger Hebel ist. — Alles das kann aber den Werth der Kriegserfahrung nicht herabsetzen. — Wohl wird der von Vaterlandsliebe und Ehrgefühl erfüllte junge, gut disciplinirte und ausgebildete Soldat muthig in's Feuer gehen, und seine Haltung und Zuversicht werden die nämlichen bleiben, so lange das Gefecht günstig steht, aber ebenso schnell wird er bei plötzlich eintretenden Rückschlägen, er, der zum ersten Male solche Erscheinungen sieht, die Fassung verlieren. Hier nun zeigt sich die Ueberlegenheit des Kriegserfahrenen. Er weiß, daß das Ding nicht so schlimm ist, wie es oft aussieht, und mit welchen Mitteln man einer Krisis begegnen kann, sei es mit einem Marsch,

Marsch, Hurrah, oder mit einem ruhigen Stehenbleiben. Zudem hat der kriegserfahrene Soldat noch etwas vor dem unerfahrenen voraus. Er besitzt bereits den Ruf eines Bewährten, eines Tapferen, eines wirklichen Kriegers. Den will er nicht verlieren. Sein Ehrgefühl ist ein feineres, gehobeneres. Er kennt den Ton der pfeifenden Kugeln. Er ist daran gewöhnt. Nun kommt hierbei allerdings in Betracht, was der Kriegserfahrene mitgemacht hat. Es ist gewiß nicht dasselbe, ob Sieg oder Niederlage. Fortgesetzte Niederlagen schlagen Stolz und Ehrgefühl zu Boden, Vertrauen und Kampflust gehen verloren. Dies ist aber nur eine zeitweise Wirkung. Die Geschichte aller Zeiten spricht für den Werth der Erfahrung. Offiziere und Soldaten, welche bewährt sind, haben nicht nöthig, ihren Muth zu beweisen, welches Verlangen oft genug im Anfang eines Feldzuges zu Unbesonnenheiten geführt hat. Das Verhalten unserer Führer und Truppen im zweiten Theil des Feldzuges 1870/71 war weniger stürmisch und mehr überlegt, deswegen aber im Angriff nicht minder entschieden. Rückschläge, wie sie in einzelnen Momenten im ersten Theil des Krieges vorkamen, wurden hierdurch vermieden. — Wir hatten eben damals Veteranen unter den Waffen. Die Erfahrung aller Zeiten betont die großen Vorzüge längerer Kriegserfahrung. Clausewitz sagt: Man muß die Standhaftigkeit dieser Haufen (der napoleonischen Veteranen) im stärksten Geschützfeuer gesehen haben, um sich einen Begriff davon machen zu können. Und wie sieht es mit der Ertragung von Strapazen und Entbehrungen aus? Der alte Soldat kennt sie. Er weiß, daß der Mensch Manches aushalten kann, was dem Neuling unmöglich erscheint. Dies Wissen vor Allem giebt ihm die erhöhte Kraft des Widerstandes. — Hier kann man allerdings die Erfahrung zum Theil durch anstrengende Uebungen im Frieden ersetzen.

Noch mehr fast fällt die Kriegserfahrung bei dem Feldherrn und dem höheren Führer in's Gewicht. Wir wollen von den Eindrücken persönlicher Gefahr nicht sprechen, denn die hohe Stellung eines solchen aus der Masse hervorgehobenen Mannes und sein Ehrgefühl werden Schwächen in dieser Beziehung sehr selten zu Tage treten lassen, aber falls er die Friktion im Kriege — wie Clausewitz alle die möglichen Zufälligkeiten nennt — und die ungeheuren moralischen Eindrücke, die der Krieg mit sich bringt, zum ersten Male kennen lernt, werden sie unbedingt einen größeren Eindruck auf ihn machen, als auf den Kriegserfahrenen.

Würde Friedrich wohl seinen Ritt nach Oppeln vom Schlachtfelde von Mollwitz angetreten haben, wenn er Kriegserfahrung besessen hätte? Gewiß nicht.

Vor Allem hüten wir uns also, uns einzureden oder nach und nach der Meinung Raum zu geben, daß unsere Manöver, Kriegsspiele und Uebungsreisen uns auf einen Standpunkt heben, welcher den der Kriegserfahrung auch nur entfernt ersetzen kann. Es ist selbstverständlich, daß das alte Wort von dem bewußten Packesel mit seinen zwanzig Feldzügen unter Prinz Eugen deswegen nicht geändert wird. Denn: Qu'importe l'expérience, si elle n'est pas digérée par la réflexion? sagt der große König. —

Kriegserfahrung können wir uns nicht geben, wie aber wird es in Zukunft mit den Eigenschaften stehen, die wir vorhin in den Kapiteln: Kriegerischer, militärischer Geist, Mannszucht, Ehrgefühl, Korpsgeist erörtert haben? Die Feinde dieser Eigenschaften sind schon bezeichnet, und wir wollen hier nur kurz betrachten, welche Erfolge sie haben könnten, wie man ihnen Widerstand leisten kann, und ob wir eine ernsthafte Verminderung der militärischen Eigenschaften in Betracht zu ziehen genöthigt sind. Leider müssen wir diese letzte Frage mit „Ja" beantworten. — *Ein Verschwinden oder auch nur ein bedeutendes Heruntergehen jener Eigenschaften aber würde den Verfall des Systems der allgemeinen Wehrpflicht nach kurzer Blüthezeit bedeuten.* Eine Ablösung desselben durch ein cäsarisches Heer ist dann unausbleiblich. —

Hierbei ist es unumgänglich nöthig, die politischen Zustände kurz zu erörtern.

In Rußland sehen wir seit lange eine revolutionäre Bewegung bald offener, bald versteckter, gewöhnlich mit sehr verworfenen Mitteln arbeiten. Das Streben nach einer größeren persönlichen und politischen Freiheit, als unter der Selbstherrschaft dort zu finden ist, erscheint an und für sich nicht unberechtigt. Aber ebenso berechtigt ist die Ansicht, daß das russische Volk, als Ganzes betrachtet, nicht reif für eine verfassungsmäßige Regierung und außerdem die Größe des Reichs und die Verschiedenheit seiner Völker die Einführung einer Verfassung nicht möglich machen. Die Selbstherrschaft hat also den festen Willen, sich zu behaupten. Sie übt auf einen sehr großen Theil des Volkes noch den alten Zauber aus — eine organisirte Socialdemokratie besteht nicht — der Gedanke der Ausbreitung Rußlands nach den Weltmeeren verleiht

einen nationalen Antrieb. Und dieser steht einer üblen Einwirkung auf das Heer mächtig entgegen.

Frankreich hat eine Revolutionsära von achtzig Jahren hinter sich. Einmal hat die äußerste Partei in ganz Frankreich auf Jahre, 1793, einmal in Paris auf Monate triumphirt, 1871. Ganz Frankreich wurde in der Schreckenszeit mit Blut überschwemmt; unter den zahllosen Aufständen des 19. Jahrhunderts sind insbesondere die Aderlässe vom Juni 1848 und während der Kommune von 1871 erwähnenswerth. „Blut ist ein ganz besonderer Saft"; er bringt die Menschen zur Besinnung. Zudem hat Frankreich verschiedene socialistische Versuche wie die Nationalwerkstätten von 1793 und 1848 hinter sich. Alle großen Erschütterungen bringen Rückschläge mit sich. Jene Zeiten haben dem Socialismus einen Stoß versetzt, von dem er sich dort so bald nicht erholen wird. Dem größten Theile der Bevölkerung ist zum Bewußtsein gekommen, daß die Ideen der Socialdemokratie eine Krankheit sind. Zwar existirt in Frankreich eine sehr zahlreiche socialistische Partei, aber sie hat die alte Energie verloren, und ihre Vertretung im Parlament ist sehr schwach. Die Reden in den Gemeindeverwaltungen und in Volksversammlungen thun's nicht. Nationalgarden bestehen nicht mehr. Man droht mit der Revolution, aber man ist unvermögend, sie zu machen.

Vor Allem aber steht der socialrevolutionären Idee die nationale in voller Kraft gegenüber. Frankreich wünscht die Revanche. Und dieser Zug wirkt mit derselben Gewalt wie in Rußland der Gedanke der weiteren Ausbreitung, kurz und bündig gesagt: dort die Wiedereroberung — hier die Eroberung. — Dieser Gedanke, die Revanche, ist es, der die Armee den socialrevolutionären Bestrebungen jetzt noch verschließt. Im Augenblick des Kriegsausbruches wird sich Alles in dem Gedanken an die Revanche vereinigen. Sollte Frankreich Niederlagen erleiden, so dürfte sich natürlich die zersetzende Kraft ähnlich wie 1871 bemerkbar machen, denn die nationale Idee der Revanche hält die Zersetzung nur zurück, tödtet sie nicht. — Auch ist unbedingt erkennbar, daß der nationale Stolz in Frankreich etwas Krankhaftes hat. Es ist so weit, daß der Franzose seine Niederlagen fast in Siege verwandelt, jedenfalls hält man dort die meisten Niederlagen für „défaites glorieuses", errichtet den besiegten Staatsmännern und Generalen Denkmäler, während wir nicht genug an unseren Siegen und unseren Führern herummäkeln können.

In Oesterreich reiben sich die Nationalitäten. Die socialistischen Ideen treten erst in zweiter Linie auf. Von einem Einfluß auf die Massen kann höchstens in Wien gesprochen werden. Abgesehen von Sicilien, wo territorial begrenzte sociale Uebel Unzufriedenheit und Aufstände erzeugt haben, sind die socialistische Bewegung und Organisation in Italien schwach und dem Heere vorläufig nicht gefährlich.

Die deutsche Socialdemokratie aber hat nach Aufhebung des Socialistengesetzes riesenhafte Fortschritte gemacht. Sie ist international und verneint nationale Gegensätze zu Gunsten der Verbrüderung des vierten Standes aller Länder. Ihre Leitung ist straff und klug. Sie versteht die Kunst, zu warten. Indem sie hin und wieder einmal versichert, daß sie die Anwendung der Gewalt nicht will, bereitet sie die Revolution durch Presse, Versammlungen, Wanderredner und durch die Streiks in der wirksamsten Weise vor. Sie hat verstanden, ein Standesbewußtsein unter den Arbeitern zu erwecken. Ein unbegrenzter Terrorismus wird in dieser Klasse ausgeübt. –

Sie verfolgt den Plan der Revolutionirung des Heeres mit der äußersten Konsequenz, und mit Anwendung jedes Mittels, auch der schamlosesten Verleumdungen, hetzt sie die Masse des Volkes und die Mannschaft gegen den Offizierstand auf, setzt sie das Waffenhandwerk und das Heldenthum herab und sucht die Treue zur Fahne als eine Narrheit darzustellen. In diesen letzteren Bestrebungen wetteifern mit ihr die Männer und die Weiber des ewigen Friedens.

Aber dies ist nicht Alles. Neben der socialrevolutionären Bewegung läuft eine andere einher, die sich, wie dies in Deutschland nicht anders sein kann, die verschiedensten Namen giebt. Sie nennt sich christlich-social, national-social u. A. m. Diese Richtungen rekrutiren sich hauptsächlich aus den gebildeten Ständen und zwar vielfach aus gelehrten Kreisen, auch aus der protestantischen Geistlichkeit. Sie entspringen theilweise dem besten Willen, die socialen Uebel zu heilen, die Revolution hierdurch zu beschwören, vielfach aber auch aus dem vorzugsweise den Deutschen innewohnenden Drange, die Dinge wissenschaftlich zu zergliedern, ihre Lehre theoretisch zu begründen, sie in ein System zu fassen, welches dann als Rezept für die Heilung der Krankheit gepriesen wird. —

Wenn die Socialdemokratie nicht ansteht, Gott und Religion öffentlich zu lästern, so wirken die Gesellschaften der ethischen

Kultur, welche im Uebrigen meist von edlen und überzeugten Menschen, aber politischen Kindern, geleitet werden, nicht minder in der Richtung auf den Atheismus hin.

Die Reihen der Socialdemokratie verstärken sich durch die Unzufriedenen der unteren Schichten, die der „Socialen“ durch die der höheren Stände.

Dazu kommt die gänzliche Zerfahrenheit unseres Parteilebens überhaupt, und die Wuth, mit der die radikalen Parteien ebenfalls den Adel und das Heer befehden, der heftig entbrannte Interessenkampf, der Partikularismus und das diesem aufs Engste verbündete Centrum.

Nur ein unglaublicher Optimismus kann die Gefahren verkennen, welche diese Zustände mit sich bringen, und kann daran festhalten, daß sociale Reformen im jetzigen Moment eine Partei und die verhetzten Massen befriedigen könnten, welche hoffen, durch den Sieg einer Umwälzung bald einfach als Herren dekretiren zu können, was sie für gut halten. Dieser Optimismus entspringt im Gegensatz zu Frankreich daraus, daß Deutschland noch keine Schreckenszeit an seinem eigenen Leibe erprobt hat. Beispiele thun's ja fast nie, nur eigene Erfahrung belehrt.

Unter diesen Umständen ist als thatsächlich anzuerkennen, daß die monarchische Gesinnung gesunken ist, die unklaren socialen Lehren und die Socialdemokratie selbst täglich mehr Boden gewinnen, daß eine Verhetzung der Stände Platz gegriffen hat, die auf ein Volksheer vor Allem verderblich wirkt. Nun ist es richtig, daß in Deutschland den revolutionären Bestrebungen altbegründete monarchische Gewalten, an ihrer Spitze das Kaiserthum gegenüberstehen, daß ein Heer die Stütze des Gesetzes, der Schutz des Vaterlandes ist, welches als ein Muster der Treue und der Manneszucht bisher gegolten hat.

Aber wir bitten Jeden, der es mit Thron und Vaterland gut meint, ernsthaft zu prüfen, ob er wirklich zu glauben vermag, daß das Weiterbestehen solcher Zustände schließlich ohne Schaden an dem Heere vorbeigehen kann, und zwar dem Heere, wie es bei einer Mobilmachung vor uns steht. Man sagt, im Augenblick einer Bedrohung Deutschlands würden die Parteiungen verschwinden, würde die schönste Einigkeit herrschen. Die Haltung der Socialdemokratie, mit den Leuten von Lille an der Spitze, ist aber im hohen Grade zweifelhaft, falls der Krieg gegen Frankreich allein ausbrechen sollte. Fürst Bismarck hat schon einmal darauf hin-

gewiesen, daß die Franzosen möglichen Falls gegen uns die rothe Fahne entfalten würden, die zu Hause bekämpft wird. Gegen Rußland allerdings würde auch die Socialdemokratie den äußersten Widerstand predigen. — Aber mag dem nun sein wie ihm will — Niemand kann in Zukunft für ähnliche schnelle Erfolge bürgen wie 1866 oder 1870. Wenn sich der Krieg hinzieht, wenn alle Beschwerden des Krieges einen verstärkten Einfluß äußern, wenn Nässe, Kälte und Hunger die Begeisterung tödten, wenn der Soldat Zweifel und Zaudern zu sehen meint, wenn unentschiedene Schlachten oder gar verlorene zu verzeichnen wären, dann würde sich der Einfluß der zersetzenden Lehren der Socialdemokratie und der die Männerherzen verweichlichenden Bestrebungen der Freunde des ewigen Friedens vielleicht in ähnlichem Grade zeigen, wie sie Zola in La débâcle mit so großer Naturwahrheit geschildert hat. Und wenn die Landstraßen mit Nachzüglern, die Schlachtfelder hinter der fechtenden Linie mit Drückern übersäet sein sollten, dann, ja dann werden die Verblendeten, die mit allen den Ursachen dieser Uebel kokettirt haben, weil „Bildung und Mode" es so verlangten — dann werden sie doch an ihre Brust schlagen und rufen: nostra culpa nostra maxima culpa? Gott bewahre! Seit wann hätte denn jemals der deutsche Theoretiker und Systemmacher Unrecht gehabt! Nein, dann wird sich ein wüstes Geschrei über Verrath und Führung erheben und — das Ende möge man sich selbst ausmalen.

Gerade der „gebildete Socialismus", um mich so auszudrücken, kann auf die Dauer die übelsten Folgen auch auf den Geist des Heeres haben, denn diese Sorte Socialismus ist eng verquickt mit ähnlichen, dem militärischen Geist entgegenstehenden Erscheinungen, wie sie im vorigen Jahrhundert in anderer äußerer Gestalt auftraten und nicht zum Wenigsten zum Zusammenbruch des alten Systems, gegenüber dem neuen, mit blutiger Energie auftretenden, beitrugen. Von dem Stande der Mannszucht, wie wir sie jetzt haben, bis zum Eidbruch ist ein sehr weiter Schritt — aber so hinten herum schleicht sich die Schlange der Verführung unter dem schillernden Gewande der Humanität, Menschenliebe, Bildung des Jahrhunderts u. s. w. leichter ein und lähmt die Thätigkeit des Organismus.

Vertrauen wir, daß das feste Gebäude unseres Heeres hält, daß der gute, heldenhafte Sinn unseres Volkes sich unzerstörbar erweist, oder im Falle der Gefahr sich selbst wieder findet. —

Aber gewiß ist es, daß selten eine Zeit so viel gethan hat, um das stolze Gebäude nationaler Größe, welches Heldenhände schufen, niederzureißen, wie die unsrige. Da sind die Historiker, welche die „Legenden zerstören", um neue aufzurichten, ihre Hypothesen als bewiesene Thatsachen hinstellen und den nationalen Ruhm herunter-setzen; da sind die Kritiker, welche einem Moltke auf Grund ihrer Bücherweisheit seine „Fehler" haarklein vorrechnen und die militärischen Verdienste schmälern; da ist der Pöbel, der einen Bismarck Rowdy schimpft und das Andenken des großen Kaisers schmäht; da sind die Dramatiker, welche den alten Ehrbegriff lächerlich zu machen suchen; da sind die vorhin geschilderten Sektirer — das Alles arbeitet zusammen, um uns zu entmannen, uns der Eigenschaften zu berauben, die unsere Größe ausmachten.

Und hat denn die deutsche Soldatengeschichte des 19. Jahr-hunderts gar keine Flecken der Art aufzuweisen, wie wir sie bei anderen Völkern so gut im Gedächtniß behalten? Soll man an den Sieg der Revolution in der ganzen badischen Armee 1849, an die Aufstände der Landwehr in Düsseldorf und Elberfeld, an die Meuterei der Berliner Landwehr in denselben Jahre erinnern? Glaubt man im Ernst, daß alle diese Krankheitserscheinungen, ver-bunden mit dem zügellosen Materialismus vieler Gesellschafts-kreise, gar keinen Einfluß auf die Seele eines Heeres ausüben, das aus dem Volke hervorgeht?

Zu den militärischen Uebeln aller großen Volksheere ist noch zu rechnen, daß in der ungeheuren Masse sich sehr viele körperlich minderwerthige Leute befinden, welche den Anstrengungen nicht ge-wachsen sind und die Lazarethe bevölkern werden

Alles in Allem genommen sind wir der Ueberzeugung, daß die Zukunft der großen Volksheere uns Uebel zeigen wird, welche den Mängeln der Heere des 18. Jahrhunderts vielleicht das Gleich-gewicht halten dürften. —

Die Form wird das Kadreheer, unterstützt durch eine Land-wehr, bilden. Je mehr Kadres wir haben, um so weniger werden jene Uebel sich geltend machen können.

Und somit Bescheidenheit! Auch wir stehen auf den Schultern unserer Vorfahren. Wir haben zwar ein Sedan und ein Königgrätz geschlagen — aber bis zu einem Leuthen haben wir es noch nicht gebracht. —

II. Hauptabschnitt.

Kriegführung und Strategie.

IX. Die Kriegführung.

Die Kriegführung begreift in sich alle die feindseligen Handlungen, welche zwei oder mehrere Staaten gegeneinander ausüben, um einen bestimmten Zweck zu erreichen und dem Unterliegenden den eigenen Willen aufzuzwingen.

Hierhin gehören also die Operationen der Land- und Seemacht, die Unterbindung des Handels und Verkehrs des Gegners zu Land und zur See, die Ausnutzung des feindlichen Gebietes für eigene Zwecke, Kontributionen, Zwangslieferungen aller Art, kurz Alles, was den Feind zu schädigen geeignet erscheint.

Die Kriegführung ist somit die gesammte Aktion des Staates gegen den Feind. — Die Strategie oder Feldherrnkunst ist nur ein Theil der Kriegführung. Sehr oft ist heute in der Literatur der Begriff der Strategie als die Kriegführung hingestellt und demgemäß behandelt worden. Dies hat vielfach zu schädigenden Irrthümern geführt. Denn in die Kriegführung greift sehr häufig die politische Thätigkeit ein, wie wir im II. Kapitel schon berührt haben — während die Strategie ein rein militärischer Begriff ist. — Eine Folge des Zusammenwerfens beider Begriffe war z. B., daß man den Kriegszweck oft mit dem strategischen Zweck, welcher gewöhnlich — nicht immer! — die Vernichtung des feindlichen Heeres ist, verwechselte. Dies ist aber nicht der rein politische Zweck der Kriegführung.

Freilich wird in der Praxis die Handlung des Feldherrn, also die strategische, oft von der leitenden Politik beeinflußt werden. Deswegen aber kann man die Strategie und die gesammte Kriegführung nicht für das Nämliche erklären, wenn man die Dinge systematisch und wissenschaftlich betrachten will. Hiergegen spricht auch noch, daß man die Truppenführung im Gefecht, die Taktik, ebenfalls zur Kriegführung, aber nicht zur Strategie rechnen kann.

Die Strategie ist vor Allem als eine Kunst aufzufassen, welche seit Jahrtausenden bestand, ehe man an die Zusammenstellung ihrer Grundsätze als Lehre dachte. Sie ist ihrem Ursprung nach eine echte Lehre der Erfahrung, und diese Lehre läßt sich leicht in einer nicht zu großen Anzahl von Grundsätzen zusammenfassen. — Desto schwieriger ist ihre Ausführung. Die Taktik dagegen existirte seit langer Zeit als Kunst und Lehre zugleich, wie z. B. die zahlreichen Werke aus dem Alterthum über die Fechtweise beweisen. Man schlug sich und schrieb darüber. Auch in der Taktik giebt es einige große Leitmomente, welche immer Gültigkeit behalten werden, aber die Anwendung derselben und die Einzelheiten der Fechtweise erleiden im Laufe der Zeiten die weitgehendsten Veränderungen.

Clausewitz giebt bekanntlich von der Strategie die Begriffserklärung, sie sei die Lehre vom Gebrauch der Gefechte zum Zweck des Krieges, die Taktik sei die Lehre vom Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht.*) Man kann dieser Eintheilung zustimmen, selbst wenn man annimmt, daß das Manöver in der Strategie ein stets fortwirkendes Mittel gewesen ist, noch ist und auch bleiben wird, denn das Manöver ist nichts, wenn man nicht im Hintergrunde das Gefecht zeigt. — Jedenfalls wird man sich auch verständlich ausdrücken, wenn man sagt: die Strategie ist die Lehre von der Führung der Armeen auf dem Kriegsschauplatz, die Taktik insbesonders die Lehre von der Führung der Truppen auf dem Gefechtsfelde.

In dem II. Kapitel haben wir schon des Zusammenhanges von Krieg und Politik und ihrer wechselseitigen Einwirkung gedacht.

Sehr häufig wird die Politik des Staates auch darauf Einfluß haben, ob der Krieg angriffs- oder vertheidigungsweise geführt werden soll. In der Regel aber sind die bereitstehenden Kriegsmittel hierbei das Entscheidende. Hat man die Ueberzeugung, dem Feinde in der Schlacht überlegen zu sein, so wird man schwerlich die Vertheidigung ergreifen. Denn durch den Angriff allein kann man schließlich dem Gegner seinen Willen aufzwingen, es sei denn, daß die Beschaffenheit des Landes oder seine geographische Lage den Vertheidiger zu der Annahme bestimmte, der Angreifer werde sich, trotz etwa errungener Vortheile im freien Felde, erschöpfen, wie die Napoleonischen Heere in Rußland und

*) Vom Kriege B. I. S. 81, 155.

Spanien. Auch ein zweckentsprechendes Befestigungssystem kann unter Umständen eine solche Lage herbeiführen.

Die Hauptmittel der Kriegführung waren immer dieselben. Sie sind die Menschen und das Geld. Während aber im 18. Jahrhundert die Anwendung dieser Mittel eine sehr beschränkte war, hat sie jetzt durch die Millionenheere und die Erfindungen der Neuzeit eine nicht geahnte Ausdehnung gewonnen. — Das im 18. Jahrhundert zu verwendende Geld ruhte entweder im Staatsschatze, oder wurde durch erhobene Kriegssteuern und durch die Geldunterstützungen anderer Staaten (Subsidien) aufgebracht. Die beispiellose Ausdehnung des Weltverkehrs und das Börsengeschäft haben eine gänzliche Aenderung in Beschaffung der Mittel herbeigeführt. Deutschland hat für die ersten Bedürfnisse zwar einen baaren Schatz von 90 Millionen Mark liegen, aber die Hauptgeldmittel zum Kriege müssen durch Anleihen aufgebracht werden. Nun veranlassen schon die ersten Nachrichten über den möglichen Ausbruch eines Krieges einen solchen Kurssturz, daß auf die augenblickliche Beschaffung von so ungeheuren Summen, wie sie hier nöthig sind, nicht immer mit voller Sicherheit gerechnet werden kann. Die Anleihe von 1870 wurde z. B. sehr schwach gezeichnet, und die Kurse hoben sich erst nach den Siegen vom 6. August.

Die Völker werden in Gegenwart und Zukunft in jeder Weise an Gut und Blut in Mitleidenschaft gezogen, während dies im 18. Jahrhundert nur in beschränktem Maße der Fall war. Die Ernährung und Besoldung der ungeheuren Heere sind schon bei der ersten Aufstellung Riesenaufgaben, wie viel mehr im Verlauf des Krieges. Die Geschichte der Verpflegung der Heere ist äußerst lehrreich, und ihr Wechsel zeigt mehr wie jede andere Erscheinung den Zusammenhang des Heerwesens mit dem allgemeinen Kulturzustande, der Verfassung und der wirthschaftlichen Lage der Staaten. Im dreißigjährigen Kriege mit der Anarchie im Reiche selbst: rücksichtslose Beitreibung und Ausbeutung des Landes. Mit der Zusammenfassung der Gewalt in den größeren Staaten Europas: Schonung des Landes, Verpflegung aus Magazinen. Mit der französischen Revolution: Zurückfall in die Beitreibung und Ausbeutung — in der Gegenwart: gemischtes System. Denn der Einsicht folgend, daß die Mittel der Beitreibung nicht immer ausreichen können, hatte man schon zu Napoleons I. Zeiten Proviantkolonnen, fahrende Magazine, eingeführt, wenn auch das

Hauptmittel die Verpflegung durch die Wirthe und die Beitreibung blieb. Jetzt hat man schon im Frieden umfangreiche Magazine und Konservenfabriken in einzelnen Plätzen errichtet. Während der Operationen sucht man durch geregelte Beitreibung fliegende Magazine zu füllen, die man von Ort zu Ort hinter den vorgehenden Truppen herschiebt. Auch die Truppen suchen in lebenden Häuptern und auf Lebensmittelwagen die Verpflegung auf kürzere Zeit mitzuführen und lassen sehr häufig selbst Brod backen.

Man würde in einer großen Täuschung befangen sein, wenn man aus den letztangeführten Maßregeln auf eine größere Schonung des Landes schließen wollte. Dies ist durchaus nicht der Fall. Wenn auch die Kriegssitten und das sogenannte Kriegsrecht gelinder geworden sind, so wird unsere Kriegführung bei längerer Dauer doch eine der verwüstendsten aller Zeiten bleiben. Denn dem Mittel der Verpflegung durch die Wirthe — nota bene wenn sie noch etwas haben — wird man nicht entsagen können und ebensowenig der Beitreibung durch die Truppe selbst. Außerdem aber werden die Magazine auf Kosten des Landes gefüllt. Die Größe der Heere wird dies Alles äußerst drückend machen.

Zuerst glaubte man in den Eisenbahnen das allein seligmachende Mittel, die Verpflegung zu sichern, gefunden zu haben. Jetzt ist man von ihrer Unfehlbarkeit denn doch schon zurückgekommen. Im eigenen Lande werden sie zum Zwecke der Verpflegung, der Ergänzung an Menschen und Material stets treffliche Dienste leisten, im feindlichen Lande steht die Sache nicht ebenso, wie sich schon 1870/71 zeigte. Je mächtiger ein Kriegsmittel geworden ist, je stärker sind die Anstrengungen des Gegners, seine Wirksamkeit zu lähmen. Und das ist ein Satz, den man nicht nur bei dieser Gelegenheit, sondern insbesondere auch in Bezug auf Waffenverbesserung niemals vergessen sollte

Beim Vordringen in Feindesland wird man daher die Eisenbahnen an solchen Punkten zerstört finden, wo auch die tüchtigste Eisenbahntruppe nicht sofort Rath schaffen kann. Die Sprengung von Tunnels wird stets sehr wirksam sein, wenn sie in Gegenden geschieht, wo eine Umgehung des Tunnels durch Legung eines Schienenweges zeitraubend und vielleicht sogar unausführbar ist. Ein heftiger Parteigängerkrieg, unterstützt durch die Bevölkerung, wird sich insbesondere die Zerstörung der Eisenbahnen im Rücken des Einbruchsheeres zum Ziel nehmen. Die zahlreichen Etappentruppen der Angriffsarmee werden dem allerdings entgegenzutreten suchen. Doch wird auch hier das Kriegsglück schwanken.

So sind die Eisenbahnen zwar ein unentbehrliches Kriegsmittel geworden, aber man soll nicht glauben, durch sie die Verpflegung der Heere von Hunderttausenden unter allen Umständen sicher stellen zu können. Die Schwierigkeiten werden natürlich auch hier mit der Länge der Verbindungslinien wachsen. Flußlinien sind den Eisenbahnen insofern vorzuziehen, als die große Entwickelung der Dampfschifffahrt und die Transportfähigkeit der Schleppschiffe die der Eisenbahnen bedeutend übertrifft. Aber es giebt wenig große Flußlinien in Europa, welche bei der wahrscheinlichen Gestaltung der nächsten Kriege von großem Nutzen sein würden, und dies selbst zugegeben, sind sie im Winter durch Frost der Vernichtung ausgesetzt.

Beherrscht man das Meer, so kann es bei Operationen in der Nähe der Küste natürlich als unmittelbare Verbindungslinie dienen. Solche Operationen aber werden bei den großen Kriegen im Herzen Europas selten sein. Der Fall trat im Krimkriege für die Franzosen und Engländer, im italienischen Kriege von 1859 theilweise für die Franzosen, in den Kriegen von 1848/50 und 1864 in Dänemark, in sehr bedeutendem Umfange im Secessionskriege in Amerika und endlich im Kriege Japans gegen China ein. Er könnte auch Platz greifen bei der Operation einer deutschen Armee auf St. Petersburg.

Sehr wichtig für die gesammte Kriegführung kann auch die überseeische Zufuhr unentbehrlicher Lebensbedürfnisse werden, falls bei längerem Kriege das Land diese nicht in genügender Menge hervorzubringen vermag. Die Beherrschung der See darf daher niemals, sei es durch eigene Kräfte, sei es durch Bündnisse mit Seemächten, aus den Augen verloren werden, wie denn die weitere Entwickelung der Flotte für Deutschland, welches die zweitgrößte Handelsmarine der Welt besitzt, eine Nothwendigkeit ist, der sich nur ein engherziger Philistergeist verschließen kann.

Das Aufgebot der Millionen von arbeitsfähigen Männern entzieht dem Lande viele Arbeitskräfte, und schon dies kann auf die Produktionsfähigkeit in gewissen Jahreszeiten unberechenbar einwirken. —

Diese Zustände drängen zu einer entschiedenen und thatkräftigen Kriegführung gleich der Cäsars, Alexanders, Friedrichs, Napoleons und König Wilhelms. Der Anfang der Kriegführung wird, falls nicht besondere politische Umstände hemmend dazwischen treten, auch jedenfalls diesem Gedanken entsprechen; ob aber der

weitere Verlauf sich in raschen, entscheidenden Schlägen entladen, und damit die Widerstandsfähigkeit der einen Partei gebrochen werden wird, darüber kann man eine bestimmte Ansicht nicht äußern.

Wenn es richtig erscheint, die besten Truppen sofort in die erste Linie zu bringen, um große Anfangserfolge zu erfechten, so sind doch eine so große Menge von Besatzungstruppen, Landwehren, Territorialtruppen u. s. w. vorhanden, daß man im Falle des Vordringens des Gegners nicht nur die Festungen mit guten Besatzungen versehen, sondern auch deren jüngste Jahrgänge zur Verstärkung der Feldarmee heranziehen kann. Der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich dauerte sieben Monate, ohne daß außerhalb der stehenden französischen Armee eine wirklich brauchbare Organisation bestand, vielmehr traten nur nageluene Aufgebote den Deutschen gegenüber. Hiernach müßte man die Widerstandsfähigkeit der großen Staaten, welche sämmtlich brauchbare Organisationen besitzen, billiger Weise noch weit höher schätzen können.

Doch wer kann ermessen, welcher Eindruck durch eine Reihe von Niederlagen im Anfang des Krieges hervorgebracht werden würde, insbesondere, wenn ein Land — wie z. B. Frankreich — sich eine lange Zeit hindurch auf einen Vergeltungskrieg vorbereitet hätte und nun gleich zu Anfang des Krieges inne zu werden glaubte, daß auch diese Anstrengungen vergeblich gewesen seien? Wer kann die politischen Einflüsse bemessen, welche auf eine rasche Beendigung eines Krieges, wie das Uebereinkommen von Villafranca 1859 so lehrreich zeigt, hinwirken können?

Die zahlreichen Befestigungen werden unter allen Umständen, man mag nun gegen sie vorbringen, was man will, einen verzögernden Einfluß auf die Kriegführung ausüben.

Daß die Massenheere schwerer zu bewegen sind als die kleinen Armeen, versteht sich von selbst. Wie die Schwierigkeit der Ernährung aber im Allgemeinen auf schnelle, entscheidende Schläge hindrängt, so kann sich hierdurch im konkreten Falle andererseits diese oder jene Operation verzögern. Genug, „der Weisheit letzter Schluß" muß in Bezug auf die zukünftige Dauer der Kriege lauten, „daß wir nichts wissen können."

Doch möchten wir aussprechen, daß die Wahrscheinlichkeit nicht für Feldzüge von einem so schnellen Verlauf wie die von 1815 und 1866 spricht. Wahrscheinlich wird die Kriegführung

einen wechselnden Charakter tragen ähnlich dem von 1870/71. Größere Stillstände in den Operationen, unterbrochen durch einzelne Ausfälle, Vorschieben der Basis werden wenigstens in einem Kriege gegen Rußland, im Falle der Offensive gegen diesen Staat, mit Sicherheit zu erwarten sein. Die Kriegführung wird also vielleicht keineswegs dem strategischen Ideal entsprechen, welches man neuerdings, vorzüglich in der Gelehrtenstube, so oft als das allein maßgebende für die Gegenwart erklärt hat.

Die strategischen Mittel sind eben durchaus vielseitige und sind dies zu allen Zeiten gewesen. Abschneiden der Zufuhren, ein gewandter Kleiner Krieg können als Kriegsmittel unter Umständen auch jetzt noch eine bedeutende Rolle spielen. Freilich wird eine kräftige Kriegführung so bald als möglich nach dergleichen Stillständen wieder das Angriffsverfahren zu ergreifen suchen. Beispiele neuerer Zeit sind das Vorgehen gegen Orléans und Lemans durch Friedrich Karl, das gegen St. Quentin durch Göben. Auf die Art der Kriegführung wirkt ferner die Beschaffenheit der Heere ein, vor Allem ihre Organisation. Reine Milizheere sind wenig brauchbar zum Angriff, aber die großen Mächte haben sämmtlich Kadreheere, sind also alle für diesen Fall gerüstet.*) Die Ausrüstung, die Bewaffnung, das Verhältniß der Waffengattungen ist sehr gleichartig mit Ausnahme Italiens, welcher Staat eine sehr schwache Reiterei besitzt. Dies würde beim strategischen Angriffsverfahren nachtheilig in's Gewicht fallen.

Wir haben vorhin von der Bedeutung der Eisenbahnen als Verbindungslinien gesprochen. General von der Goltz (Goltz Pascha) urtheilt sehr richtig, wenn er ihre nebensächliche Bedeutung auf dem Kriegsschauplatz selbst betont. Indeß ist ihre Benutzung allerdings in der Nähe des Feindes und sogar bis in's feindliche Feuer hinein vorgekommen, wie bei Montebello 1859 durch die Franzosen, bei Spicheren durch die Preußen. Jedoch werden dies immerhin Ausnahmen bleiben. In Paris hatte man während der Belagerung gepanzerte Waggons mit Geschützen armirt.

Von der Verschiebung von Truppen auf dem Kriegsschauplatz selbst sehen wir den geglückten Flankenmarsch der Franzosen 1859 bei Vercelli, die Versetzung einer Division des 7. französischen Korps von Belfort bis in's Lager von Châlons 1870, die höchst unglückliche Verschiebung der Armee von Bourbaki von der Loire nach dem Südosten.

*) Siehe Abschnitt III, S. 10.

Die Benutzung der Eisenbahnen erfordert vor Allem eine genaue Berechnung durch technische Hülfsarbeiter. Es kann anderenfalls auf dem Kriegsschauplatz der höchste Mißbrauch mit ihnen getrieben werden, und es kann vorkommen, daß Truppenabtheilungen von einer gewissen Größe die Eisenbahnen auf Strecken benutzen, die das Ganze zu Fuß schneller zurückgelegt hätte.

Wenn die Eisenbahnen auf dem Kriegsschauplatze selbst nur eine beschränkte Wichtigkeit haben, so sind sie von desto größerer Bedeutung durch den Transport großer Massen von einem Kriegsschauplatze auf den anderen, wie z. B. auf der großen inneren Linie zwischen Frankreich und Rußland, oder auf den Alpenlinien zwischen Deutschland, Oesterreich und Italien.

Aeußerst wichtig wäre auch der Gebrauch der Eisenbahnen geworden, falls Napoleon III. schon im August 1866 den Krieg gegen uns eröffnet hätte. Nach dem sofort von Moltke entworfenen Operationsplan sollte fast die gesammte mobile in Oesterreich stehende preußische Armee schleunigst an den Rhein geworfen werden.

Den größten bisherigen Nutzen haben sie 1866 und 1870 beim Aufmarsch der Armeen an den Grenzen gebracht. Allerdings wird der Aufmarsch durch das Bahnnetz und vorzüglich durch dessen Endpunkte an der Grenze in hohem Grade beeinflußt, und hat der Gegner somit auch mancherlei Anhaltpunkte zur Erkennung der Versammlungsbezirke. Aber diese Nachtheile werden durch die Schnelligkeit des Transports großer Massen auf weite Strecken mehr als aufgewogen.

Aus diesem Grunde drängte der große Feldmarschall unablässig auf Vervollständigung des Eisenbahnnetzes. Dies geht besonders aus seinem Schreiben vom 15. Mai 1867 an den Kriegsminister von Roon hervor, als das Kriegsministerium als Ersatz für die aufgegebene Festung Luxemburg Saarlouis erweitern wollte. . . . „Ich sehe," schreibt Moltke, „daher eine größere Sicherung für uns in dem beschleunigten Fortbau unserer Eisenbahnen als in allen fortifikatorischen Anlagen."

Hiermit ist zugleich ausgesprochen, daß das Hauptgewicht der Kriegführung auf den Angriff zu legen sei, wenn er irgendwie möglich erscheint.

Auch der Gebrauch der Eisenbahnen zum Küstenschutz verdient noch besonders hervorgehoben zu werden. An passenden Kreuzungspunkten versammelt, können die Reservedivisionen, auf die Nachricht von der Bedrohung eines Punktes durch eine feind-

liche Landungsflotte oder von einer überraschend ausgeführten Landung, auf den geeigneten Linien nach den bedrohten Strecken befördert werden, um wo möglich durch eine kräftige Offensive den gelandeten Gegner in die See zu werfen, oder noch besser, ihn von derselben abzudrängen und zu vernichten. Wenn der Küstenschutz auch hierdurch vollständig erreicht wird, so ist damit keineswegs gesagt, daß eine starke Hochseeflotte überflüssig ist. Denn eine solche erspart uns Kräfte für den Offensivkrieg zu Lande, die wir sonst zum Schutz der Küsten verwenden müßten, abgesehen von allen anderen Gründen, die für eine weitere Entwickelung unserer Kriegsmarine sprechen.

Die Vorbereitung zum Kriege ist jetzt eine so sorgsame, wie sie selbst der preußischen Armee unter dem großen Friedrich nicht eigen war. Die Mobilmachung der Feldtruppen geht noch schneller als damals vor sich, und fertige Versammlungsentwürfe, wie sie jetzt für jeden Kriegsfall ausgearbeitet sind, existirten zu jener Zeit noch nicht. Freilich sind sie gegenwärtig, wegen der komplicirten Benutzung der Eisenbahnen, auch viel nothwendiger geworden als früher. Die Fahrübersichten, welche während der Mobilmachung und der Versammlung der Armeen zur Ausführung kommen, sind eines der künstlichsten und mühsamsten Werke, von denen die Heeresgeschichte bis jetzt zu erzählen weiß.

Dasselbe kann man von den Mobilmachungsplänen sagen. Preußen gebührt auch hier der Ruhm, der Welt das Beispiel und Vorbild hierzu geliefert zu haben. Aber von einem absoluten Uebergewicht darin kann nicht mehr die Rede sein. Goltz berechnet, daß eine um nur drei Tage schnellere Versammlung der französischen Armee als die unserige eine Einschließung von Metz und Diedenhofen und ein Vorschieben der Kavallerienassen bis über die Saar bewirken würde. Ob sich durch zähen Widerstand an der Moselinie dieser Vormarsch verzögern ließe, lassen wir dahin gestellt sein, unter allen Umständen aber ist die Schnelligkeit der Mobilmachung und des Aufmarsches eine Nothwendigkeit, wenn man nicht sogleich beim Anfang des Krieges in Nachtheil gerathen will. —

Was wir vorhin von den Eisenbahnen sagten, muß hier wiederholt werden. Je allgemeiner ein Kriegsmittel geworden ist, desto eifriger das Bemühen des Gegners, es wenigstens theilweise lahm zu legen — daher sofortige Einfälle und Vorstöße in das feindliche Gebiet. Diesen wird man nun durch Offensiv-

stöße begegnen. Ueber den Landsturm an den Grenzen aber muß schon im Frieden verfügt sein, um sich an geeigneten Punkten sofort zu versammeln und, unterstützt durch die an die Grenze geworfenen Linientruppen, zur Besetzung der vertheidigungsfähigsten Abschnitte zu schreiten. Die feindliche Kavallerie muß, wenn ihr das Eindringen wirklich gelingt, hier sofort einem Volkskriege begegnen, welcher jener Kavallerie wenigstens Aufenthalt und Verzögerung bereiten kann.

Sehr wahrscheinlich ist es, nach der politischen Konstellation geurtheilt, daß die nächsten Kriege Bündnißkriege sein werden. Welche Uebelstände diese mit sich führen, hat man zu allen Zeiten gesehen. Die Beispiele sind zahllos, und man könnte damit sofort viele Bände füllen. Ganz absurd ist die Forderung, die man zur Zeit eines Bewilligungskonfliktes in Deutschland an die politische Leitung stellte, sie müsse durch Bündnisse dafür sorgen, daß man seine Wehrkraft um so und so viel niedriger bemessen könnte. Dies ist eine der Rechnungen, die in der Wirklichkeit niemals die Probe bestehen. Das Umgekehrte ist richtig. Will man gute Bundesgenossen haben, so muß man selbst stark sein. Ein Bundesgenosse sagt: do ut des. — Das schlagendste Beispiel der neuesten Zeit von den Schwierigkeiten, welche Koalitionen einer einheitlichen energischen Kriegführung bereiten, bietet der Feldzug gegen Hannover und die Süddeutschen von 1866 dar, in welchem Falkenstein, und im zweiten Theil des Feldzuges Manteuffel, mit 40 000 Mann 120 000 Gegner nach einander überwältigte.

Das Ziel der Kriegführung ist, dem Gegner seinen Willen aufzuzwingen. Hierzu ist in erster Linie die Vernichtung oder Lahmlegung der feindlichen Streitmacht nöthig, jedenfalls in einem Kriege zwischen großen Kontinentalmächten. In seteneren Fällen kann auch die Besitznahme einzelner Landstrecken oder des gesammten Gebietes des feindlichen Staates bezw. dessen Einverleibung zum Ziel führen. Doch wird dies meist nur von kleineren Staaten gelten, wie z. B. die Besetzung von Schleswig-Holstein, Alsens und Jütlands Dänemark zum Frieden zwang.

Diese Ergebnisse erreicht die Kriegführung durch die Strategie.

X. Die Strategie.

Vor der Betrachtung dieses Gegenstandes erscheint es angemessen, sich einzelne Begriffe in's Gedächtniß zurückzurufen.

Operationen nennt man eine Gesammtheit von Handlungen auf dem Kriegsschauplatz, die nach einem bestimmten Ziel hinstreben. Sie werden sich in der Regel aus Märschen, der Beziehung von Stellungen und aus Gefechten zusammensetzen. Der Begriff der Operation schließt keineswegs immer das Angriffsverfahren ein, aber der Gedanke der Bewegung ist schwer von diesem Begriff zu trennen. Man wird das Stehenbleiben in einer Stellung, nur um den Feind zu erwarten und anlaufen zu lassen, eine Operation nicht nennen können, dagegen wird ein Uebergang zur Offensive aus der Stellung heraus sehr wohl unter den Begriff der Operation fallen können.*)

Der Begriff der Operationsbasis hat jetzt eine sehr große Ausdehnung erlangt.

Während man früher darunter gewöhnlich eine Linie von befestigten Plätzen verstand, welche mit allen Bedürfnissen der Armee reichlich ausgestattet werden mußten, haben die Eisenbahnen dahin geführt, das gesammte eigene Gebiet als Basis betrachten zu können, da die nöthigen Kriegsbedürfnisse mit viel größerer Schnelligkeit als früher, auch auf weite Entfernungen, herangeführt werden.

Dennoch möchten wir zwischen Basis im engeren und weiteren Sinne unterscheiden. Es wird immer vortheilhaft sein, eine Linie nahe der Grenze gelegener Festungen als nächste Basis zu benutzen und sie mit Bezug auf diesen Zweck gehörig auszustatten. In diesem Sinne wird jetzt auch wohl fast überall schon im Frieden verfahren. Eine solche nähere Basis ist aber nicht nur zum Zweck der Verpflegung und Ergänzung vortheilhaft, sondern wird auch, im Falle des Mißlingens der Operationen im freien Felde, der Armee eine neue Vertheidigungslinie bieten. Zu nahe an der Grenze gelegene Festungen, welche, so zu sagen, in eine Spitze gegen das Land des Gegners auslaufen, können wohl als Stützpunkte für eine Armee, aber nicht als eine Basis im gesammten Sinne des Wortes dienen. Von diesem Gesichtspunkt

*) In neuerer Zeit hat man häufig den Ausdruck „operativ" nur für die strategische Handlung gebraucht. Dies erscheint nicht ganz bezeichnend, weil die Gefechte ebenfalls zum Sammelbegriff der Operationen gehören.

aus müssen, unserer Ansicht nach, Metz und Diedenhofen betrachtet werden. Die Rheinfestungen werden in einem Kriege gegen Frankreich immer die eigentliche Basis bilden.

Daß das jetzige strategische Verfahren sich von dem Begriff der Operationsbasis eher loslöst als im 18. Jahrhundert, ist zu bekannt, um es hier näher auszuführen. Wenn aber auch die großen Feldherren aller Zeiten im Verlaufe der Operationen die unmittelbare Verbindung mit ihrer Basis zeitweise preisgaben, so haben sie doch stets danach getrachtet, sie wieder herzustellen, oder sich eine neue Basis zu schaffen; wenn es irgend wie möglich, suchten sie dieselbe festzuhalten. Moltke betont den Werth der Basirung auf das Rheinland, selbst bei einem Eindringen der Franzosen in Süddeutschland ganz besonders.*)

Auch in früheren Zeiten errichtete man, wenn eine Armee vordrang, neue unmittelbare Basen, und wird dies gewiß, wie schon oben bemerkt, in einem Kriege gegen Rußland nicht ausbleiben. Die Errichtung neuer beweglicher Basen wird durch die Eisenbahnen erleichtert werden.

Auch das Meer kann die unmittelbare Basis bilden, wie z. B. im Krimkriege für die Verbündeten.

Wir haben bis jetzt von einer Basis für die gesammte operirende Armee gesprochen. Zerfällt aber der Kriegsschauplatz in mehrere Abschnitte, so tritt sehr häufig der Fall ein, daß die in jenen kämpfenden Armeen auch verschiedene Basen haben. Dies war z. B. 1870/71 der Fall. So basirte sich die französische Nordarmee auf die Nordfestungen des Landes, die Loirearmee auf den gesammten Westen bis zum Ocean.

Unsere Zeit ist den theoretischen Begriffen abhold. Es ist daher jetzt vielfach Mode, mit einer gewissen Verachtung auf diese Begriffsbezeichnungen herabzusehen. Aber die Begriffe selbst bestehen deshalb als sehr wesentliche Faktoren weiter fort, ebenso wie der Krieg selbst, trotz aller Beweisführungen der Freunde des ewigen Friedens, als nicht zu beseitigendes Element des Völkerlebens weiter fortbestehen wird.

Unter Operationslinie versteht man die Straßen, auf denen eine Armee zur Erreichung eines bestimmten Zweckes vorrückt. Hin und wieder verbindet man den Begriff der Verbindungslinie mit dem der Operationslinie, was nicht richtig erscheint. Die Verbindungslinie wird allerdings in vielen Fällen auch die

*) Militär. Korrespondenz Moltkes S. 92 93.

Rückzugslinie sein. Dann wird man aber passend diese letztere Bezeichnung gebrauchen.

Den Begriff der Verbindungslinie näher zu erläutern, erscheint überflüssig, da ihr Name genug sagt. Nur mag auf die ungemeine Wichtigkeit hingewiesen werden, welche die richtige Wahl dieser Linien, die Organisirung des Dienstes auf denselben und ihr Schutz für ein vorrückendes Heer hat. Ist das ganze Heer in mehrere Armeen getheilt, so hat jede ihre eigene Verbindungslinie, oft sogar ist es gelungen, jedem Armeekorps eine solche zuzutheilen.

Die Verbindungslinien nennt man auch Etappenlinien, und stehen diese unter besonderen Behörden, Etappeninspektionen genannt. Die Vielseitigkeit ihrer Aufgabe, welche zugleich eine organisirende, verwaltende und kriegerische ist, erfordert die Besetzung dieser Stellungen mit klaren, tüchtigen Köpfen. —

Die Strategie stellt einen Operationsplan auf, welcher vor Allem auf der Berechnung der Zahl, der Schätzung der Tüchtigkeit des eigenen und des feindlichen Heeres, der wahrscheinlichen Versammlung, der Zusammensetzung und Bewaffnung desselben, den örtlichen Verhältnissen und der politischen Lage beruht. Moltke hat erklärt, daß ein „Plan" niemals über die ersten Zusammentreffen hinausgehen kann. Dies ist gewiß richtig. „Nur der Laie glaubt in dem Verlauf eines Feldzuges die konsequente Durchführung eines im Voraus gefaßten, in allen Einzelheiten überlegten und bis an das Ende festgehaltenen ursprünglichen Gedankens zu erblicken," heißt es in dem nach 1871 niedergeschriebenen Aufsatz über „Strategie". Napoleon behauptet, er habe niemals einen Plan gehabt. Damit hat er aber gewiß nicht die Festhaltung eines bestimmten Gedankens, wenigstens für den nächsten Theil des Feldzuges, verneinen wollen. Seit der Wiederherstellung der Energie der Kriegführung ist dieser Gedanke zu allererst jetzt die Vernichtung der feindlichen Hauptarmee. Aber auch wie diese zu bewirken ist, wie der strategische Angriff am besten zu dirigiren, auch darin ist ein Grundgedanke bei Moltke stets, bei Napoleon in den meisten Fällen erkennbar.

1800 war der Grundgedanke Napoleons die Versetzung seiner Streitkraft auf die Rückzugslinie des Gegners durch den Uebergang über die Alpen, 1806 die strategische Umgehung der preußischen Armee in Thüringen; 1815 die Auseinanderhaltung der

preußischen und englischen Armee; 1866 der Grundgedanke der preußischen Strategie die Versammlung der Streitkräfte von ihrer sehr ausgedehnten, aber durch die Endpunkte des Eisenbahnnetzes und die Lage der Rüstungen bedingten Aufstellung aus nach vorwärts in Böhmen; 1870 die möglichste Abdrängung der französischen Armee nach Norden; 1864 wurde die Vernichtung der dänischen Armee durch Umgehung eines der beiden Flügel angestrebt. Verdy betont mit großem Recht den Unterschied, welcher zwischen den im Frieden aufgestellten Entwürfen für die Versammlung der Armeen und für die nächsten Maßnahmen und einem Operationsentwurf besteht, welcher in Folge einer unvorhergesehenen politischen oder kriegerischen Lage abgefaßt worden ist. Ein solcher war das „Exposé“ vom 8. August 1866. Es ging aus der Erwägung der augenblicklichen politischen und militärischen Lage hervor und ist deshalb äußerst lehrreich, weil er den Theorienreitern, welche die gesammte Strategie nur von einem Gesichtspunkt ansehen wollen, klar und deutlich zeigt, daß ein Moltke durch die Umstände sofort genöthigt werden konnte, auf einem Kriegsschauplatz sich in der Vertheidigung zu halten, bezw. hinhaltende Strategie zu treiben. Nach dem „Exposé“ vom 8. 8. 1866 sollten die gesammten mobilen preußischen und norddeutschen Truppen aus Oesterreich an den Rhein geworfen werden, behufs schneller Offensive gegen Frankreich. Drei Korps aber sollten, auf Dresden basirt, gegen Oesterreich stehen bleiben, falls dieses die Friedenspräliminarien nicht erfüllte und den Waffenstillstand kündigte. Hier also war vorläufig die strategische Vertheidigung beabsichtigt.

Der Operationsentwurf hat zur Voraussetzung, daß der Chef des Generalstabes genau über die politische Lage unterrichtet sein muß. Ganz außerordentliche Schwierigkeiten bietet die Aufstellung eines Operationsentwurfes, wenn die politische und militärische Lage eine so verwickelte ist, wie dies 1866 in den Monaten März, April, Mai der Fall war. Die politische Verwickelung bestand darin, daß man über die Haltung der deutschen Mittelstaaten im Zweifel war und feindliche Schritte Oesterreichs durchaus abwarten wollte, um nicht das Odium des Angreifers auf sich zu laden; die militärische, daß man bei dem Vorsprunge der österreichischen Rüstungen auf die möglichste Deckung des Landes in erster Linie Bedacht nehmen wollte, ferner in der Gestaltung des Eisenbahnnetzes und der Ungewißheit, in der man sich lange Zeit über die Hauptversammlung der Oesterreicher befand. Die

politischen und militärischen Nachrichten erheischten fortwährende Aenderungen in den Dispositionen, insbesondere im Mai und Juni, und nur ein so klarer Kopf, wie Moltke, war im Stande, sich das Bild stets vor Augen zu halten und danach seine Vorträge beim Könige einzurichten.

Auch war es natürlich, daß man in der Armee die anfängliche lange Kordonstellung mit Erstaunen betrachtete, und daß Moltke auch hieraus diese und jene Schwierigkeit erwachsen ist, zeigt der Brief des Generals von Steinmetz vom 29. 5. 1866 nach seiner Unterredung mit dem Kronprinzen in Breslau an Moltke.

Die Ansichten, welche Steinmetz über die Kriegführung aussprach, sind ja im Allgemeinen gewiß als richtig anzuerkennen, aber er übersah weder die politischen Verhältnisse, noch erkannte er die militärischen, welche die „Verzettelung", wie er sich ausdrückte, an der Grenze verursacht hatten. Die Antwort Moltkes ist sehr interessant (1. 6. 1866), weil sie klar und unwiderleglich beweist, daß der kordonartige Aufmarsch an der Grenze nicht ein militärischer Irrthum war, den man post festum „appretirte", sondern daß sich Moltke der Tragweite seiner Handlungsweise vollständig bewußt war und die Sache damals so ansah, wie es später officiell dargelegt wurde.

Seine Gedanken über einen Krieg gegen Frankreich hatte der Feldmarschall schon in zahlreichen Denkschriften vom Jahre 1857 ab und unter den verschiedensten politischen Konstellationen, so in den Jahren 1857, 58, 60, 63 niedergelegt. Außer dem schon erwähnten, im Drange der Verhältnisse abgefaßten „Exposé" von 1866 folgten sodann schriftliche Darlegungen bei Gelegenheit der Luxemburger Angelegenheit im Jahre 1867.*) Hier ist die Trennung in vier deutsche Armeen vorgesehen. Der Vormarsch gegen die französische Armee ist auch hier der im Vordergrunde stehende Gedanke, obgleich der General damals (1867) noch nicht bestimmt mit der Hülfe der Süddeutschen glaubte rechnen zu können.

Ganz besonders wichtig und grundlegend für die Versammlung der Armee gegen Frankreich, wie sie 1870 stattfand, sind die Denkschriften vom März und April 1868, das Schreiben an den Grafen Bismarck vom 13. Mai und endlich der Operationsentwurf, welcher auf Grund von Besprechungen mit den süddeutschen Be-

*) Vergleiche weiter unten „Aufzeichnungen von 1868".

vollmächtigten gleichfalls 1868, abgefaßt wurde, ergänzt im März 1869. Außerdem verfaßte General von Moltke die berühmte Denkschrift vom Winter 1868/69, in welcher er sich sowohl über den Fall eines Doppelkrieges gegen Oesterreich und Frankreich, unter Berücksichtigung des Verhältnisses zu Rußland, als auch über den Fall eines Krieges gegen Frankreich allein, genauer über die ersten Operationen und über die Grundgedanken des Krieges ausließ — Hierbei ist zu bemerken, daß weitgehende Erwägungen über verschiedene Fälle wohl zu unterscheiden sind von der Aufstellung eines Feldzugsplanes, der Alles im Voraus regeln will. Jene Erwägungen sind, wie auch Napoleon betont, vielmehr sehr nothwendig und gehören zur Thätigkeit des echten Feldherrn. Ferner ist sehr beachtenswerth eine Arbeit des Feldmarschalls vom 6. Mai 1870, in der er seine Ansichten über das Angriffsverfahren gegen Frankreich den Abtheilungschefs des Großen Generalstabes darlegte, in der abermals in einfachster Weise das Aufsuchen der französischen Armee, um sie anzugreifen, die Richtung auf Paris, um diese Hauptstadt zu nehmen und sogar die Absicht, Metz links zu umgehen, ausgesprochen wird.

Es mag hier im Vorbeigehen gleich betont werden, daß als zweites strategisches Ziel die Einnahme von Paris — also eines örtlichen Objektes — seiner politischen Wichtigkeit wegen, ausdrücklich — wie auch noch an anderen Stellen geschieht — bezeichnet ist.

Es ist bekannt, daß, diesen Entwürfen und dieser Denkschrift folgend, sich die Versammlung der Armee und auch die ersten Operationen vollzogen, wobei die Anfangserfolge durch die improvisirten Schlachten von Wörth und Spicheren dankbar „acceptirt" wurden.

Durch alle diese Entwürfe und Denkschriften weht der Geist einer großen Kunstfertigkeit, eines großen Rechners, aber durchaus verbunden mit einer freien Auffassung der Verhältnisse, ganz entgegengesetzt der rein mathematisch-topographischen, wie sie vielfach im 18. Jahrhundert als höchste Kunst galt, oder der Doktrin, wie sie sich nach Napoleon I. wiederum, und diesmal basirend auf die Innehaltung der von ihm des öfteren angewendeten Operationsrichtungen — vorzüglich der inneren Linien — herausgebildet hatte. Man erkennt das Wesen eines kühlen Denkers, aber zugleich großen Charakters, eines Mannes, der sich durch die verschiedensten Einwürfe nicht verwirren, nicht imponiren läßt,

sondern das Mittel gegen eine mögliche unbequeme Operation des Gegners sofort zu finden weiß, wie z. B. gegen einen etwa gelingenden Einfall in Süddeutschland oder einen Einmarsch der Franzosen in Belgien.

Ganz besonders auch für die Zukunft zu beachten ist die Denkschrift von 1868/69 in ihrem ersten Theil, welcher einen Krieg mit Oesterreich und Frankreich in's Auge faßt. Wir sind erst vor Kurzem durch die Denkwürdigkeiten des Adjutanten Napoleons III., des Generals Lebrun, genauer belehrt worden, wie weit die Unterhandlungen mit Oesterreich gediehen waren, daß sie bis zur Aufstellung eines Feldzugsplanes Seitens des Erzherzogs Albrecht gingen, daß aber die österreichische Politik sich nur nach der Eröffnung des Krieges durch Frankreich zu einer Mitwirkung entschließen wollte. Dem General von Moltke waren diese mündlichen Verhandlungen natürlich nicht bekannt, und er nahm mit Recht an, daß Oesterreich in Betracht seiner damaligen, ganz unfertigen Heeresverhältnisse eine längere Zeit zur Rüstung als Frankreich brauchen würde, daher es vor Beginn der französischen Vorbereitungen rüsten müsse.

Moltke sagt: „Beginnen die Rüstungen in Oesterreich, so ist der Augenblick für uns gekommen, um Frankreich den Krieg zu erklären. Der Schein der Aggression darf davon nicht abhalten, denn wir dürfen sicher sein, daß jene Rüstungen nicht stattfänden, ohne daß ein gemeinsames Vorgehen beider Mächte fest beschlossen ist, für welches Frankreich nur noch die erforderliche Zeit den Alliirten läßt."

Beiläufig gesagt, kann dieser Satz auch für die Geschichtschreibung und speciell mit Bezug auf den neuerdings geführten Streit über den Ursprung des siebenjährigen Krieges verwerthet werden. Von allen Seiten, auch von dem Urheber des Streites, von Max Lehmann selbst, ist zugegeben, daß die russischen Rüstungen 1756 vor den preußischen begannen. Ganz denselben Schluß, den Moltke in Erwägung einer 1869/70 beginnenden österreichischen Rüstung machte, war Friedrich berechtigt, aus der russischen von 1756 zu ziehen, und es hieß nur die Weisheit des Staatsmannes mit der des Feldherrn verbinden, wenn er die Initiative ergriff, um sich in dem unvermeidlich heraufziehenden Kriege gleich zu Anfang Vortheile zu sichern. —

In militärischer Beziehung erinnert uns die Denkschrift, indem sie zehn norddeutsche Korps in der Pfalz versammelt, um mit

aller Macht auf Frankreich zu fallen, dagegen nur drei Korps nebst Landwehren gegen Oesterreich stehen läßt — wie in dem Exposé vom 8. 8. 1866 — daß eine Theilung der Kräfte in gleiche Theile stets vom Uebel ist, und daß man erst den stärksten Gegner zu Boden strecken muß, ehe man sich gegen den schwächeren wendet.

Alle diese Dinge klingen ungeheuer natürlich und einfach. Wie oft aber wird solche einfache Wahrheit, in thatsächliche Verhältnisse umgesetzt, durch die Menge der Gründe und Gegengründe, die der konkrete Fall immer mit sich bringt, verdunkelt! —

Die Denkschrift spricht ferner aus, daß sogar die Besetzung eines größeren Theiles preußischen Gebietes durch die Oesterreicher nichts entscheiden würde, falls wir in raschem Anfall Frankreichs baldigst Herr würden.

Im Uebrigen war in dem Entwurf für die Versammlung der Armee von 1868 schon der Haltung Rußlands gedacht, welche Oesterreich mindestens zur Aufstellung eines Beobachtungsheeres gegen diese Macht gezwungen haben würde.

Jedenfalls sind in diesen Entwürfen die Grundsätze praktisch verarbeitet, welche in einem etwaigen Zukunftskriege des Dreibundes gegen Rußland und Frankreich Anwendung finden würden. — Aus allen diesen Schriftstücken kann man ersehen, daß die schriftlichen Erwägungen für einen Krieg gegen Frankreich mit größerer Ruhe bearbeitet werden konnten, als die vor 1866, und daß vor Allem von den zahlreichen Aenderungen der Versammlung und des Operationsentwurfes, welche vor Ausbruch der Feindseligkeiten 1866 stattfanden, keine Rede war, da der Verlauf der sich schnell entwickelnden Ereignisse den Werth der aufgestellten Entwürfe bestätigte.

Wenn der militärische Leiter über die politische Lage genau unterrichtet sein muß, so hat er andererseits die Verpflichtung, dem Leiter der Politik darüber Nachricht zukommen zu lassen, inwiefern die militärischen Vorbereitungen eines anderen Staates auf Krieg hindeuten, wie auch General von Verdy nachdrücklichst betont.*)

Die französische politische Leitung gab 1870 ein ganz besonderes Beispiel von Ungeschicklichkeit, indem sie den Ausbruch des Krieges ganz ohne zwingenden Grund übereilte und hierdurch Frankreich in die Lage brachte, nicht zum Schlagen bereit zu sein.

*) Studien über den Krieg Theil II Heft 1 S. 79.

Napoleon III. war ohne Zweifel einer der unterrichtetsten Franzosen damaliger Zeit auch in militärischer Beziehung. Schon lange bevor er auf den Thron gelangte, hatte er der preußischen Heeresorganisation seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, was insbesondere aus mehreren Arbeiten hervorgeht, die er als Gefangener in Ham verfaßte. Auch verlor er diese Dinge nicht aus den Augen, nachdem er die Gewalt errungen hatte. Aber er wurde durch verschiedene Umstände an einer Aenderung der französischen Organisation gehindert. Unter diesen spielte die der allgemeinen Wehrpflicht abgeneigte öffentliche Meinung eine Hauptrolle.*) Dann mußte die französische Armee sehr bald in den Krim- und italienischen Krieg eintreten, und die Glorie dieser Feldzüge täuschte über die nothwendigen Reformen hinweg.

Nach dem „coup de foudre de Sadowa“ trat eine berathende Kommission in Compiegne zusammen, in der sich alle Generale für ungesäumte Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, sämmtliche Minister, mit Ausnahme des Kriegsministers, dagegen aussprachen. Die Sache kam nun in's Stocken und erst 1868 gelangte man zu den halben Maßregeln, die der Marschall Niel in's Werk setzte, und der Marschall Leboeuf jedenfalls nicht förderte.

Durch die 1895 veröffentlichten „Militärischen Erinnerungen“ des Adjutanten und Vertrauten Napoleons III., des Generals Lebrun, ist ebenfalls über die Absichten Frankreichs und Oesterreichs, welche 1870 bei dem Besuch des Erzherzogs Albrecht in Paris und durch Sendung des Generals Lebrun nach Wien zur Erörterung kamen, Licht verbreitet.**) Für uns handelt es sich vor Allem darum, den Operationsplan des Erzherzogs Albrecht kurz zu erörtern. — Die Existenz desselben, wie ihn der General Lebrun uns vor Augen stellt, ist bisher von keiner Seite bestritten worden. Es ist daher wahrscheinlich, daß er thatsächlich dem General Lebrun zur Vorlage an den Kaiser Napoleon mitgetheilt worden ist. Mag dem nun so sein oder nicht, so ist es interessant, diesen Plan kurz zu betrachten. Man wird auf's Neue einen Beweis von

*) Obgleich die Verfassung von 1852 Napoleon eine fast diktatorische Gewalt verliehen hatte, konnte er es doch nicht wagen, sich in Widerspruch mit den Neigungen und Ansichten der Mehrzahl der Franzosen zu setzen, da seine Gewalt nur eine durch Staatsstreich und Plebiscit errichtete, keine altbegründete war.

**) Die unsinnigen Behauptungen unserer äußeren und inneren Feinde, daß König Wilhelm und Bismarck den Krieg heraufbeschworen hätten, erfuhren durch diese Veröffentlichungen eine neue Richtigstellung.

Moltkes außerordentlicher Voraussicht erhalten, wenn man ihn mit der Denkschrift von 1868/69 vergleicht. Es ist daraus unschwer zu ersehen, welchen Einfluß noch jetzt die geographischen Verhältnisse auf einen solchen Entwurf haben, und wie ungeheuer falsch die Nachrichten über den Gegner sein können. Der Irrthum steckt hier besonders in der Ansicht des Erzherzogs über die Schnelligkeit der französischen und norddeutschen Mobilmachung und Versammlung der Armee. Der Erzherzog nahm an, daß Frankreich schneller als der Norddeutsche Bund mobilisiren könne. Er fußte mit seinen Ansichten auf der Versammlung und dem Aufmarsch der preußischen Armee an der böhmisch-sächsischen Grenze und auf der verhältnißmäßig späten Eröffnung der Feindseligkeiten durch die Preußen. Es kann auffallen, daß die politischen Gründe der Verzögerungen von 1866 von dem Erzherzog nicht wenigstens vermuthet wurden. — Der Erzherzog theilte dem General Lebrun mündlich mit, daß die österreichische Armee 42 Tage zu ihrer Mobilisirung brauche. Frankreich dagegen habe deren — nach der damaligen Angabe Lebruns — nur 14 nöthig und könne schon am 15. Tage mit der versammelten Armee die Operationen beginnen. Deshalb könne Oesterreich nicht sofort zu gleicher Zeit mit Frankreich den Krieg erklären, sondern müsse vorläufig den Anschein einer bewaffneten Neutralität annehmen. Auch diese werde schon Preußen zur Aufstellung von Beobachtungskorps nöthigen. Italien sei in demselben Fall.

Die französische Armee sollte zwei Operationsheere bilden. Das eine, in der Stärke von 5 Armeekorps, 16 Infanteriedivisionen, sollte sich im Elsaß versammeln und bei Straßburg und Neu-Breisach den Rhein überschreiten. Das andere, von drei Korps, 9 Infanteriedivisionen, sollte in Lothringen versammelt werden und dann, in die Pfalz einbrechend, Preußen zu dem Glauben verleiten, daß der französische Hauptangriff gegen Mainz ginge. Die Hauptarmee hätte inzwischen ihren Marsch auf Nürnberg genommen. Oesterreich und Italien, die nun Zeit zur Mobilisirung gewonnen, hätten sodann die Maske abgeworfen, und die in Böhmen versammelte österreichische Hauptarmee, 24 Divisionen stark, hätte sich mit der in der Gegend von Nürnberg angekommenen französischen zu vereinigen gesucht. —

Italien sollte eine Armee von 100 000 Mann über den Brenner auf München vorgehen lassen. Oesterreich würde kleine Beobachtungskorps in Galizien und Mähren gegen Rußland aufstellen.

Man hoffte, daß die Hauptschläge gegen Preußen gefallen sein würden, bevor Rußland irgendwie im Stande gewesen wäre, zu Gunsten Preußens einzugreifen. Der Erzherzog berechnete, daß Preußen zu seiner Mobilmachung wahrscheinlich drei Wochen brauche und erst nach zwei Wochen ein Korps, nach drei Wochen drei, nach fünf Wochen sieben und nach sechs Wochen neun Korps mit 18 Infanteriedivisionen am unteren Main versammelt haben könne. — Eine Störung des Marsches der französischen Hauptarmee sei also nicht zu erwarten, schlimmsten Falles müsse dieselbe auf das rechte Donauufer ausweichen und den Anschluß an die Oesterreicher über Ingolstadt suchen. Eine Schlacht — sogar eine siegreiche — sei vor der Vereinigung durchaus zu vermeiden, weil die französische Armee immerhin dann, durch Verluste geschwächt, bei Nürnberg anlangen würde.

Die süddeutschen Armeen, hieß es weiter, machen noch langsamer mobil als Preußen. Sie werden entweder nach dem Main ausweichen oder sich in Rastatt und Ulm einschließen. — Nach der Vereinigung der Oesterreicher und Franzosen, welche der Erzherzog etwa bei Leipzig oder Weißenfels annahm, werde sich wahrscheinlich die Entscheidungsschlacht in den Ebenen Sachsens abspielen.

Die norddeutsche Armee war in dem Kriegsplan des Erzherzoges auf 377 200 Mann, 48 750 Pferde und 1284 Geschütze berechnet; die Süddeutschen auf 97 375 Mann, 10 625 Pferde und 288 Geschütze; die österreichische Armee auf 424 239 Mann, 37 269 Pferde und 1248 Geschütze, die italienische Hülfsarmee auf 136 280 Mann, 10 730 Pferde, 360 Geschütze.

Doch glaubte man nicht, diese Stärke zu Anfang des Feldzuges in's Feld stellen zu können, sondern berechnete für den ersten Theil des „Feldzuges“:

Franzosen .	309 720	Mann,	35 180	Pferde,	972 Geschütze,
Oesterreicher .	360 019	„	27 000	„	1128 „
Italiener . .	68 640	„	5 360	„	180 „
Summe:	738 379	Mann,	67 540	Pferde,	2280 Geschütze.

Auf die dänische Armee wurde gleichfalls mit aller Bestimmtheit gezählt.

Der Erzherzog sprach den sehr richtigen Grundsatz aus, man müsse nicht nur den Gegner, sondern auch die eigene Armee über die eigentliche Absicht täuschen. Danach wollte er nur schwache

französische Kräfte zu der Demonstration in der Pfalz verwenden und dort keinen weitgehenden Vorstoß machen. Als man ihm aber entgegenhielt, daß die Preußen sich dadurch nicht täuschen lassen würden, änderte er seine Ansicht und gestand die Verwendung stärkerer Kräfte und einen wuchtigeren Vorstoß zu. Er war überzeugt, daß die Preußen nicht wagen würden, einen Einbruch in Frankreich in's Werk zu setzen, Angesichts der Versammlung der österreichischen Armee in Böhmen, welche sowohl im Stande gewesen wäre, gegen Berlin vorzugehen, als auch einem preußischen Vorstoß gegen die auf Nürnberg marschirende französische Armee durch ein Vorgehen aus Böhmen Halt zu gebieten. Der Erzherzog nahm an, daß die norddeutsche Armeeleitung nach Erkennung des französischen Einbruches in Süddeutschland eiligst acht Korps hinter dem Thüringer Walde und vier Korps bei Dresden versammeln würde. Nach Erkennung dieser Sachlage sollte man von der französischen Armee in der Pfalz sechs oder sieben Divisionen der großen Armee als zweite strategische Staffel nachsenden.

Der Erzherzog wies nicht unrichtig auf die Gestaltung des preußischen Staates hin. Ein erfolgreiches Vorgehen gegen Berlin und dann weiter nach Stettin würde den Staat in zwei Hälften schneiden, seine Hülfsquellen unterbinden. —

Dieser Operationsplan stellt sich aber in scharfen Gegensatz zu allen Moltkeschen Operationsentwürfen. Er geht in seinen Annahmen von dem Verlauf des Feldzuges weiter als diese.

Während die Berechnungen des preußischen Generalstabes über die Stärke des Gegners, die Schnelligkeit der Mobilmachung, den wahrscheinlichen Aufmarsch der französischen Armee sich als allergrößten Theils richtig erwiesen, sind die Annahmen des Erzherzogs fast überall irrig. Insbesondere, was die Schnelligkeit der Mobilmachung der Deutschen und Franzosen betrifft, verhielt es sich geradezu umgekehrt. Der Verlauf der Dinge 1870 zeigt augenscheinlich, daß die richtige oder annähernd richtige Schätzung des Gegners die Grundlage aller Operationsentwürfe ist, und daß sie in der Luft schweben, sobald diese Schätzung grobe Irrthümer aufweist. —

Wir wissen aus der Moltkeschen Denkschrift, daß die norddeutsche Armee mit ihren Hauptkräften auf Frankreich geworfen worden wäre und Oesterreich gegenüber, auf Dresden basirt, eine starke Vertheidigungsstellung genommen hätte; daß ferner von Moltke der Haltung Rußlands mehr Gewicht beigelegt wurde wie vom

Erzherzog. Nehmen wir aber den Fall an, daß es den Franzosen wirklich gelungen wäre, den Rhein mit bedeutender Macht zu überschreiten, so wäre die Lage eingetreten, die Moltke in der Denkschrift von 1868/69 bezeichnet. „Eine Operation rheinaufwärts in die Flanke dieses Marsches wird indeß jedes weitere Vordringen über den Schwarzwald hinaus verhindern und den Gegner zwingen, sich erst gegen Norden Luft zu machen.“ Diese norddeutsche Operation wäre jedenfalls eher erfolgt, als die österreichische, sich erst versammelnde Armee in Böhmen im Stande gewesen wäre, ihrerseits einzugreifen. Es wäre also wie immer auf die taktische Entscheidung angekommen.

Dennoch lassen sich für ein schnelles Eindringen in Süddeutschland mancherlei militärische und auch wohl politische Gründe anführen, denn es kann nicht ganz geleugnet werden, daß es daselbst schwankende Elemente gab. Es beweist aber ein gänzliches Verkennen der dortigen Verhältnisse, wenn der Erzherzog im Allgemeinen höchstens einen matten Widerstand gegen den französischen Einbruch und eine Vereinigung der süddeutschen Truppen mit den norddeutschen nördlich des Mayn als fast unmöglich annahm. Es zeigt sich auch hier wiederum wie ein Operationsentwurf sich nur unter richtiger Beurtheilung der politischen Verhältnisse aufstellen läßt. Hier sind Täuschungen nur zu vermeiden, wenn man die Dinge mit vorurtheilslosem Blick betrachtet. — Es kann dagegen nicht in Abrede gestellt werden, daß die französische Armee, im Falle einer Bedrohung ihrer linken Flanke und ihrer Verbindungen, im Stande gewesen wäre, sich auf Tyrol zu basiren, falls sie nämlich die bayersche Grenze bereits im Rücken hatte. Soweit aber wäre sie schwerlich gekommen, ohne genöthigt zu sein, nach Norden Front zu machen. Und niemals hätte eine solche Nothbasirung die Verbindung mit der Heimat ersetzen können.

Das politische Element spielte nun aber ungemein stark in diese Verhandlungen hinein. Dem General Lebrun kam die Angabe von einer Mobilmachungsfrist von 42 Tagen für die österreichische Armee übertrieben vor, und in der That war dieselbe nur ein Vorwand. In einer Unterredung, welche der General Lebrun mit dem Kaiser Franz Joseph in Laxenburg hatte, erklärte Seine Majestät, er wolle den Frieden, und wenn er den Krieg mache, müsse er dazu gezwungen sein. Er habe Rücksicht auf die Empfindungen seiner Völker zu nehmen. Wenn er den Krieg zu

gleicher Zeit mit dem Kaiser Napoleon erklärte, so würde Preußen, den Gedanken der deutschen Einheit auf's Neue ausspielend, eine Bewegung der Deutschen in Oesterreich veranlassen können, was in hohem Grade bedenklich sein könnte (très fâcheux pour mon gouvernement). Wenn aber der Kaiser Napoleon als „Befreier" in Süddeutschland einrückte, würde der Kaiser Franz Joseph in den Augen seiner Völker gezwungen sein, gemeinsame Sache mit ihm zu machen.

Der entsprechende Vertrag wurde entworfen und gebilligt, aber er war noch nicht unterzeichnet, als der Krieg überraschend schnell aus der Provokation Preußens durch Frankreich hervorging, Oesterreich zwar einige Kriegsvorbereitungen machte, sie aber nach den Schlachten von Wörth und Spicheren sofort einstellte. Der Ansicht, daß Oesterreich schon vor Ausbruch des Krieges von seinen feindlichen Absichten zurückgekommen sei, erscheint mir nicht begründet.

Ob nun beim thatsächlichen Beginn des Krieges ein französischer Operationsentwurf endgültig festgestellt wurde, ist nicht bekannt. Man soll die Absicht gehabt haben, in die baiersche Pfalz einzudringen und bei Maxau den Rhein zu überschreiten, durch einen strategischen Ueberfall Süddeutschland zu verblüffen und wo möglich zur Neutralität zu bewegen. Diese Absicht scheint also von dem Plan des Erzherzogs Albrecht übrig geblieben zu sein. —

Der Operationsentwurf sieht die Eintheilung des gesammten Heeres vor, welche in der Ordre de bataille niedergelegt wird.*)

Napoleon I. theilte bekanntlich seine Hauptarmee grundsätzlich nur in Korps ein, was Clausewitz noch festhält. Aber schon der erste französische Kaiser hat Nebenarmeen formirt, und Napoleon III. sah sich 1870 veranlaßt, sofort, aber erst nach Eröffnung des Feldzuges, besondere Armeen zu bilden.

Lebrun behauptet, die Bildung von drei Armeen wäre ursprünglich beabsichtigt gewesen, der Kaiser habe es aber am 11. Juli plötzlich anders befohlen.

Es ist klar, daß die Eintheilung in Armeen in Zukunft von allen Mächten festgehalten werden wird. Darüber braucht es keiner Auseinandersetzung.

Als eine Frage von gegenwärtigem Interesse aber erscheint, ob man den Armeekorps eine Reservedivision sofort zutheilen soll,

*) Warum wir noch immer nicht zu dem ganz bezeichnenden guten deutschen Wort „Heereseintheilung" übergegangen sind, ist mir unfaßbar.

und ob es überhaupt praktisch ist, Korps von drei Divisionen zu haben. — Unsere Trains, Kolonnen, Lazaretheinrichtungen sind nur auf zwei Divisionen berechnet, doch kann man dies, da Aenderungen hierin nicht allzu schwierig, nicht als durchschlagenden Grund annehmen. Schwerer wiegt der Umstand, daß die Marschkolonne eines Armeekorps auf einer Straße sich sehr verlängert. Es kann aber oft nöthig werden, insbesondere auf östlichen Kriegsschauplätzen, zwei Korps auf eine Straße zu setzen.

Die Tiefe eines solchen Korps mit erster Staffel der Bagage und zweiter der Batterien beträgt schon 14 000 Meter und würde sich also bei einer Stärke von drei Divisionen bis auf rund 21 000 m steigern. Ein Aufmarsch zweier Korps aus der gewöhnlichen Marschkolonne würde somit vier bis fünf Stunden dauern. Bei unvorhergesehenem Zusammentreffen mit dem Feinde würde das hinterste Armeekorps in den meisten Fällen erst am späten Nachmittag eingreifen können.

Die geringere Tiefe ist vortheilhaft, andererseits ist die Dreitheilung einer Einheit für ein selbständiges Auftreten besser. Es erscheint günstig, die Reservedivision zwischen zwei Liniendivisionen einzurahmen, aber ebensogut kann eine Reservedivision von besonders lockerer Haltung die anderen Divisionen leicht anstecken.*)

Ebenso wird die Eintheilung in selbständige Kavalleriedivisionen wohl überall festgehalten werden. In einzelnen Staaten sind sie schon im Frieden formirt, in anderen hält man dies für nicht geboten. Die Ansichten sind darüber getheilt.

Die Kavalleriedivisionen im Frieden haben ja unverkennbar den Vortheil jeder schon im Frieden formirten Truppe, den nämlich, daß der Divisionskommandeur seine Untergebenen und diese ihn kennen. Andererseits ist nicht widerlegt, daß die gesonderte Stellung der Waffe und die Kommandoführung von älteren Generalen nur über Kavallerie, wodurch ihre Verwendung in höheren Stellungen (Armeekorps) erschwert wird, mannigfache

*) Es ist unglaublich, wie leicht eine schlechte Einwirkung von einer Truppe auf die andere ausgeübt wird. Ich marschirte, während der Mobilmachung 1859, in einem mobilen Gardelandwehrbataillon stehend, von Görlitz nach Berlin. Das Bataillon hatte einen guten Kommandeur, tüchtige Kompagnieführer und war gut disciplinirt. Beim Durchmarsch durch eine kleine Stadt kam uns ein anderes Gardelandwehrbataillon mit wüstem Gebrüll entgegen. Die Leute hatten die Röcke aufgeknöpft und trugen Semmeln und Würste an der Spitze der Bajonette. Beim nächsten Halt schon fand in unserem Bataillon eine bedeutende Ausschreitung gegen einen Unteroffizier statt, die mehreren Leuten schwere Festungsstrafen zuzog. —

Nachtheile mit sich bringt, selbst, wenn man die Regimenter der Korps- oder Divisionskavallerie im Frieden mit denen der Kavalleriedivision wechseln ließe. General von Pelet-Narbonne erwägt in seinem Buche „Erziehung und Führung von Kavallerie" diese Verhältnisse sehr genau und kommt, entgegengesetzt der Ansicht des verstorbenen Prinzen Hohenlohe, zu der Meinung, daß wir, wie die anderen Staaten, Kavalleriedivisionen haben sollten. Mit der Eintheilung der Artillerie steht es ähnlich, ein Theil der Staaten hat die Korps-Artillerie beibehalten, ein anderer vertheilt die Artillerie an die Divisionen. —*)

Unter allen Umständen muß die Organisation und Einfügung der Artillerie in die Heereseintheilung ihre sofortige Verwendung im Gefecht möglichst erleichtern.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß man in der Strategie, gleichgültig ob sie als Theorie bestand oder nicht, einzelne große Grundsätze als Leitsterne für den Handelnden feststellen kann. Wer will z. B. in Abrede stellen, daß das Zusammenhalten der Streitkräfte und die möglichste Vermeidung jeder Entsendung ein solcher Grundsatz ist? Wer will aber andererseits bestreiten, daß Entsendungen manchmal durchaus nothwendig werden, und daß eine Theilung der Streitkräfte in diesen und jenen Fällen aus den verschiedensten Ursachen geboten sein kann?

Aus diesem Dilemma findet man nur einen Ausweg, indem man sich vor Augen stellt, daß die Natur des Krieges eine sehr vielseitige ist, und daß daher Abweichungen von der Regel sich häufig ergeben müssen, daß deshalb aber der Grundsatz nicht an Kraft verliert. Daher wird es stets geboten sein, ihn nicht aus den Augen zu lassen und danach zu streben, in der Kriegshandlung, falls Abweichungen geboten waren, baldmöglichst zu ihm zurückzukehren.

Eine derartige Handlungsweise sehen wir ganz auffällig 1866 durch die preußische Heeresleitung in Böhmen verkörpert. Die politischen Verhältnisse und die Endpunkte des Eisenbahnnetzes zwingen anfänglich zur Theilung, aber die Versammlung nach vorwärts in Feindesland, behufs Zusammenfassung der Kräfte, wird von Anfang an beabsichtigt, und dies bedeutet eben nichts weiter wie die Verkörperung jenes Grundsatzes.

Die Sache erscheint sehr einfach und hat schon zu den eigen-

*) Vgl. Abschnitt XI.

thümlichsten Auffassungen dieser Dinge durch Laien Anlaß gegeben. Aber schon Clausewitz setzt auseinander, daß die Ausführung des Einfachen im Kriege eben das Schwierige ist. Die Schwierigkeit liegt darin, unter welchen Umständen, *wie* und *wann* dieses Einfache geschehen soll. Der Weg, dahin zu gelangen, ist eben durchaus *nicht* einfach. Es heißt den Weg zu diesem Einfachen zu finden, inmitten der Eindrücke des Krieges, unter dem Gefühl der furchtbarsten Verantwortlichkeit, unter einer Fülle sich oft widersprechender wahrer und falscher Nachrichten. Da kommen denn in's Spiel: der Verstand, verbunden mit der größten Klarheit des Geistes, die Errathungsgabe, ja sogar die Phantasie und endlich vor Allem der Charakter.

Hierüber lassen sich durchaus keine Regeln aufstellen, und wer das versucht, würde sich nur immer mehr in ein Labyrinth verstricken. Welcher Grundsatz soll dem Feldherrn den Zeitpunkt bestimmen, wann er von der Absicht, die er sich vorgesetzt, abweichen soll? Welcher Grundsatz konnte Benedek am 28. Juni 1866, während seines Aufenthaltes bei Skalitz, sagen, daß es nun Zeit sei, von dem Verfolg des Marsches gegen die Iser, also gegen Friedrich Karl, abzugehen und sich mit Allem, was er zur Hand hatte, auf die aus dem Gebirge heraustretende Armee des Kronprinzen zu werfen?

Dies konnte nur sein militärischer Scharfblick, sein Feldherrn-Takt entscheiden, und diese ließen ihn eben hier im Stich. Wie das, was wir gesellschaftlichen Takt nennen, ein Gemisch von Verstand und Gefühl ist, so auch der Takt des Feldherrn. Nur ist die Eigenschaft *dieses* Taktes eine viel schwieriger zu erwerbende als der gewöhnliche Takt; denn der Feldherr rechnet sehr oft mit unbekannten oder zweifelhaften Größen. Es gilt eben das Richtige herauszu*fühlen*, und das ist eine Gabe, die auch das eingehendste Studium nicht erwerben kann, die manchmal der trefflichste Generalstabsoffizier nicht besitzt. Denn stets ist zu unterscheiden zwischen Kunst und Handwerk. Handwerkszeug ist es, z. B. die Marschtiefen richtig im Kopf zu haben; die Schnelligkeit der Bewegung der verschiedenen Waffen genau zu berechnen; einen Marschbefehl mit Berücksichtigung der Quartiere der verschiedenen Truppentheile richtig und schnell zu entwerfen und praktisch abzufassen — was aber der höhere Führer durch jenen Befehl anordnet, *wohin* er die Bewegung der Truppen lenkt — *das* ist die *Kunst*.

Wer aber ohne Kenntniß des Handwerkszeuges und ohne

praktische Erfahrung darin — wie z. B. Gambetta 1870/71 — Operationen leiten will, wird auf Triebsand gebaut haben. Und doch hat man sogar neuerer Zeit Gambetta für einen großen Feldherrn erklärt! — Nur Dilettanten sprechen geringschätzig vom Handwerkszeug und glauben, Armeen vom grünen Tisch aus leiten zu können. Ebensowenig wird aber derjenige, welcher nur Handwerker geblieben ist, die gewaltige Maschinerie des Heeres in Bewegung zu setzen und gehörig zu gebrauchen verstehen. Am begnadigsten sind freilich die Naturen, welche die Einzelnheiten des Dienstes und der Fechtweise beherrschen und doch die Leitung des Ganzen nicht aus den Augen verlieren. Solche Männer waren Friedrich und Napoleon I.

Wenn man also die Grundsätze in dem Sinne auffaßt, daß nicht ihre mechanische Befolgung, sondern die Art ihrer Anwendung das Entscheidende ist, so kann man, ja man muß, ihren Werth anerkennen. Ein gänzlicher Nihilismus, ein Verneinen ihrer Existenz überhaupt würde gleichfalls ein verhängnißvoller Irrthum sein.

Moltke hat das Wort ausgesprochen, die Kunst bestehe darin, im richtigen Moment zweckmäßig zu handeln. Daran wird Niemand zweifeln, aber es handelt sich hier für uns darum, ob nicht richtige Grundsätze hierbei eine Hülfe sein können. Und diese Frage stehen wir nicht an entschieden zu bejahen.

Selbstverständlich wird mit Grundsätzen und Lehren ein gewaltiger Mißbrauch getrieben. Ganz ebenso wie im 18. Jahrhundert die damalige Kriegführung und die matte Strategie, welche hauptsächlich durch Manöver wirken zu können glaubte, ihre Verherrlicher fand, wie Friedrichs Schlachtentaktik mechanisch aufgefaßt und ihre Form nachgeahmt wurde, so stellte sich etwas Aehnliches nach der glänzenden Laufbahn Napoleons I. aus den Lehren, welche er der Welt gegeben hatte, heraus.

Die großen Leute, wie Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Radetzky, Clausewitz, endlich auch Moltke, haben das Wesentliche in dem Kriegssystem Napoleons erkannt und verwerthet, und dieses Wesentliche war ungeheuer viel. Jomini neigte schon ein wenig, wenn auch noch nicht bedeutend, zu einer mechanischen Auffassung der Napoleonischen Kriegsweise, aber er verkannte nicht die geistigen Triebfedern, die moralischen Potenzen und die Macht der Persönlichkeit.*)

*) Siehe meine Uebersetzung des „Traité de l'art de la guerre" Jominis nebst Kommentar. 1880. Berlin.

Seine Auseinandersetzungen und seine Aufzeichnungen gaben der militärischen Welt immerhin ein klares Bild der Grundzüge, auf die sich die Napoleonische Strategie stützte. — Aber er selbst fand nun wieder seine Bewunderer, Ausleger und Nachbeter, welche, unter besonderer Betonung einiger seiner Sätze, ein höchst einseitiges System errichteten, welches in Wahrheit das Napoleons I. gar nicht gewesen war. — Die Hauptschlagworte dieser Epigonen waren: die innere Operationslinie und das Zusammenfassen der Streitkräfte vor der taktischen Entscheidung. Jomini hatte allerdings mehrfach auf den Nutzen, den innere Operationslinien unter Umständen gewähren können, hingewiesen, doch keineswegs ohne ihre Gefahren zu verkennen. So sagt er z. B. über den Feldzug 1813: „Es war hier der Feind, welcher das System (das Napoleonische) anwandte, und nicht derjenige (Napoleon), welcher auf der inneren Linie stand."

Hieraus geht hervor, daß Jomini sehr gut wußte und sagen wollte, daß die mechanische Regel, die innere Linie zu suchen und zu benutzen, noch nicht den Erfolg bedingt, sondern die Verwerthung mit wie und wann.

Von obig dargestelltem Gesichtspunkt ausgehend, haben militärische Kritiker insbesondere die Anlage des Feldzuges 1866 in Böhmen verworfen. Der auf der inneren Linie stehende Benedek, behaupten sie, würde der preußischen Armee eine ganz entschiedene Niederlage bereitet haben, hätte er wie Napoleon I. 1796 und 1814 verfahren.*) Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß, falls Benedek thatsächlich ein Napoleon gewesen wäre, eine solche Möglichkeit vorhanden war. Aber ebenso bestimmt ist zu behaupten, daß diese Kritiker alle die politischen und örtlichen Momente verkennen, welche zu der Bogenaufstellung der Preußen um Böhmen und Sachsen herum geführt haben, ferner daß sie die taktischen, den Preußen günstigen Verhältnisse der Infanterie nicht berücksichtigen und die Kühnheit nicht zu würdigen verstehen, mit welcher der anerkannte Mißstand des preußischen ersten Aufmarsches durch eine Vorwärtsversammlung in Böhmen gut gemacht wurde. Diese Verhältnisse sind oft genug dargelegt worden, und es beweist der Umstand, daß Benedek auf der inneren Linie stand und geschlagen wurde, Moltke aber auf äußeren Linien konzentrisch vorging und

*) Zu diesen Kritikern gehören: Lord Wolseley, Herzog von Joinville, verschiedene österreichische Schriftsteller, der eidgenössische Divisionär Le Comte u. a. m.

siegte, gerade ganz schlagend, daß nicht die Linien sondern der Feldherr und seine Truppen die Hauptsache sind. Im Uebrigen sei noch bemerkt, daß die preußische Heeresleitung am 22. Juni 1866 bei Erlaß des Befehls zum Einrücken in Böhmen in der Richtung Gitschin keineswegs bestimmt annehmen konnte, daß Benedek mit seinen Hauptkräften von Olmütz aus schon Böhmen erreicht hatte.

Daß Moltke aber selbst den Vortheil, den die inneren Linien bieten können, vollständig zu würdigen wußte, geht unter Anderem aus der Denkschrift von 1868 hervor, in welcher er sagt, daß, wenn die Franzosen bei Metz und Straßburg sich versammelten, die deutsche Armee in der Pfalz auf der inneren Linie stände und sich mit Vortheil gegen einen der beiden Theile wenden könnte.

Im Uebrigen sei noch bemerkt, daß Napoleon I. keineswegs immer auf der inneren Linie operirt hat, und daß ihm das Operiren auf derselben bei Leipzig und Belle-Alliance schlecht genug bekam. — Dies soll nun nicht etwa ein Beweis gegen die Nutzbarkeit der inneren Linie sein, sondern legt nur dar, daß die Gewalt der Umstände und begangene Fehler auch die Vorzüge der schönsten inneren Linie zu nichte machen können.

Die innere Linie ist ein sehr weiter Begriff. Unter allen Umständen muß bekanntlich die Entfernung zwischen den gegen einander operirenden Heerestheilen eine so große sein, daß der auf der inneren Linie Operirende den einen feindlichen Heerestheil gründlich schlagen, bezw. vernichten kann, ehe der andere im Stande ist, im taktischen Bereich des auf der inneren Linie Stehenden zu erscheinen. In dieser Beziehung ist das große Drama von 1815 besonders lehrreich. Während dem Kaiser Napoleon der erste Schlag gelingt, mißlingt ihm der zweite total, weil Blücher ihn während des Kampfes mit Wellington bereits in der Flanke packt.

Hier handelte es sich um zwei bis drei deutsche Meilen Zwischenraum, während Friedrich 1757 nach dem Rückzuge aus Böhmen zu seiner Operation auf der inneren Linie dreißig bis vierzig Meilen Zwischenraum zur Verfügung hatte.

Dieser Zwischenraum war ein zu großer, er konnte, falls die Oesterreicher in seinem Geiste operirt hätten, seine Operationen sehr nachtheilig beeinflussen, aber seine Schnelligkeit machte sich auch hier die Vortheile zu Nutze und besiegte die Schwierigkeiten. Es kommt also auch hier auf das wie an. —

Wie nach den großen Napoleonischen Kriegen hat man sich

mit Recht nach den Kriegen Wilhelms I. bemüht, die Strategie Moltkes zu betrachten und zu zergliedern. Als das von der einen Seite und auch von uns gefundene Endergebniß möchten wir bezeichnen, daß die Moltkesche Kriegführung im Allgemeinen auf den Grundsätzen der Napoleonischen, d. h. auf Energie, Thätigkeit und Schnelligkeit in Anwendung einer Strategie, die auf Vernichtung des Gegners ausgeht, fußte, daß sie aber vielfach andere Mittel anwandte, wie Napoleon es gewöhnlich that. — Auch muß man anerkennen, daß Moltke die Napoleonische Kriegführung in Bezug auf die Leitung großer Heeresmassen durch die Eintheilung in Armeen verbessert hat. Andere aber wollten mehr in der Strategie Moltkes sehen und schrieben ihm ein ganz neues System zu. Sie wollten dies charakterisiren in den Sätzen: Getrennt marschiren, vereint schlagen; Vereinigung der Streitkräfte auf dem Schlachtfelde zur taktischen Entscheidung durch konzentrischen Anmarsch — und stellen diese kennzeichnenden Schlagworte sogar in unmittelbaren Gegensatz zu Napoleons Handlungsweise. Es wird hinzugefügt, daß nur die Umfassung, welche aus dem Zusammenwirken der konvergirenden Heersäulen hervorgeht, in heutiger Zeit im Stande sei, Erfolge zu erringen, und man geht darin so weit, daß man die Ueberlegenheit einer solchen Lage sogar für das schwächere Heer gegenüber dem zahlreicheren für wirksam erklärt.

Auch wird das unmittelbare Eintreten in große Kämpfe aus der Marschkolonne als besonderes Merkmal der letzten Kriege erklärt. —

Es heißt, die Kriegführung sei, seit Jomini und Clausewitz schrieben, durch neue Hauptmittel aller Art vollständig umgestaltet. Es sei gefährlich, in Grundsätzen der Strategie die Wahl zu lassen.

Man fordert, um ein brauchbares neues strategisches System zu gründen, daß man sich ganz auf die Erfahrungen von 1866 und 1870/71 basire, die Operationen von Königgrätz und Sedan als grundlegend für ein zukünftiges Gesetz der Strategie annehme. —

Betrachten wir zuerst den Satz „getrennt marschiren, vereint schlagen" — so ist es richtig, daß Moltke hin und wieder eine breitere Anmarschfront, als sie bei Napoleon in mehreren Fällen zu finden ist, anwandte und ihre Vortheile auch theoretisch betonte. Der eigentliche Vormarsch, die Bewegung vor dem Feinde, beginnt von der Aufmarschstellung der Armee.

Daß die erste Aufstellung von 1866 durch verschiedene ge-

bieterische Umstände bedingt war, ist schon dargelegt. Der Aufmarsch 1870 zeigt von Landau bis Saarlouis eine Front von 12 Meilen, da die französische Armee in zwei Gruppen in der Entfernung von 18 Meilen von einander debarkirte, war dieser Aufmarsch verhältnißmäßig eng zu nennen. — Nun ist interessant, daß die Aufmarschfront der französischen Armee 1806 von Würzburg bis Lichtenfels ebenfalls 12 Meilen beträgt. Sie war also in Anbetracht der um rund 150 000 Mann geringeren Stärke verhältnißmäßig weiter ausgedehnt als die deutsche. Allerdings war sie noch durch eine Entfernung von circa 20 Meilen vom Gegner getrennt, während die Deutschen und Franzosen 1870 sich hart gegenüber standen.

Ist nun Napoleon durchschnittlich wesentlich enger marschirt? Fahren wir in der Betrachtung des berühmten Feldzuges von 1806 fort.

Am 7. Oktober Abends steht das 4. französische Korps bei Bayreuth; das 1. Korps von Norderhalben bis Küps, in demselben Bezirk 3 Kavalleriedivisionen; das 3. Korps in Lichtenfels; 6. Korps in Pegnitz; 5. Korps in Hemmendorf; das 7. Korps bei Burgebrach. — Die Tiefe der Armee beträgt **13**, die Frontbreite **8** Meilen. —

Am 8. steht das 1. Korps zwischen Saarburg und Nordhalben; das 3. Korps hinter dem 1. bei Kronach; das 7. nördlich Bamberg; das 5. in Koburg, das 4. in Münchberg; das 6. bei Bayreuth. Die Tiefe beträgt **12** Meilen, die größte Breite 9 Meilen.

Am 9. Oktober Abends, also am Vorabend des Treffens von Saalfeld, steht das 1. Korps bei Schleiz, 5. Korps Gräfenthal, 3. Korps Lobenstein, 4. Korps Großzöbern, 6. Korps Gefrees, 7. Korps Koburg. Alle Korps waren durchschnittlich 3 deutsche Meilen in Tiefe und Breite von einander entfernt. Je 2 Korps waren auf eine Straße gesetzt. Die Frontbreite der Hauptmassen betrug 6 Meilen.

Am 10. Oktober Abends, also nach einem bedeutenden Zusammentreffen mit dem Feinde: 5. Korps Saalfeld, 3. Korps Schleiz, 1. Korps Auma, 4. Korps Plauen, 6. Korps Gefell; 7. Korps Neustadt und Koburg. Die Durchschnittsentfernung der Korps von einander war zwischen $2^1/_2$ und **4** Meilen. Die Frontbreite des Ganzen 7 Meilen.

11. Oktober: 1. Korps Gera, 3. Korps Pöllnitz, 7. Korps

Saalfeld, 6. Korps Schleiz, 4. Korps Weida, 5. Korps Neustadt. Die Entfernung von einander betrug 2, bezw. 3 Meilen. Die Frontbreite war 7 Meilen, die größte Tiefe circa 4 Meilen Die Bayern bei Kronach sind hierbei außer Betracht gelassen.

12. Oktober: 1. Korps Meinweh, 4. Korps Gera. 5. Korps Mana, 7. Korps Kahla, 6. Korps Auma, 13. Korps Naumburg, Molau. Die Entfernung zwischen dem 5. und 7. Korps betrug eine Meile Tiefe, vom 5. zum 4. Korps über 4 Meilen Breite, vom 4. zum 6. Korps über 2 Meilen Tiefe. Die Tiefe vom 1. bis 6. Korps betrug über 6 Meilen.

Am 13. Oktober Abends stehen das 5. und 7. Korps bei Jena, das 6. zwei Meilen südöstlich von Jena, das 6. Korps bei Köstritz 4 Meilen von Jena, die Garde ist im Marsch auf Jena, das 3. bei Naumburg 4 Meilen nordöstlich Jena, das 1. zwischen Naumburg und Kösen. Die Frontbreite der Hauptmassen von Naumburg bis Jena beträgt 4 Meilen, die größte Tiefe vom 5. bis 6. Korps ebenfalls 4 Meilen.

Will man nun die Napoleonischen Vormärsche mit denen Moltkes vergleichen, so muß man vor Allem in Betracht ziehen, daß unsere Armeen viel größer als die Napoleonischen waren, und daß sie in mehrere nebeneinander operirende Heere zerfielen. Man kann daher billigerweise eigentlich nur die Bewegung einzelner Armeen, oder zweier unter der direkten Leitung des Großen Hauptquartiers zu einer gemeinschaftlichen Operation vereinigten Armee betrachten, wie z. B. die 1. und II. in den Tagen vom 6.—18. August, oder die III. und Maas-Armee vom 19. August bis zum Ende des Krieges. — Wir wollen aber die Raumverhältnisse des deutschen Gesammtheeres zu einer Zeit, als sich alle drei Armeen, I., II., III., auf die Entfernung weniger Meilen genähert hatten, mit jenen Bewegungen der Armee Napoleons I. in Vergleich stellen. — Das war die Zeit kurz vor der Schlacht bei Vionville.

Wir finden am Abend des 12. August die ganze III. Armee auf der Linie Sarreburg – Fenestrange 2 Meilen Front eng versammelt. Die I. und II. Armee standen auf der Linie Boulaye – Morhange mit 5 Armeekorps in einer Frontausdehnung von 4 Meilen, eine zweite Linie von 4 Korps hatte von Bouchepoorn bis Münster dieselbe Ausdehnung. Die Tiefe betrug 2 Meilen. Der Zwischenraum zwischen den Massen der Armeen betrug etwa 3 Meilen. Frontausdehnung des Gesammtheeres 9 Meilen. Am

13. August Abends stand die Hauptmasse der III. Armee in der Linie Dieuze—Blamont 4 Meilen; die I. Armee an der französischen Nied 2 Korps in erster, eins in zweiter Linie.

Die II. Armee stand in der Linie Buchy—Chateau Salins. Die Frontausdehnung beider Armeen betrug etwas über 4 Meilen, die Tiefe etwa $2^1/_2$. Die III. und II. Armee standen in diesem Moment Arm in Arm. Somit hatte die gesammte deutsche Armee an jenem Tage eine Front von 8 Meilen.

Am 14. rückte die III. Armee in die Linie Moyenvic—Lunéville. Die 12. Division und das 1. Bayerische Korps blieben bei Dieuze und Maizières. Front: 3 Meilen. Die I. und die II. Armee, welche letztere an diesem Tage ihre große Rechtsschwenkung ausführte, standen am 14. August von der französischen Nied bis Dieulouard an der Mosel in einer Frontausdehnung von rund 6 Meilen, die größte Tiefe betrug 4 Meilen.*) Die Frontausdehnung der drei Armeen betrug also an diesem Tage 9 Meilen. —

Erinnert man sich, daß die Stärke aller drei deutschen Armeen fast die doppelte der Armee des Kaisers Napoleon vor Jena war, so ergeben diese Ausdehnungen also keine wesentliche Abweichung der Raumverhältnisse von der Napoleonischen Vorbewegung.

Vergleicht man die Bewegungen der I. und II. Armee als Ganzes und die der III. Armee, so wird man zu keinem anderen Ergebniß gelangen.

Wenn man um die anderen Perioden der Kriege von 1866 und 1870/71 mit denen der Feldzüge Napoleons in ähnlicher Weise vergleichen wollte, würde man, glauben wir, zu der Ueberzeugung kommen, daß ein charakteristischer Unterschied in der Vorbewegung der Heeresmassen und der Ausdehnung derselben nicht besteht. Somit muß man unseres Erachtens das „Getrennt marschiren" als besonderes Kennzeichen der Moltkeschen Strategie streichen.**)

Was das „Vereint schlagen" anbetrifft, so haben natürlich alle großen Feldherren danach gestrebt, und ist es Moltke in den drei Hauptschlachten König Wilhelms mit Ausnahme einzelner entsandter Korps gelungen, die verfügbaren Kräfte sämmtlich zur

*) Hierbei ist das 2. Korps, welches erst an diesem Tage in St. Avold debarkirte, nicht mitgerechnet.

**) Diese Meinung vertritt auch General von Verdy. „Studien über den Krieg". Th. II. Heft 1.

Stelle zu bringen. Napoleon bewerkstelligte dies in seinen viel zahlreicheren Schlachten meistentheils ebenfalls, und man kann als kennzeichnend für sein Verfahren wohl gelten lassen, daß er seine Streitkräfte meist vor der Schlacht zu vereinigen suchte, wenn ihm dies auch in mehreren Fällen wie z. B. gerade bei Jena und Auerstädt, bei Preußisch-Eilau, bei Bautzen nicht vollständig gelang.

Andererseits versammelte Moltke vor der Schlacht bei Gravelotte den größten Theil der I. und II. Armee. Ein konzentrischer Vormarsch war ja hier unmöglich, und man kann hieraus wiederum ersehen, daß man in der Strategie nicht nach Methode, sondern nur nach Grundsätzen und dem Bedürfnisse der Kriegslage verfahren kann. Ebenso vereinigte sich ein großer Theil der III. Armee vor Weißenburg, 5. II. 2. bayrisches Korps, und sollten sie sich am 7. August zur Schlacht gegen Mac Mahon vollständig vereinigen, eine Absicht, die durch das Entbrennen der Schlacht am 6. vereitelt wurde, während welcher aber immerhin die Versammlung des größten Theils der Kräfte gelang.

Nun kann man allerdings die Schlachten bei Königgrätz und Sedan, allenfalls die sechstägigen Kämpfe, welche man die Schlacht bei Lemans nennt, als ein Muster der aus dem strategischen Anmarsch herbeigeführten Umfassungstaktik aufführen, aber in letzterer war die Qualität der Truppen so ungleich, daß man sich deutscherseits eben Vieles erlauben konnte. Lemans fällt also in der Betrachtung aus. Einen durchgehenden charakteristischen Unterschied kann man eigentlich nur in der Entfaltung der Streitkräfte zur Schlacht selbst zwischen den drei von König Wilhelm I. geleiteten Schlachten und einigen großen Schlachten Napoleons, wie Austerlitz, Wagram, Ligny, Belle-Alliance, erblicken. Bei Königgrätz und bei Sedan berührte sich die Strategie auf das Innigste mit der Taktik, indem sich aus dem Vormarsch der Armeen das Eingreifen in die Schlacht von selbst ergab.

Der Befehl zur Schlacht bei Gravelotte ist nur eine Direktive zum Angriff für zwei mögliche Fälle: den Abmarsch Bazaines über Etain und Briey oder seine Stellungnahme vor Metz. — Demgemäß erfolgte auch die Entwickelung der Armeen nicht nach einem einheitlichen im Voraus festgesetzten Plan, sondern mußte den Armee- und Korpsführern viel überlassen bleiben. Daß bei Gravelotte dem rechten Flügel der Befehl ertheilt wurde, das Gefecht nur durch Artilleriefeuer hinzuhalten, bis der Angriff der

II. Armee erfolgen würde, mindert an dem Kriterium des Ganzen nichts. Wir kommen noch später darauf zurück. —

Unsere Folgerung ist, daß wir das beiderseitige strategisch-taktische Verfahren als ganz gleichwerthig hinstellen und darin Goltz in seiner Lehre von der Kriegführung beipflichten. Die Forderung, auf das Moltkesche Verfahren bei Sedan und Königgrätz allein eine Lehre für Gegenwart und Zukunft aufzurichten, erscheint uns, so verlockend auch eine einheitliche Gestaltung der Theorie sein mag, für durchaus verfehlt. Wir würden damit in denselben Fehler, nur in anderem Gewande, verfallen wie damals die Anbeter der Friedericianischen Form und die der inneren Linien.

Die Lehre der Strategie kann nur einheitlich in den Grundsätzen sein, nicht in der Anwendung der Mittel.

Ferner muß die Ausbildung in der Handhabung des Handwerkszeuges eine virtuose sein, und hierin ebenfalls hat Moltke das Napoleonische System noch mehr vervollkommnet und entwickelt. Berthier, der bekanntlich selbst einer der ersten Meister seines Handwerkes war, sich aber dadurch schon von Gneisenau und noch mehr von Moltke unterschied, daß ihm das strategische Künstlerthum doch fehlte, hatte den französischen Generalstab gut in der Hand, aber er hatte doch nicht vermocht, Schule zu machen. Soult war Berthier als Führer gewiß überlegen. Als er aber 1815 die Generalstabsgeschäfte übernahm, versagte der Dienstbetrieb mehrfach, was einen verhängnißvollen Einfluß auf die Operationen ausübte.

Diese Einheitlichkeit in der Ausbildung des Generalstabs, im Befehls- und Melde-Wesen muß neben allgemeinen Grundsätzen in der Strategie unerschüttert feststehen. Das können wir sicher erlangen. Das Verlangen aber, durchaus nach den bei Königgrätz und Sedan wirksam gewesenen Mitteln zu arbeiten, könnte unter Umständen einen ebenso traurigen Ausgang nehmen, wie die strikte Befolgung des Grundsatzes der Versammlung und des Zusammenhaltes durch Benedek für die Oesterreicher 1866 hatte Auch wir betrachten die Leistung Moltkes, die Armeen aus strategischem Vormarsch zur taktischen Entscheidung auf dem Schlachtfelde zu versammeln, als das Höchste, was die Strategie leisten kann, und stellen diese Kunstfertigkeit sogar über die von Napoleon bewiesene. Sie ist von den beiden Manieren offenbar die kühnere. Moltke sagt davon in seinem bekannten Briefe an Treitschke gewiß nicht zu viel. Aber werden wir immer Leute finden, die eine solche

Genialität besitzen? Sind die Nachtheile des getrennten Vorgehens der Streitkräfte in der Nähe des Feindes auf einmal aus der Welt geschafft? Sind die früheren Erfahrungen denn ganz vergessen, oder sollten ihre Gefahren durch die heutigen Kriegsmittel vollständig annullirt sein? Unserer Ueberzeugung nach sind sie das keineswegs, trotz Schnellfeuer und Massen. Auch ein Moltke war in der Lage, die Gefahren einer sehr großen Ausdehnung beim Vormarsch zu erproben; das war am 16. August vor Metz. Schon am 13. August hatte man dem linken Flügel der II. Armee die Strecke von Dieulouard bis Marbache für den Uebergang über die Mosel angewiesen. Vorsichtig hatte man allerdings das 3. und 9. Korps bei Pange und Buchy, behufs Unterstützung der an der französischen Nied stehenden I. Armee gegen ein etwaiges Vorbrechen des französischen Heeres aus Metz zurückgehalten. Nach der Schlacht bei Colombey nahm man mit Recht den Abzug des Gegners von Metz auf Verdun an. Kräftige Offensive gegen die Straße Metz—Verdun wurde der II. Armee befohlen, die Maßregeln aber wurden ihr überlassen. Das Oberkommando entsandte nun aber nur 2 Armeekorps, 3. und 10., gegen diese Straßen, denen das 9. Korps am 17. bis Gorze folgen sollte. Das Garde- und 4. Korps behielten die westliche Richtung gegen die Maas bei; das 12. Korps sollte bis Pont à Mousson, das 2. bis Buchy folgen. Als nun durch das Vorgehen des 3. Korps gegen die Straße Metz—Verdun festgestellt wurde, daß man die Rückzugsbewegung der Franzosen weiter vorgeschritten erachtet hatte, als sie es thatsächlich war, standen von einer Armee von 8 Korps nur etwa 2½ am 16. August zur Schlacht bereit, und man verdankte es einzig und allein der glänzenden Tapferkeit der Truppen und der Unschlüssigkeit Bazaines, daß das Schlachtfeld behauptet wurde. Die Vorsicht hätte gebieten müssen, in der Nähe einer feindlichen Armee von 150 000 Mann die gegen die Maas vorgehenden Korps ebenfalls gegen die Straße Metz—Verdun zu richten.

Die Maßregeln der II. Armee fußten auf einer falschen Beurtheilung der Situation. Die Direktive Moltkes: Operation gegen die Straßen von Metz nach dem Westen, konnte freilich keine Veranlassung zu jenen Maßregeln geben. Aber man muß zugestehen, daß in Anbetracht der Lage eine genauere Fassung nützlich gewesen wäre. — Auch Napoleon I. befand sich vor Jena im Irrthum über die Lage der Dinge und wußte nichts davon, daß er die Preußen noch in der linken Flanke hatte.

Diese Kriegslagen weisen ebenfalls darauf hin, daß die Vielseitigkeit des Krieges verbietet, nur ein Mittel als maßgebend zu betrachten. —

In Betracht, daß das Moltkesche Verfahren dieselbe Selbständigkeit und dasselbe Verständniß auch in Zukunft verlangen wird, wie es fast immer von unseren Armee- und Korpsführern 1866, 1870/71 bewiesen wurde, verlangt man jetzt, diese Eigenschaften sollten bei unseren Generalen ganz besonders ausgebildet werden.

Gut! Aber heißt es nicht geradezu den Geist der wahren Selbständigkeit schädigen, wenn man den höchsten Führern hierin ein Gesetz geben will, was eigentlich nur die äußere Erscheinung der Dinge, die Anwendung der Mittel berühren würde? Wir sehen darin sogar eine große Gefahr und meinen, daß das direkt gegen den Geist Moltkescher Strategie sei.

Daß Moltke eine sehr enge Versammlung gleich nach dem strategischen Aufmarsch der Armee unter Umständen keineswegs verwarf, das zeigen die „Aufzeichnungen" für 1868, in welchen die Absicht ausgesprochen war, mit 8 Korps in zwei bis drei Staffeln in einer Frontbreite des Ganzen von durchschnittlich 4, in einer Tiefe von circa 4—5 Meilen gegen die Linie Pont à Mousson—Nancy in 7 Märschen vorzugehen. Eine engere Versammlung für einen Vormarsch ist wohl nicht gut möglich.*)

Somit glauben wir, daß der Aufbau einer absolut auf den Erscheinungen der letzten Kriege fußenden strategisch-taktischen Lehre einen Rückschritt bedeuten würde; daß die ungeheure Vielseitigkeit des Krieges, die Zufälligkeiten, die Friktionen uns dazu nöthigen, gerade dem Feldherrn die Freiheit in der Auswahl der Mittel zu lassen, die Moltke weder für seine eigene Handlungsweise noch für seine Schüler jemals begrenzt hat. Die möglichste Einheitlichkeit der Kriegshandlung anzustreben, muß deshalb doch das im Vordergrund stehende Bestreben bleiben.

Wenn nun Moltke von dem gewiß richtigen Prinzip ausging, daß man der weiteren Entfernungen wegen, welche die Armeen oft vor den entscheidenden Krisen von einander trennen, sie nur durch Direktiven leiten solle, so hat er doch auch dieses Prinzip keineswegs geritten, und hat die oberste Heeresleitung mehrfach durch

*) General von Verdy weist hierauf ausdrücklich hin „Studien über den Krieg" Th. II, Heft 1, S. 96 u. folg.

direkt gegebene Befehle an die Armeekommandos sowohl als auch an die einzelnen Korps in den Gang der Ereignisse eingegriffen. — So geschah es z. B. in der Zeit vom 11. bis 13. August während des Vormarsches der I. und II. Armee gegen Metz und Pont à Mousson. —

Ebenso wurde verfahren durch die Befehle vom 22. Juni 1866 an die I. und II. Armee, in Böhmen einzurücken und die Vereinigung in der Richtung Gitschin aufzusuchen; ferner durch den Befehl an den Prinzen Friedrich Karl vom 2. Dezember 1870, nunmehr gegen die Loire-Armee bei Orléans vorzugehen, und den Befehl vom 12. Januar an General v. Werder, die Schlacht zur Deckung der Belagerung von Belfort anzunehmen u. A. m.

Im Allgemeinen kam das Große Hauptquartier, wenige Perioden, wie z. B. die von der Kapitulation von Langensalza, ausgenommen, mit den einfachsten, kürzesten Befehlen, theils schriftlich, theils durch Draht, aus, weil es fast ausnahmslos bei den Armeekommandos das beste Verständniß fand, ja diese öfter sogar schon den zu erwartenden Direktiven richtig vorgegriffen hatten. Die militärische Korrespondenz Moltkes liefert davon ein anschauliches Bild. — Immerhin fanden einige Male Reibungen und Weiterungen statt, wie z. B. die Korrespondenz zwischen dem Großen Hauptquartier und dem General v. Steinmetz kurz vor der Schlacht bei Spicheren bewies.

Bei einer so ausgedehnten Kriegführung wie die von 1866 und 1870/71 ist es unbedingt nöthig, daß das Große Hauptquartier möglichst im Mittelpunkt der Ereignisse aufgeschlagen sei, dort, wo man sich der Mittel der Neuzeit zur Leitung des Ganzen am ausgiebigsten bedienen kann. Andererseits ist es nöthig, daß es bei der Hauptmasse der operirenden Armee zu richtiger Zeit erscheine, um die Operationen dort zu leiten und zu überwachen. — Das Verweilen des Großen Hauptquartiers in Berlin bis zum 2. Juli 1866 ist mehrfach angegriffen worden. In Anbetracht, daß in dieser Zeit sich die äußerst wichtige Angelegenheit gegen Hannover abspielte, welche das verschiedenste Eingreifen von Berlin aus benöthigte, war der Aufenthalt durchaus richtig gewählt. Einmal, auf dem Kriegsschauplatz kann der Telegraph versagen, was, wie schon erwähnt, sehr oft vorgekommen ist und in Zukunft vielleicht noch öfter vorkommen wird.

Von nicht militärischer Seite hat man sich von dem Feldherrn der Zukunft ein höchst merkwürdiges Bild entworfen, wie derselbe

vom grünen Tisch aus durch Telegraph und Telephon die Heeresbewegungen nach fest geregelten Grundsätzen leitet, sich dabei fern vom Kriegsgetümmel Ruhe und Klarheit des Geistes bewahrt und natürlich Alles gut macht. Dabei ist nur vergessen, daß die Persönlichkeit des Oberfeldherrn ebenso gut auf die Truppen einwirken muß wie die des niedersten Führers, und daß seine Anwesenheit an Entscheidungstagen und auch die persönliche Erkundung niemals wird entbehrt werden können. Mit bewunderungswürdigem Takt war 1866 der richtige Moment für den Abgang König Wilhelms zur Armee getroffen worden. Ebenso war es 1870, und so übernahm denn in allen großen, von mehr wie einer Armee geschlagenen Schlachten König Wilhelm selbst den Oberbefehl.

In Einzelheiten will ich hier nicht eintreten, so z. B. in die Frage, ob das Große Hauptquartier in den Tagen vom 16. zum 18. August nicht weiter nördlich hätte gelegt werden, oder ob es am 17. August auf dem Schlachtfelde von Vionville hätte biwakiren müssen. Jedenfalls erscheint es vortheilhaft, daß die Wichtigkeit einer bevorstehenden taktischen Entscheidung allen anderen Rücksichten voranstehen muß und die Wahl des Aufenthaltsortes des obersten Heerführers, die persönliche Erkundung, den schnellsten Empfang von Meldungen und die unmittelbarste Ausgabe von Befehlen möglichst erleichtert. Das Hauptquartier darf also in solchen Momenten nicht zu weit rückwärts liegen.

Das Hauptquartier Versailles war in jeder Beziehung gegeben. Von diesem Centralpunkt aus wurde die Kriegführung geleitet und die Strategie der auf den verschiedenen Schauplätzen wirkenden Oberkommandos überwacht.

Während dort eine Angriffsoperation, die Belagerung von Paris, stattfand, hielt man sich zur Deckung derselben in der strategischen Vertheidigung, führte dieselbe aber nicht taktisch defensiv, sondern durch große Angriffsschläge (Orléans, Lemans, Amiens, Hallne, St. Quentin). Der Kriegsschauplatz im Südosten kam hierbei nicht in Betracht, denn hier wurden abgesonderte Ziele verfolgt. —

Die vorangehenden Darlegungen sollen zeigen, daß die allgemeinen großen Grundsätze der Strategie durch die neuen Mittel der Kriegführung nicht berührt werden können. Ob so und so viele Eisenbahnen und Telegraphen existiren, ob man die Truppen durch Fußmarsch oder durch Eisenbahn bewegt, ob man statt Drahtnachrichten Reiter sendet — immer muß man die Armee bei

Ausbruch des Krieges derart an der Grenze aufstellen, daß man im Stande ist, sie zum Beginn der Operationen zweckentsprechend zu versammeln. Die Kunst, Zeit und Entfernung gehörig zu berechnen, bleibt dieselbe, sei es für die Versammlung oder zur taktischen Thätigkeit.

Der Grundsatz, zur entscheidenden taktischen Kriegshandlung möglichst viel Kräfte zu versammeln, bleibt sich gleich, ob nun von 40 000 oder 300 000 Mann die Rede ist. Die Gefahr einer strategischen Einkesselung ist ebenso groß wie früher, die von Theilniederlagen der zu einem umfassenden strategischen Angriff getrennt vorgehenden Korps aber, vielleicht wegen der gewaltigen jetzigen Feuerwirkung, welche das Gefecht verlängert, etwas vermindert, aber, einem einsichtigen und entschlossenen Feldherrn gegenüber, keineswegs aufgehoben.

Die verschiedenen Mittel, welche die Epoche aufweist, beeinflussen die Art und Weise der Anwendung der Strategie, schaffen aber nicht eine neue.

Aber auch eine zweifache Strategie giebt es keineswegs.

Wie bekannt, ist eine Theorie der Strategie erst in neuerer Zeit von Jomini, Willisen und bedingt von Clausewitz formulirt worden. Deswegen aber hat der Begriff der Strategie schon seit Jahrtausenden bestanden. Daß die Strategie nur ein Theil der Kriegführung ist, haben wir bereits erörtert, wie es im Uebrigen auch Clausewitz auseinandersetzt.*)

Wir halten es nun für angebracht, kurz eine Lehre zu berühren, die in nicht militärischen Kreisen da und dort wohl Anhänger gewonnen hat. Nach dieser existiren zwei Systeme der Strategie. Man bezeichnete das eine als Ermattungsstrategie, das andere als Vernichtungsstrategie. Die Ermattungsstrategie habe zwei Pole, das strategische Manöver und die Schlacht; die Vernichtungsstrategie nur einen Pol, die Schlacht. Die beiden Systeme hätten bald in dieser, bald in jener Zeit den Vorrang behauptet. Im 18. Jahrhundert habe die Ermattungsstrategie geherrscht. Friedrich habe allerdings sich öfter von diesem System emancipirt, im Allgemeinen aber sei er doch demselben gefolgt. Die Vernichtungsstrategie herrsche in unserem Jahrhundert, und ihre Hauptvertreter seien Napoleon und Moltke.

Daß Friedrich den Krieg anders führen mußte wie Napoleon

*) „Vom Kriege". Th. I, S. 80.

und Moltke, ist eine altbekannte Sache, die auf jeder Kriegsschule gelehrt wird. Die kleinen, verhältnißmäßig schwer herzustellenden Armeen ohne Ersatz- und Etappentruppen, die Magazinalverpflegung legten den Bewegungen Hemmschuhe an und beraubten den Feldherrn in der Regel der Möglichkeit, auf die gänzliche Niederwerfung des gegnerischen Staates als Ziel der gesammten Kriegführung auszugehen. Diplomatische Unterhandlungen, Kabinetspolitik hatten einen weitgehenden Einfluß auf die Kriegführung und drückten ihr oft einen schleppenden, unentschiedenen, zögernden Charakter auf. Hierunter litt natürlich auch die Feldherrnthätigkeit, die Strategie. Man kann mit einem zahlreichen, gut organisirten Volksheer die Vernichtung des feindlichen Staates und seiner Streitkraft gleich von Anfang an in's Auge fassen, indem man die feindliche Hauptmacht aufsucht und schlägt. Mit einem Heer des 18. Jahrhunderts war die Vernichtung des feindlichen Heeres ebenfalls möglich, aber zur vollständigen Ausnutzung des Sieges fehlten in der Regel die Kräfte aus den schon oben angeführten Gründen. Durch dergleichen Verhältnisse gelangte man zu Zeiten dahin, das Hauptziel der Kriegführung aus den Augen zu verlieren, sich auf Nebenziele zu verbeißen, dem strategischen Manöver und der Kunst der Stellungen gegenüber der Schlacht einen übergroßen Werth einzuräumen.

Ja, das Extrem in dieser Richtung ging sogar so weit, das Verfahren im bayerischen Erbfolgekrieg als ein Muster anzupreisen. Dies Verfahren, wie das des Prinzen Eugen im Kriege von 1733, erklärt sich ganz einfach aus dem Alter beider Feldherren und der Ueberzeugung, daß es einer größeren Kraftanstrengung dem Gegner gegenüber nicht bedürfe.

Demnach ist es ganz unberechtigt, von einem anderen System der Strategie zu sprechen. Die Anwendung ihrer Grundsätze war zu Zeiten eine schwächliche, zaghafte — wovon sich große Geister in ihrer Blüthezeit zu befreien verstanden, wie Prinz Eugen, Marlborough und Friedrich oft genug gezeigt haben.

Ebensowenig kann man sich ein besonderes System daraus bauen wollen, daß der oder jener Feldherr sich darauf legte, in gewissen Zeiträumen den Gegner durch Märsche und Kontremärsche, Beziehungen von verschanzten Stellungen — wie z. B. Friedrich im Lager von Bunzelwitz — Flankenstellungen, Kleinen Krieg zu ermüden, hinzuhalten, zu schwächen, die Schlacht aber zu vermeiden.

Alle diese Mittel gehören zur Strategie aller Zeitalter. Was nun Friedrich anbetrifft, so hat seine Kriegführung 1741 die Niederwerfung des Gegners durch den Marsch auf Wien allerdings in's Auge gefaßt, und von dem Feldzuge 1757 in Böhmen kann man zum Mindesten sagen, daß er die Vernichtung und Lahmlegung der österreichischen Armee in größtmöglichster Schnelligkeit beabsichtigte. Alle die in neuester Zeit geführten Untersuchungen können diese Ansicht nicht entkräften, im Gegentheil sie bestätigen dieselbe. Gewann er die Schlacht bei Kollin, so war es durchaus wahrscheinlich, daß er gegen Wien vorrückte, um den Versuch zu machen, dort den Frieden zu erzwingen, falls ihm Franzosen und Russen Zeit dazu ließen. Mag man aber dies annehmen oder nicht, jedenfalls bleibt sowohl in dieser Kriegsperiode als auch in der nun folgenden, welche man als eine großartige strategische Vertheidigung mit fortwährenden Ausfällen kennzeichnen muß, die Schlacht für ihn das vornehmste Kriegsmittel. Er gebrauchte sie im Sinne der Vernichtung des Gegners, doch zwang ihn die Beschränktheit seiner Mittel, hiervon hin und wieder abzuweichen. Auch die Uebermacht der Gegner spielte dabei eine Rolle. Seine Kriegführung konnte sich nach der Schlacht bei Kollin nicht mehr Napoleons Ziele stecken, aber die Bedeutung der Schlacht als Mittel ist für ihn ganz dieselbe. Man sollte meinen, dies sei aus dem Verlauf seiner Feldzüge genügend erwiesen. Ein Feldherr, der von Schlesien nach Thüringen fliegt, um die Franzosen bei Roßbach zu schlagen, sich dann mit Blitzesschnelligkeit zurück nach Schlesien wendet und in der Schlacht bei Leuthen die große österreichische Armee zu Grunde richtet, 1758 und 1759 mit dem festen Willen gegen die Russen marschirt, durch eine Schlacht seine Erblande zu retten, dessen Strategie weicht von der Napoleons in Bezug auf die Anwendung der Schlacht in keiner Weise ab. Die festgestellte Absicht des Königs, den Gegner entscheidend schlagen zu wollen, wie sie sich bei Hohenfriedberg, Prag, Roßbach, Leuthen, Zorndorf, Kunersdorf, Torgau kundgiebt, ist doch sicherlich überzeugender als hundert aus seinen Schriften herausgezogene Citate.

Die Ansicht, daß eine Strategie der Ermattung das ganze 18. Jahrhundert beherrscht habe, ist auch unrichtig. Die Züge Karls XII. gegen Dänemark, Sachsen und Rußland waren auf die Niederwerfung des Gegners angelegt.

Die Kriegführung des 19. Jahrhunderts erkennt die Schlacht als das bedeutendste Mittel der Strategie an, aber von einem

Verwerfen anderer Mittel sagt auch Clausewitz nichts. Es ist somit ein großer Irrthum, der aus der Kriegsgeschichte leicht zu widerlegen, daß die jetzige Strategie anderer Mittel förmlich beraubt sei.

Die Linien von Torres Vedras waren der Wendepunkt des Kriegsglückes der Franzosen auf der pyrenäischen Halbinsel; die Stellung bei Plewna ließ das Kriegsglück 1877 lange schwanken; die großen Festungen spielten 1870 eine ganz bedeutende Rolle, und Napoleon I. versuchte es 1814 mit dem strategischen Manöver, sich in den Rücken der Verbündeten zu werfen. —

Also es giebt nur eine Strategie. Dieselbe wird in verschiedenen Zeiten mit verschiedenen Mitteln arbeiten, sie wird aber ihre wenigen Grundsätze ohne Rücksicht auf Systeme anwenden, wie es nach der Kriegslage am zweckmäßigsten sein wird. —

Ueber die Wechselwirkung von Strategie und Taktik sind noch einige Worte nothwendig. — Auch hierin haben sich neuerdings die schroffsten Ansichten hinausgewagt. So hat man behauptet, daß die Strategie ganz allein das entscheidende Moment in der Kriegführung sei. — Strategie und Taktik sind aber nebeneinander stehende, sich ergänzende Elemente der Kriegführung. Man kann indeß aussprechen, daß gerade in jetziger Zeit, welche die Schlacht als das vornehmste Kriegsmittel anerkennt, die taktische Entscheidung dem Werth der strategischen Kriegshandlung erst das Siegel aufdrückt.

Die Strategie hat die Aufgabe, die Truppen unter möglichst günstigen Bedingungen an den Feind zu bringen, d. h. derart, daß man die größtmöglichste Truppenstärke zur Stelle hat, daß die strategische Lage des Gegners möglichst ungünstig ist und daß die örtlichen Verhältnisse dem beabsichtigten Kampfe möglichst günstig sind. Man sieht, daß wir die Anforderungen in allen drei Punkten mit einem „möglichst" bezeichnen.

Die Strategie rechnet stark mit dem Zustande der eigenen und fremden Truppen und kann sich, falls die moralische Ueberlegenheit feststeht, von der Verpflichtung, stets mit Uebermacht aufzutreten, entbinden, wie dies z. B. während des siebenjährigen Krieges theilweise, fast ganz in dem zweiten Abschnitt des Krieges 1870/71 Seitens der Deutschen der Fall war.

Die Herbeiführung ungünstiger strategischer Lagen für den Gegner wird sich beim Angriff hauptsächlich in der einzuschlagenden

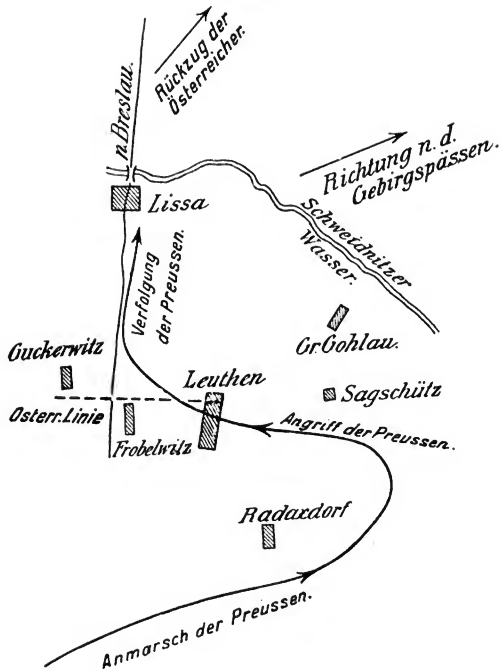
Richtung und die Wahl des Angriffspunktes in der taktischen Kriegshandlung äußern. Ist man stark genug, den Gegner zu umzingeln und ihn wie bei Ulm und Sedan nach taktischer Entscheidung zur Waffenstreckung zu zwingen, so ist dies die günstigste Einwirkung der Strategie auf die Taktik. Anderenfalls wird die Strategie sich bemühen, die Heere so zu dirigiren, daß die Folgen einer taktischen Niederlage möglichst vernichtend ausfallen.

Dies kann z. B. geschehen durch strategische Umgehung, welche den Gegner zur Schlacht mit verwandter Front zwingt (Gravelotte, Marengo). Da man fast immer hierbei seine eigene Rückzugslinie gefährdet, so ist dies Mittel gewagt. Der Erfolg hängt ganz und gar von der taktischen Entscheidung ab. Sie glückte den Deutschen bei Gravelotte und den Franzosen bei Jena und Marengo, mißglückte den Preußen bei Valmy, da sie die Herbeiführung der taktischen Entscheidung nicht wagten.

Richtet man den Angriff auf einen Flügel der feindlichen Stellung, so kommen der strategische wie taktische Standpunkt gleichmäßig in Betracht. Die Hauptsache ist immer der Sieg. Ist daher z. B. der Angriff gegen den linken Flügel des Feindes zwar strategisch günstig, aber taktisch ungünstig, am rechten feindlichen Flügel stände die Sache umgekehrt, so wird man den rechten Flügel zum Angriff wählen, falls nicht andere Umstände dagegen sprechen.

In der Schlacht bei Leuthen vereinigte sich sehr glücklich das taktische und strategische Moment durch den Angriff auf den linken Flügel der Oesterreicher. Das Anfassen desselben bedrohte den Rückzug der Oesterreicher auf die Gebirgspässe. Allerdings ging dieser Vortheil dadurch wieder verloren, daß die ganze preußische Armee den Oesterreichern über die Lissaer Brücke folgte und sich somit wieder hinter den Rückzug des Gegners setzte, anstatt zu versuchen mit einer Entsendungsabtheilung bei Gohlau über das Schweidnitzer Wasser zu gehen. Der letzte Angriff und die unmittelbare Verfolgung hatte die Preußen in die Richtung auf die große Straße Neumarkt—Lissa—Breslau gebracht. Die von Friedrich selbst geleitete Verfolgung auf Lissa, um sich der dortigen Brücke zu versichern und den Oesterreichern keine Ruhe zu lassen, war unbedingt das Nächstliegende. Eine Entsendung über Gohlau hätte aber — falls der Uebergang dort möglich war — durch die Bedrohung der feindlichen Rückzugslinie noch glänzendere Ergebnisse herbeiführen können.

Skizze I.



Indem Napoleon bei Waterloo zuerst den linken Flügel Wellingtons angriff, wollte er ihn, dem strategischen Zweck gemäß, von den Preußen ab und dem Meere zudrängen. Die Absicht der Abdrängung Blüchers von den Engländern lag vor, wenn er bei Ligny seine Hauptschläge gegen den rechten Flügel und das Centrum der Preußen führte, gegen den linken Flügel derselben demonstrirte und ihn auch glücklich in Unthätigkeit hielt. —

Bei Gravelotte war der rechte französische Flügel der strategische Angriffspunkt, weil die Niederlage desselben den Franzosen

den Abzug in's Innere verwehren mußte. Doch kam wegen der unsicheren Nachrichten über die Ausdehnung der französischen Stellung diese Absicht in dem Befehl nicht vollkommen zum Ausdruck. Immerhin wurde die Entscheidung durch die Umfassung der Sachsen und deren gemeinschaftlichen Angriff mit den Garden auf diesen Flügel herbeigeführt. —

Es ist keine Frage, daß nicht nur der Sieg, sondern auch der Ort, wo er erfochten wird, eine gewichtige Rolle, insbesondere in der Ausnutzung des Sieges, spielen. —

Die Nachrichten vom Feinde sind ein so wichtiger Gegenstand der Strategie, daß wir denselben einige Worte auch hier widmen müssen.

Nachrichten kann man erhalten durch Kundschafter oder durch die von den Truppen bewirkte Aufklärung, endlich auch durch Zeitungen des feindlichen oder eines neutralen Staates. —

Ueber Kundschafter und ihr Handwerk kann man nur die Betrachtung anstellen, daß sie wo möglich schon im Frieden gewonnen sein müssen, und daß ein sehr ergiebiges Feld für sie in die Zeit der Mobilmachung des Gegners fällt. Dies Handwerk ist durch den nationalen Sinn, die polizeiliche und militärische Ueberwachung gleichermaßen erschwert.

Napoleon I. hatte in neuerer Zeit zuerst wieder die Verwendung der Reiterei in größeren Massen in Aufnahme gebracht. Dennoch entsprach der Erfolg nicht immer der Größe der aufgewandten Mittel. So erfuhr er 1806 Sicheres über die Stellung der preußischen Armee am linken Ufer der Saale verhältnißmäßig spät, und im Winter von 1807 war die Wirksamkeit der Reitermassen in dieser Beziehung noch mehr gehindert, wie sich dies verschiedentlich auch im Winter von 1870/71 zeigte, insbesondere während des Vorgehens gegen Lemans erwies. 1866 litt unsere Aufklärung durch den Mangel an Verständniß im Gebrauch der Kavallerie vor der Front der Armee und konnte nur durch die Unternehmungslust einzelner Kavallerieoffiziere einigermaßen ersetzt werden. (Unger und Heister am 2. Juli 1866.) Die Erfolge der deutschen Reiterei im französisch-deutschen Kriege wurden Anfangs als unübertrefflich hingestellt, nachdem jedoch die kritische Sonde angelegt worden war, schied man bald die Zeitpunkte, wo die Aufklärung ausgeblieben und wo sie hervorragend gewesen war, von einander. Es ist dies in verschiedenen Werken eingehend dargelegt worden.

Dem Aufklärungsdienst wurde nun in allen Armeen eine ungemeine Sorgfalt gewidmet. Nicht nur geschah dies bei den gewöhnlichen Feldmanövern, sondern es wurden auch ganz besondere Aufklärungsmanöver von zwei oder mehreren Kavalleriedivisionen gegen einander veranstaltet. Das hervorragendste Specialmittel wurde die Offizierspatrouille. Bei den Manöverkritiken wurde deren Wirksamkeit auf das Genaueste geprüft. Man verlangte, um es kurz zu sagen, die Aufklärung um jeden Preis, und die Kavalleriebefehlshaber, welche ihren Vorgesetzten nicht orientirende Meldungen geschickt hatten, erfuhren harten Tadel. Oft aber übersah man dabei ganz, ob es denn kriegsgemäß möglich gewesen wäre, diese Nachrichten vom Gegner wirklich zu erlangen. Die Folgen dieser Uebertreibungen haben sich denn auch sehr bald, nicht nur bei uns, sondern auch in anderen Armeen derart gezeigt, daß schleunigste Abhülfe dieser hin und wieder zum Gespött gewordenen Unnatürlichkeiten nöthig ist.

Die Kommandeure der Detachements werden bei den Manövern geradezu mit Meldungen überschüttet. Wie diese erlangt werden, darüber wollen wir uns hier nicht aussprechen. Das Eine nur wollen wir betonen, daß die Schüsse des Manövergegners für unsere Reiterpatrouillen nicht existiren. Kann man es dem Patrouillenführer verdenken? Er soll und muß Meldungen bringen, damit wird er abgeschickt. Das immer weiter tragende, immer rasanter schießende Gewehr, das rauchschwache Pulver, sollte man meinen, hätte einen mäßigenden Einfluß auf diese Friedensaufklärung ausüben müssen — im Gegentheil! Es ist damit immer schlimmer geworden. —

Alle diese Mißstände treten insbesondere bei den gewöhnlichen Feldmanövern hervor, bei denen sich die Parteien auf Kanonen- und Gewehrschußweite, selten auf eine Meile Entfernung, gegenüberstehen.

Was die großen Kavallerieübungen anbetrifft, so hat man vielfach bemerkt, daß die Divisionen sehr bald zu nahe aneinander fassen — andererseits beklagt man sich in Oesterreich darüber, daß zu viel Aufklärungsstaffeln hintereinander vorgehen, und daß einzelne Eskadrons zu weit vorgeschoben werden.*) Ganz besonders wurde auch oft vermißt, daß man zwar stets Meldungen

*) Wir weisen auf einige Aufsätze im M. W. B. Nr. 1. 2/1897 über diesen wichtigen Gegenstand hin.

verlangt und von Aufklärung spricht, aber fast nie an die Verschleierung denkt, welche ganz ebenso wichtig wie die Aufklärung ist.

Genug, dieses Friedensaufklärungssystem wird im Kriege zusammenbrechen. Es hat zweierlei Nachtheile. Erstens gewöhnt es die Offiziere und Mannschaften an ein unkriegsgemäßes Verfahren; zweitens aber verwöhnt es die Führer, welche in Bezug auf den Empfang von Nachrichten über den Feind auf einmal in einer ganz anderen Lage sein werden wie bei den Manövern. Bei diesen ist die Uebung ihrer Errathungsgabe auf das mindeste Maß beschränkt, denn die Meldungen bringen ihnen fast jedes Mal Gewißheit über die Stellung des Gegners oder den feindlichen Versammlungspunkt. Im Kriege wird man statt dreißig Meldungen vielleicht eine erhalten. Man wird uns antworten: die von dir gerügten Uebelstände sind vorhanden, aber wir müssen unserer Reiterei zur Lösung ihrer Aufgabe diese Thätigkeit, diesen Drang, am Feinde zu bleiben, einpflanzen und ihn pflegen und nehmen deshalb diese Unnatürlichkeiten mit in den Kauf. Ja, mit demselben Recht könnte man sagen: Ihr müßt fortwährend attackiren, auch wenn Ihr keine Aussicht auf Erfolg seht, und die Infanterie muß sofort mit dem Bajonett heran, um den Angriffsgeist zu pflegen.

Unseres Erachtens ist eine Reform dieser Manövermißbräuche unbedingt nöthig. Verpflichtung der Kavalleriepatrouillen, das gegnerische Feuer zu beachten; strenge Bestrafung von vorkommenden Ungehörigkeiten aller Art. Gehörige Verschleierung im Stande der Ruhe durch die Vorposten und vorgeschobenen Schwadronen, aber auch während der Bewegungen; endlich muß das Prinzip der gewaltsamen Erkundung durch sofortiges Durchstoßen des feindlichen Schleiers mehr in den Vordergrund treten als bisher. Zutheilung von Jägerbataillonen auf Wagen an die Kavalleriedivisionen haben wir schon früher empfohlen.

Die Sache ist so wichtig und hängt so innig mit der Feldherrnthätigkeit zusammen, daß wir sie schon hier abgehandelt haben. —

Nur indem die Kavallerie die gegnerischen Reiterdivisionen aus dem Felde schlägt, oder wenigstens ihren Unternehmungsgeist lähmt, kann sie das Auge des Feldherrn sein. —

III. Hauptabschnitt.

Die Taktik.

XI. Die Waffengattungen in ihrer jetzigen Wirksamkeit und ihrem gegenseitigen Verhältniß.

Im Folgenden halten wir an den von uns früher stets gebrauchten Begriffsbezeichnungen Große und Kleine Taktik fest.

Unter Großer Taktik verstehen wir die Lehre von dem Gebrauch und dem Zusammenwirken der Waffengattungen, unter Kleiner Taktik die Lehre von der Verwendung einer einzelnen Waffengattung im Gefecht.

Man kann für die Ausführung der Lehre, also für die Kunst, dieselben Ausdrücke gebrauchen, man kann aber auch Gefechtsleitung und Truppenführung für Große Taktik und Fechtweise für Kleine Taktik sagen. —

Die Eintheilung in reine und angewandte Taktik, welche offizielle Lehrbücher noch festhalten, bedeutet die Lehre von den Gefechtsformen der Waffen und der Anwendung derselben im Gelände. Für das Zusammenwirken der Waffen fehlt somit der bezeichnende Ausdruck. —

Die Entwickelung der Waffengattungen seit dem deutsch-französischen Kriege ist so vielfach — auch von uns — dargelegt worden, daß wir uns damit nicht zu beschäftigen brauchen.*)

Die taktischen Fragen sind nicht mehr so brennend wie vor zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren. Ein gewisser Grad der Entwickelung ist erreicht. Dennoch muß dies Feld immer beackert und jede neu auftauchende Frage in Erörterung gezogen werden.

Folgende Fragen beherrschen vorzugsweise dies Gebiet der Erörterung. Die erste ist: Welche Gefechtsformen sind die praktischsten?

*) „Entwickelung der Taktik von 1793 bis zur Gegenwart." „Taktische Folgerungen seit dem Kriege 1870/71." „Taktische Darlegungen."

In erster Linie handelt es sich hierbei um die Infanterie. In allen Armeen ist die Bataillonskolonne und Bataillonslinie zu den Todten geworfen. Ueberall sind sie durch die Kompagniekolonne und Kompagnielinie ersetzt worden.

Die erste Gefechtslinie besteht überall in dem Schützenschwarm. Nur in Frankreich hat man jetzt diese Bezeichnung fallen lassen und bildet eine eingliedrige Linie, welcher einzelne Schützen vorausgehen, die sich aber, sobald das Gefecht beginnt, in die eingliedrige Linie aufnehmen lassen. Es scheint, als ob man hiermit bezweckt, den Zusammenhang strenger zu erhalten, das Feuer besser zu leiten. Daß sich im Ernstgefecht ein großer Unterschied mit der früheren Schützenlinie herausstellen wird, erscheint höchst zweifelhaft; denn im Allgemeinen wird diese Linie die Oertlichkeiten doch ebenso benutzen müssen wie unsere Schützenlinien.

Die Schützenlinie zerfällt in kleinere Abtheilungen, welche in den verschiedenen Heeren auch verschiedene Namen führen. Sie werden durch Offiziere und Unteroffiziere geleitet. Hinsichtlich der Bildung der Schützenlinie wird in der deutschen Armee die sofortige Auflösung ganzer Kompagnien vermieden, die Schützenlinie vielmehr aus mehreren Kompagnien gebildet.

Gewöhnlich besteht nun die zweite Gefechtsstaffel aus einzelnen geschlossenen Zügen, jedoch nach dem Stande des Gefechts auch aus ganzen Kompagnien, denen in einer dritten Linie abermals Kompagnien folgen. Dies ist die Entwickelung eines Bataillons der vordersten Gefechtslinie, und einen großen Unterschied findet man nirgends.

Die Abstände zwischen den einzelnen Gefechtsstaffeln sind in einzelnen Armeen genau festgesetzt, in anderen, wie auch in der deutschen, ist darin Freiheit gelassen. Jedenfalls sind sie im freien Felde überall so groß, daß ein über der Schützenlinie springendes Schrapnell mit seiner Streuungsgarbe die zweite Gefechtsstaffel nicht mehr gefährden kann.

Gegen die Rasanz des jetzigen Infanterieschusses kann man sich freilich durch solche Abstände nicht immer schützen, besonders wenn man die weite Streuung des Feuers einer Schützenlinie in Betracht zieht.

Einen ähnlichen Abstand dürfte die dritte Staffel eines Bataillons halten müssen. Im Allgemeinen also wird die Tiefe eines fechtenden Bataillons zwischen 4 und 600 m betragen.

Die Seitenabstände werden in der deutschen Armee ebenfalls

jedes Mal durch besonderen Befehl festgestellt. Sie werden überall so bemessen sein müssen, daß eine wirksame Gefechtsentwickelung stattfinden kann.

Folgen dem derart entwickelten Bataillon ein oder mehrere Bataillone in zweiter Linie, so wird der Abstand selten unter 300 m betragen können. Wie das Auseinanderziehen dieser Bataillone in sich stattfindet, hängt ganz von den Verhältnissen ab.

Nun trat schon bald nach dem Kriege von 1870/71 das sehr berechtigte Bestreben auf, die großen Verluste durch die Einführung anderer taktischer Formen zu verringern. Man führte daher 1872 versuchsweise in der deutschen Armee verschiedene Formationen ein, welche geeignet sein sollten, das feindliche Feuer abzuschwächen. So formirte man die hinter der Schützenlinie folgenden Unterstützungen in Linie, in Reihen und in aufgelöster eingliedriger Linie. Aehnliche Formationen sollten die hinteren Treffen annehmen. Diejenigen Züge, welche die Schützenlinie verstärken sollten, konnten in diese eindoubliren.

Von diesen Formationen wurde als durchaus unpraktisch die Formation der Unterstützungen in aufgelöster Linie und in Reihen anerkannt und demgemäß in den späteren taktischen Vorschriften nicht mehr erwähnt.*)

Dennoch ist man auf verschiedenen Seiten durch die immer mehr gesteigerte Schnelligkeit des Feuers, durch die ungeheure Rasanz des Schusses und die ebenso große Durchschlagskraft der Infanteriegeschosse, ferner durch die Verbesserungen der gesammten Artillerie, welche in nächster Zeit durch die erhöhte Feuerschnelligkeit noch greifbarere Gestalt gewinnen wird, abermals auf den Gedanken der Anwendung der geöffneten eingliedrigen Linien und zwar in größerer Ausdehnung als 1872 zurückgekommen. Die Anwendung der geschlossenen zweigliedrigen Linie erfuhr inzwischen eine immer größere Ausbreitung.

Die Infanterie ist die Königin des Schlachtfeldes und wird es unter allen Umständen bleiben.

Von diesem Fundamentalsatz ausgehend, müssen wir dieser Formationsfrage eine große Wichtigkeit zusprechen, denn sie wird eine bedeutende Einwirkung auf den Zusammenhalt und die Leitungsfähigkeit dieser Waffe ausüben. In dem Vorschlag der geöffneten eingliedrigen Linie oder auch der geschlossenen eingliedrigen für

*) A. E. O. vom 13. 3. 1873, Neuabdruck des Reglements 1876. Neues Reglement von 1888, Neuabdruck von 1889.

die Unterstützungen und die folgenden Staffeln sehen wir wieder den Gedanken der Deckung und Schonung über den der Leitung triumphiren, unter Nichtachtung des Umstandes, daß der Soldat keine Maschine, sondern ein Wesen mit allen möglichen Schwächen ist, wie wir sie im Kapitel IV und V geschildert haben. Der Soldat ist ungleich in seiner Leistungsfähigkeit, und ob sich die moralische und körperliche Leistungsfähigkeit in Folge der Massenheere in Zukunft nicht allmälig vermindern wird, ist eine große Frage. Ganz sicherlich haben alle Armeen in den letzten Kriegen die Erfahrung gemacht, wie auflösend das heutige Infanteriegefecht wirkt, und wie schwierig die Leitung sich gestaltet, wie schwer es auch war, den Schwächen entgegenzutreten, die sich in solchen Augenblicken mehr oder weniger geltend machen. — Und unter diesen Umständen glaubt man, Linien von solcher Ausdehnung noch in Ordnung bewegen und an den Feind bringen zu können? Man halte mir nicht die eiserne Disciplin und Pflichttreue entgegen. Hoffentlich wird sie im nächsten Kriege noch ebenso wie früher vorhanden sein, aber vergißt man denn, daß die Leistungsfähigkeit im Kriege das Erzeugniß der verschiedensten Faktoren ist?

Es ist mir geradezu unfaßlich, wie kriegserfahrene Offiziere solchen Vorschlägen zustimmen können. Freilich ist es auch eine Erfahrung, daß Mancher ein kurzes Gedächtniß hat, und daß gekünstelte Spekulation und die Eindrücke der Friedenszeit schnell die der Kriegserfahrungen zurücktreten lassen.

Man stelle sich eine solche größere Einheit, dieser Art entfaltet, in der Angriffsbewegung vor.

Es ist Sommer. Die Infanterie hat, selbst wenn der Anmarsch zur Schlacht nur ein kleiner war, doch immer schon bedeutende Anstrengungen hinter sich. Die Schützenlinie beginnt den Vormarsch. Die feindliche Artillerie ist zwar durch den vorangegangenen Artilleriekampf stark geschädigt, aber was noch feuerfähig, richtet seine Geschosse gegen die Infanteriemassen. Der Donner der Schnellfeuergeschütze erschüttert die Luft, und das Getöse wird durch die über den Häuptern der Vorgehenden springenden Schrapnells und das Sausen ihrer Geschoßgarbe und Sprengstücke vermehrt. Da und dort fallen Leute, einzelne Drücker sehen sich nach Deckungen um.

Die langen Linien durchschreiten Sturzäcker, Kornfelder, einzelne Buschparcellen, Weinpflanzungen. Die Brust keucht; die

Verluste werden größer, das Artilleriefeuer heftiger. Die Hauptleute der vorderen Linie sind abgesessen und gehen ihren Linien voran. Manchem dieser zum Theil über vierzig Jahre alten Männer wird es schon recht schwer, vor ihren Leuten zu bleiben. Unaufhörlich ertönen die Pfeifen, werden die Degen gehoben, um den Leuten die Richtung anzugeben, sie zusammenzuhalten. Jetzt fallen Offiziere in der Schützenlinie und noch ist man an 1000 Meter von der feindlichen Infanterie entfernt.

Da erkennen die Offiziere in der Schützenlinie, daß sie nicht gerade auf die feindliche Linie, sondern schräg auf sie treffen werden, und suchen theils durch Schwenken, theils durch Drehen der einzelnen Züge die nothwendige Richtungsveränderung in's Werk zu setzen. Zurücklaufende Gefechtsmelder sollen die folgenden Linien benachrichtigen, gelangen aber nur zum Theil an die richtige Stelle. Die nun folgenden langen geöffneten und geschlossenen eingliedrigen Linien sollen die neue Direktion aufnehmen, die Offiziere schreien und pfeifen sich heiser; ein Theil nimmt die neue Richtung auf, ein anderer Theil bleibt in der alten — die Linien reißen mehrfach auseinander.

Inzwischen ist die Schützenlinie in einer Senkung verschwunden. Die zunächst folgende geöffnete Linie sieht im hohen Korn augenblicklich keine befreundete Truppe vor sich. In diesem Augenblick eröffnet die feindliche Infanterie ihr Feuer auf die diesseitige Schützenlinie, aber die Garbe schlägt zum Theil auch in die folgende geöffnete Linie ein, welche in diesem Moment überhaupt nicht mehr irgend welcher Formation gleicht. Rechts und links fallen Todte und Verwundete. Einige Leute glauben den Feind dicht vor sich zu haben — sie reißen die Gewehre an die Schulter und feuern — ein großer Theil der Linie folgt. Die Kugeln sausen über die vorgehende Schützenlinie hinweg, die sofort Halt macht und sich hinwirft, und man kann von Glück sagen, wenn sie nichts Schlimmeres thut. — Das Weitere kann man sich selbst ausmalen. Jedenfalls wird die Ausführung des Angriffs recht schwierig werden. —

Man wird mir vorwerfen, daß ich hier eine Menge ungünstiger Umstände zusammenhäufe, ja sogar einen Mangel an Feuerdisciplin in der Truppe voraussetze. Einzelne solcher Leute wird es aber immer in der besten Truppe geben. — Es ist wahr, daß ich hier ungünstige Verhältnisse annehme, aber werden diese immer zu vermeiden sein, und will man leugnen, daß praktischere

Formationen diese Schwierigkeiten besser und leichter überwinden würden? An unpraktischen Formationen kann das größte Pflichtgefühl und die beste Ausbildung scheitern. In solchen Formationen ist es für die Offiziere unmöglich, die Mannschaft in der Hand zu behalten. Wären aber die nächsten Unterstützungstrupps in geschlossener um zwei Drittel schmälerer Linie, die folgenden Staffeln theils in Kompagniekolonnen, theils in geschlossener zweigliedriger Linie, je nach der Beschaffenheit der Oertlichkeit, gefolgt, so würde der Truppentheil nicht eine aufgelöste Masse gebildet haben. — Es ist möglich, daß da und dort ein Hintermann, zugleich mit dem Vordermann, von dem Hartbleigeschoß durchbohrt, gefallen sein würde, daß eine Schrapnellgarbe die hinteren Züge einer Kolonne ebenfalls berührt hätte — aber Alles das wird dadurch aufgewogen, daß die Formation den Hauptleuten und Lieutenants noch gestattet, ihre Schaar zu überblicken, sie mit der Stimme und der Pfeife zu beherrschen, ihren Einfluß auszuüben.

Ich möchte hier ausdrücklich darauf hinweisen, daß unser Reglement eine Formation von Unterstützungstrupps in geöffneter Linie nicht kennt und den Gebrauch der geschlossenen Linie und der Kompagniekolonne ganz in's Belieben stellt. Meine Polemik richtet sich also hier gegen die in der Literatur und auch in der Praxis auftretende Tendenz, es mit solchen Formationen zu versuchen, was ich für einen verhängnißvollen Irrthum halten würde. —

Es ist durchaus nöthig, die geschlossene und geöffnete Form, letztere die Hauptform für das Gefecht, streng auseinander zu halten. In letzterer findet die Selbstthätigkeit des unteren Führers und des gemeinen Mannes eine Stätte, und muß diese die Nachtheile der Form ausgleichen; in der ersteren herrscht das Kommando, der absolute Zusammenhang vor. Wenn man aber an Stelle der geschlossenen Truppe eine solche in geöffneter Form setzt, nimmt man alle Nachtheile derselben in den Kauf, ohne die Vortheile genießen zu können. Jede der Schützenlinie folgende Truppe befindet sich in der Rolle einer Reserve für diese, und muß eine solche, wie in großen Verhältnissen in der Hand des Feldherrn, fest in der Hand des niederen Führers bleiben. Wenn man, wie ich, im Wald- und Dorfgefecht gesehen hat, daß von guten kriegserfahrenen Kompagnien sich ein Häuflein von 10—15, bei manchen gar von 3—4 Mann um den Kompagniechef als einzigen Ueberrest der Kompagnie schaarte, dann kann man sich

ein Bild daraus machen, was aus einer in solchen Formen vorgehenden Brigade werden würde.

Bleiben wir bei einfachen Formen. Auch in der Fechtweise sind sie ein Grundprinzip. Künstliche Formen zeigen immer, daß die im Kampfe auftretenden physischen und psychologischen Faktoren und der Eindruck, den das Element der Gefahr auf den Menschen macht, vergessen ist.

Der Soldat soll sein Handwerk Angesichts des Todes ausüben — das ist der Unterschied zwischen seinem Beruf und den meisten bürgerlichen. — Man hat neuerdings behauptet, die Abessinier hätten bei Adua in Formationen angegriffen, ähnlich den von uns bekämpften. Immer eine aufgelöste Linie sei der anderen systematisch gefolgt, bis sie sich, zu starken Massen verdichtet, auf die Italiener gestürzt hätten. Um daraus Schlüsse für europäische Taktik zu ziehen, müßte man denn doch noch nähere Beobachtungen abwarten. Der Verlust der Schlacht von Adua ging aus ganz anderen Ursachen hervor, die wir weiter unten berühren werden.

Einfache Formen, aber Erziehung des Soldaten zur ausgiebigsten Geländebenutzung, Belebung der soldatischen Tugenden, die ihn große Verluste ertragen und im Feuer aushalten lehrt, gute Verwerthung der Waffe, strengste Feuerdisciplin, das müssen die Grundlagen bleiben für die Ausbildung einer guten Infanterie. Freilich sind die moralischen Faktoren nicht zu heben, wenn die Bevölkerung, aus der das Heer hervorgeht, durch die Lehren der Socialdemokratie und durch die Predigt des ewigen Friedens, durch die Herabsetzung der Autorität der Vorgesetzten unterwühlt ist — hierauf müssen wir als unser ceterum censeo immer und immer wieder zurückkommen.

Man wird uns natürlich die vernichtende Feuerwirkung der Infanterie und Artillerie entgegenhalten, die Tragweite, die Durchschlagskraft, die gebieterisch nur ein Glied erfordern, vor Allem die Rasanz. Man wird auf die vielen glänzenden Ergebnisse der Schießplätze hinweisen. Deren giebt es ja genug; hin und wieder sind aber auch recht geringe zu verzeichnen, wie ich denn in einem wirklich feldmäßigen Schießen im Gelände auf 400 m gegen Kopfscheiben noch niemals Ergebnisse gesehen habe, die geeignet gewesen wären, einen tapferen Gegner irgendwie zu erschüttern. Daß die Wirkung sich gegen die 1866 und 1870 beobachteten verzehnfacht habe, ist eine ganz willkürliche Behauptung,

die für das Feld gar nicht paßt, denn immer wieder wird vergessen, daß die Preußen 1866 mit der Zündnadel gegen Vorderlader, die Franzosen 1870/71 mit dem Chassepot gegen Dreyse, die Türken 1877 mit dem Henry-Martini gegen das Krünk- und Karllgewehr fochten, wir aber in Zukunft mit gleichen Waffen kämpfen werden. Die Gleichartigkeit der Waffen wird nun allerdings die Wirkung des Gewehrs selbst nicht ausgleichen können, wohl aber paralleliſirt sie bei sonst gleichen Verhältnissen die Wirkung des Gesammtfeuers. Es werden daher die moralischen Faktoren und die Zahl um so mehr in den Vordergrund treten müssen.

Die Ueberlegenheit der Feuerwirkung einer in der Vertheidigung gedeckt liegenden Infanterie wird man, insbesondere in den ersten Stadien des Gefechts, natürlich nicht ableugnen können. Das Gelingen des Angriffs aber hängt vom Zusammenwirken sämmtlicher Faktoren der Gefechtsdurchführung ab, die weiter unten betrachtet werden sollen.

Die Formationen also, welche unser Reglement vorschreibt, sind für alle Fälle brauchbar. Insbesondere ist die dreizügige Kompagniekolonne wegen ihrer geringeren Tiefe der vierzügigen vorzuziehen.

Nicht ganz dasselbe können wir von der Form des Infanterieangriffes sagen. Die Art, wie dieser ausgeführt wird, ist ein Hauptpunkt der Fechtweise. —

Ob eine feste Vorschrift für den Angriff nöthig und möglich sei, das ist seit lange ein bedeutender Gegenstand des Streites. Alle die Manövererfahrungen der letzten sechsundzwanzig Jahre haben meine Ueberzeugung nicht erschüttern können, daß unser Reglement darin zu wenig giebt. Nicht als ob die Schilderung eines Infanterieangriffes, wie sie auf Seite 120 zu lesen, der Wahrheit entbehrte, aber es ist nur eben eine Schilderung, ein Bild, keine Vorschrift. Was soll denn aber ein Reglement? Es soll eine Vorschrift geben für den einfachsten Fall, das ist der Kampf auf freier Ebene. Hierzu gehört, daß es die Waffenwirkung und die heutigen Gefechtsverhältnisse überhaupt in gehörigen Betracht zieht. Die Vorschrift ist nicht ein Zwangsstock für alle Fälle, die im Gefecht im Gelände sich ereignen können, aber sie soll als Grundlage dienen, auf der man weiter bauen kann. Sie ist für die Ausbildung vor Allem wichtig, denn unausbleiblich ist es, daß jeder Vorgesetzte bei seinen Untergebenen seine Ansichten mehr

oder weniger zur Geltung zu bringen sucht. Er wird dem Satze des Reglements, nach welchem jede weitere Schematisirung untersagt ist, sicherlich Gehorsam leisten, aber ganz von selbst, aus dem militärischen Verhältniß heraus, wird sich ein gewisses Schema für den Truppentheil bilden. Diese werden natürlich bei Weitem in der Armee nicht dieselben sein. Es wird eben Schemata für ein Schema geben. Diese Verschiedenheit, wie wir sie jetzt in der Armee vielfach sehen können, muß verwirrend auf die jungen Offiziere und Soldaten wirken. Man ziehe doch auch in Betracht, wie viele Nichtberufsoffiziere wir im Felde in der Truppe haben. Zum „Einspielen und Verständigen" mit dem Kommandeur bleibt da keine Zeit.

Eine solche Vorschrift, welche die Entfernung der Gefechtsstaffeln auf der Ebene festsetzt, das Vorgehen der Schützen und Nachfolgen der Staffeln, endlich die Ausführung des Sturmes genauer regelt, als im Reglement geschieht, hat als Muster, als Verkörperung der Grundsätze hohen Werth.

Man wende nicht ein, daß man keine Frontangriffe auf freier Ebene machen werde. Als ob Umfassungen in großem Stile nicht auch Frontangriffe für die Truppe nöthig machten!

Sogar in der berühmtesten Umfassung, welche die Kriegsgeschichte kennt, in der Schlacht bei Leuthen, stießen die Preußen schließlich auf eine neue Front, und dies geschah zur Zeit der Lineartaktik, welche die Oesterreicher zwang, zur Abwehr die zeitraubendsten Flankenmärsche und Schwenkungen auszuführen. Wie viel mehr wird es jetzt geschehen, wenn der Gegner einfach seine Tête dreht oder nach der Flanke aufmarschirt. —

Nun aber tritt uns der Gegengrund entgegen, daß die Verderblichkeit einer festen Vorschrift sich in jedem konkreten Fall durch das Kleben an der einen Form räche, die nun doch nicht auf alle Fälle passen könne. Das hat man allerdings oftmals gesehen, so z. B. bei den Preußen 1806. Aber man wird es eben nur *dann* sehen, wenn man nichts Anderes wie die Form und gerade *diese* Form versteht. —

Zuerst muß die Vorschrift nicht so weit gehen, daß sie den niederen Führern die *Formation* absolut vorschreibt. Sodann aber muß bei höheren und niederen Führern der Geist der Selbstthätigkeit, unter Umständen der Selbständigkeit, derart ausgebildet sein, daß sie in dem Augenblick einer nothwendigen Abweichung von der Form zu handeln verstehen. Daß dies bei uns in aus-

reichendem Maße der Fall sei, darüber kann ein Zweifel absolut nicht aufkommen. Wenn sich eine Deckung nahe der Schützenlinie bietet, so wird der Führer des Unterstützungstrupps unzweifelhaft den vorgeschriebenen Tiefenabstand verlassen, um seinen Trupp im Laufschritt hinter diese Deckung zu werfen; wenn der Flügel eines entwickelten Bataillons bedroht ist, wird die Flügelkompagnie, ohne Befehl abzuwarten, die Front dahin nehmen u. s. w. Dieser Geist der Selbständigkeit wird sogar manchmal bei uns in einer Weise gepflegt, welche uns auf falsche Bahnen führen kann, wie dies in einem weiteren Kapitel entwickelt werden soll. —

Die zweite gegenwärtige Frage ist: die Verwerthung der Waffe und die Feuerleitung.

Die Ausnutzung der Waffe geschieht durch den einzelnen Mann, hauptsächlich in seiner Eigenschaft als Schütze. Dies erfordert seine sorgfältigste Ausbildung. Dem wurde in der preußischen Armee vollständig von jeher genügt. Sie fußte, seit die gezogenen Gewehre in der gesammten Infanterie Eingang fanden, auf dem Bedingungsschießen.

Die Entwickelung, welche der Schießdienst sodann genommen hat, ist wahrhaft staunenswerth und zwar ungeachtet namhafter Schwankungen sowohl in der Anleitung als auch in den Vorschriften. Aber auch die anderen Armeen haben im Allgemeinen hiermit Schritt gehalten, wenn wir auch der unsrigen noch immer einen gewissen Vorsprung darin zusprechen können.

An Stelle eines früheren, handwerksmäßigen Betreibens, wie es sogar noch vor 40—50 Jahren bei den mit gezogenen Büchsen bewaffneten Jägerbataillonen stattfand, haben wir jetzt eine Wissenschaft und eine Schießkunst eingetauscht.

Wenn aber die Verwerthung der Waffe auf der Ausbildung des einzelnen Mannes beruht, so ist ihre Wirkung im Gefecht nur durch den Massengebrauch bedingt.

Nach einer ersten sorgfältigen Unterweisung und der Ableistung einer Anzahl von Uebungen im einzelnen Präcisionsschießen müssen die weiteren Uebungen schon im Schulschießen die feldmäßigen Ziele dauernd berücksichtigen, um dann möglichst bald zu den Gefechtsschießübungen überzugehen. Nach den Zusatzbestimmungen zur Schießvorschrift von 1895 entsprechen die angeordneten Uebungen diesem Zweck. Etwa hervortretende Mängel kann man nur in der Truppe übersehen. Die Richtung der gesammten Ausbildung ist jedenfalls eine gute.

Unsere Betrachtungen können daher nur auf einem anderen Gebiet liegen. — Mag man den Schießdienst als den wichtigsten im gesammten Dienstbetrieb betrachten, und mag man einzelne Leute, wie schon früher geschah, durch Abzeichen ehren — so erscheint es doch zweifelhaft, ob man gut thut, die Leistungen in einer Fertigkeit, welche zum Theil doch auf Naturanlage beruht und für den Einzelnen immerhin eine — wenn auch höhere — mechanische Fertigkeit bleibt, in einer zu auffälligen Weise zu belohnen. Es giebt eine ganze Anzahl zuverlässiger, in anderen Dienstzweigen leistungsfähiger, sehr tüchtiger Soldaten, welche im Schießen nichts besonders Gutes leisten. Diese sehen nun neben sich einen sehr mittelmäßigen, in moralischer Beziehung vielleicht tief unter ihnen stehenden Soldaten mit einer Auszeichnung geschmückt, welche ihn ungemein aus der Masse heraushebt. — Es scheint uns, daß dies nicht vortheilhaft auf den Geist im Allgemeinen wirken kann, wenn es auch für diesen Dienstzweig im Speciellen einen Antrieb geben mag. Es wird dadurch die Meinung erzeugt, daß das Schießen Alles sei. — Aber hiervon abgesehen, ist nicht nur in der Literatur, sondern auch bei den Manövern die Lehre vom Herausschießen des Gegners vielfach aufgetreten. Und so erscheint es am Platz, darauf hinzuweisen, daß es die Vielseitigkeit des Fußvolkes ist, in der es allen Waffen voransteht; das ist die Eigenschaft, die es eben zur Hauptwaffe macht. —

Daß der Frontangriff ohne vorherige Erschütterung des Vertheidigers bei ohngefähr gleichwerthigen Truppen nicht möglich ist, daran will gewiß Niemand rütteln. Diese Erschütterung des Gegners muß durch konzentrirte Feuerwirkung herbeigeführt werden, und dann muß und wird der Angriff möglich sein. Außerdem aber giebt es in einem im waldigen oder durchschnittenen Gelände hin- und herwogenden Gefecht so viele plötzlich erscheinende Momente, in welchen ein plötzlicher kräftiger Angriff die größten Erfolge haben kann, daß wir das Wort Bajonettangriff nimmermehr seinen herrlichen Klang verlieren lassen müssen.

Ebensowenig werden wir den Gegenstoß aus der Stellung heraus in die Flanke des Angreifers, oder auch in der Front jemals entbehren können. Die Russen insbesondere legen großen Werth auf ihn.

Daß die beste Schießausbildung auf dem Schlachtfelde nicht annähernd die Treffprozente bringt wie auf den Scheibenständen, darüber wird nirgends gestritten. Es kommt darauf an, sie

möglichst zu verwerthen. Es wäre thöricht, das Fernfeuer — wir nennen Fernfeuer das über 600 m — ganz verbannen zu wollen. Gewiß giebt es Momente, wo es bei guter Feuerleitung nützlich sein kann. Doch sind dies immer nur nebensächliche Erfolge. In der Vertheidigung ist es eher anwendbar als im Angriff. Ist aber der Angreifer ein achtungswerther Feind, so wird doch die Abwehr auf nahe Entfernung gelegt werden müssen.

Für den Angreifer muß das Wort: möglichst nahe heran ohne Schuß, in alter Kraft bestehen bleiben.

Alle im Frieden gemachten Anstrengungen in Feuerdisciplin und Feuerleitung müssen die Richtung verfolgen, eine plötzliche erschütternde Wirkung zu erzielen. Dies kann nur durch Befolgung des Grundsatzes: nahe Entfernung, erzielt werden.

Hiermit ist natürlich nicht gemeint, daß man durch die plötzliche Entfesselung des Feuers darauf rechnen könne, die Gegenpartei baldigst und unter allen Umständen zum Schweigen zu bringen. Bei der jetzigen gleichartigen Bewaffnung würde das eine falsche Rechnung sein. Es kann sich nur um die möglichste Ausnutzung eines plötzlichen Höllenfeuers handeln. Sehr häufig wird ein langandauerndes Feuergefecht nicht zu vermeiden sein.

Wie man die Entscheidung herbeiführen kann, ist Sache der Gefechtsleitung und soll später betrachtet werden.

Die Eröffnung des Feuers auf kurze Entfernung für den Angreifer ist aus zweierlei Ursachen nothwendig. Das eine ist die Haushaltung mit der Munition, das andere die Erhaltung des Angriffsgeistes gerade in solchem Moment. Was den ersteren Punkt betrifft, so beruft man sich noch immer auf die Ergebnisse von 1866 und 1870/71. Die ersteren können gar nicht in Betracht kommen, denn es stand uns ein Vorderlader gegenüber, aber 1870/71 ist denn doch schon des öfteren empfindlicher Munitionsmangel eingetreten. (An der Mauer von Bazenval 19. Januar 1871; bei Beaune la Rolande 28. November 1870. u. a. m.) Es ist daher gar keine Frage, daß dies, trotz aller zur Ergänzung der Munition getroffenen Anstalten, ein Punkt ist, den auch die Taktik und die Ausnutzung der Waffe nicht außer Augen lassen darf. Wird nun einmal das Feuer auf weite Entfernungen von einer langen Schützenlinie aufgenommen, geschieht dies mehrere Male im Vorgehen, so werden wir immer schon eine ganze Anzahl Patronen verbraucht haben, ehe wir auf die Erschütterungsschußweiten herankommen. Zudem ist es die Frage, ob sich nicht die

etwa beabsichtigten Halte auf weite Entfernungen gar sehr verlängern werden.

Wir betrachten nun als nahe Entfernungen, d. h. solche, welche ein schneidiger und tüchtiger Angreifer zur gründlichen Ausnutzung der Feuerkraft benutzen wird, durchschnittlich die von 600 m abwärts. Von dort ab: allmäliges weiteres Heranschießen. Wenn die Eröffnung des Feuers auf Entfernungen über 600 m für den Angreifer nur in Ausnahmefällen zu gestatten ist, so ist ein Schießen des Angreifers in der Bewegung auf Entfernungen von 1200 m und darüber, wie es auch in der deutschen Armee in einigen Truppentheilen in den letzten zehn Jahren auftrat, absolut zu verwerfen. Man wollte von diesen Entfernungen aus die Schützenlinie unter einem fortwährenden rollenden Feuer unaufhaltsam vorgehen lassen. Dies erforderte schon im Frieden eine sehr künstliche Einübung, welche sicherlich im Gefecht versagt und zu einer kolossalen Munitionsverschwendung geführt haben würde.

Dagegen ist das Feuer in der Bewegung beim Antreten zum Sturm, falls die Entfernung bis zum Feinde zu groß ist, um sie im Laufschritt zurückzulegen, das einzige Mittel, um den Angreifer in diesem Moment nicht dem Vertheidiger gegenüber wehrlos zu machen.*)

Das Bestreben muß vorwiegend sein, die Gefechtsakte der angreifenden Infanterie nach Möglichkeit abzukürzen. Dazu soll der Infanterie die verbesserte und gut ausgebildete Artillerie verhelfen. — Wird sie es möglich machen können? Die Ereignisse von 1870/71 können hierfür einen Anhalt nur in geringem Grade liefern, weil die deutsche Artillerie, wie bekannt, der französischen an Material und Taktik weit überlegen war. Dennoch ist es der deutschen Artillerie, selbst nachdem sie die französische glücklich bekämpft hatte — was für das Ansetzen eines Infanterieangriffes als Vorbedingung zu betrachten — in vielen Fällen nicht gelungen, die feindliche Infanterie derart zu erschüttern, daß ihre Widerstandsfähigkeit bedeutend vermindert gewesen wäre. Dies war besonders dort der Fall, wo sie Deckung in Bodenfalten fand, wie z. B. bei Wörth. Dagegen ist von allen Seiten anerkannt, daß sie in bedenklichen Lagen, in denen das Gefecht der Infanterie auf der Stelle stand oder schwankte, als Rückhalt und

*) Ich sah den berühmten Angriff des 2. Turkoregiments bei Elsaßhausen in dieser Weise ausführen, welcher die aus dem Niederwalde heraustretenden Abtheilungen des 11. und 5. Korps eine große Strecke zurückwarf. —

Stützpunkt diente und französische vorgehende Infanterie oftmals nur durch das deutsche Artilleriefeuer zurückgewiesen wurde. —

Die großen Grundsätze der Fechtweise der Artillerie sind seit 1870 wohl in allen Armeen ziemlich gleichartig festgelegt.

Die Abweichungen in einzelnen Punkten werden nicht bedeutend sein. Immer werden sich in der Manövrirfähigkeit, durch den mehr oder minder großen Scharfblick der oberen und niederen Führer, in der Auswahl der Stellungen, Heranführung der Abtheilungen und Batterien, schnellen Auffassung der Gefechtsverhältnisse und der von dem Truppenführer der Artillerie bezeichneten Ziele, in der Benutzung des Geländes im Großen und im Einzelnen Unterschiede ergeben, welche im konkreten Falle nicht gering anzuschlagen sind. Desgleichen wird man wohl Verschiedenheiten in Betreff des Stellungswechsels und des Begleitens des Infanterieangriffes da und dort wahrnehmen. Unterschiede in der Schießfertigkeit und Feuerleitung werden unseres Erachtens wohl vorhanden, aber doch nicht bedeutend genug sein, um ein sehr schweres Gewicht in die Wagschale zu werfen.

Das Material ist ebenfalls in allen Heeren von ziemlich gleichem Werth. Da, wo es augenblicklich zurückgeblieben, hat man das Bestreben, es baldigst zu verbessern. Indeß ist zu erwähnen, daß die russische Feldartillerie bereits die Schnellladeeinrichtung an der Laffete hat. Ebenfalls zeigen Russen und Franzosen dadurch bedeutende Abweichungen von unserer Artillerie, daß sie Wurfgeschütze in ihre Feldartillerie aufgenommen haben, und zwar die Franzosen die 120 mm Feldhaubitze, die Russen den 15 cm Feldmörser.

Ich kann mit einer gewissen Genugthuung darauf hinweisen, daß ich nach den Ereignissen von Plewna auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht hatte, entweder wieder Wurfgeschütze in die Feldartillerie aufzunehmen oder leichte Trains der Fußartillerie alsbald mit der mobilen Armee ausrücken zu lassen. Diese Ansicht wurde damals von der Feldartillerie als eine wahre Ketzerei behandelt, denn man glaubte zu jener Zeit mit dem allein selig machenden Schrapnell durchaus auskommen zu können. Es ist bekannt, daß sich die Ansichten darüber in Betracht der wahrscheinlich in Zukunft oft anzuwendenden Verschanzungen geändert haben. Einige Staaten führten — wie oben bemerkt — Feld-Wurfgeschütze ein, einige andere — darunter Deutschland — nahmen bespannte Fußartillerie (Belagerungsartillerie) mit in's Feld.

So viel wir wissen, werden wohl ungefähr 4 Batterien per Armeekorps mobil gemacht werden. Das Hauptgeschütz ist die 15 cm Haubitze; auch kommt der 21 cm Mörser zur Verwendung. Außerdem hat man noch in der Feldartillerie die Sprenggranate eingeführt, um gegen Truppen hinter Deckungen zu wirken.

Die Wirkung der Sprenggranate hat im Allgemeinen wohl noch nirgends befriedigt. Dies kann als festgestellt erachtet werden. Die 15 cm Haubitze aber kann nur auf Bettungen gebraucht werden. Im feindlichen Feuer kann sie also nicht auffahren, es sei denn in verdeckter Stellung. Es gilt aber nicht nur, Feldverschanzungen oder provisorische Werke à la Plewna zu beschießen, sondern man muß auch gegen besetzte Ortschaften und gegen Truppen in Bodenfalten, hinter Bergkanten wirken können. Der Gebrauch des Wurfgeschützes muß für die Schlacht mehr verallgemeinert werden.

Deshalb glauben wir von dem Gedanken der Einführung eines Wurfgeschützes von geringerem Kaliber als die 15 cm Haubitze in die Feldartillerie nicht Abschied nehmen zu können. Wir bedürfen eines wie die Feldkanone sofort ohne weitere Vorbereitung brauchbaren Wurfgeschützes. Eine 11 oder 12 cm Haubitze möchte dafür geeignet sein. Die Wurfgeschütze in der Feldartillerie (Haubitzen) kamen in Verruf, weil ihre Wirkung eine zu unsichere war. Die jetzigen Konstruktionen aber haben diesen Mangel beseitigt. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß ihr Gebrauch auch in der Feldschlacht durch das Erreichen der gedeckt stehenden Truppen von großer Wirkung sein wird. Auch gegen verdeckt feuernde Artillerie würden sie sich um so brauchbarer erweisen, je mehr die Feldartillerie jetzt die Deckung im Gelände aufsucht.

Die Feldhaubitze muß eine Sprenggranate mit Aufschlagzünder zum Durchschlagen von Deckungen und ein Geschoß mit Brennzünder gegen Truppen hinter Deckungen erhalten. Sie muß mit Schrapnells und Kartätschen versehen sein.

Die bespannte Fußartillerie würde dann speciell für den Kampf gegen stark verschanzte Stellungen verbleiben, wozu die Haubitze geringeren Kalibers vielleicht nicht überall ausreichen würde. —

Wir wissen sehr wohl, daß die Einführung des Wurfgeschützes in die Feldartillerie sehr gewichtige Gegner hat. So hat General Wille erst neuerdings in seinem gründlich wissenschaftlichen Werke „Die Feldgeschützfrage" sich durchaus für ein Einheitsgeschütz aus-

gesprochen. Er führt an, daß das Niederkämpfen der feindlichen Artillerie eine Hauptbedingung der günstigen Wendung des Gefechts, daß die Kanone hierfür die geeignetste Waffe ist; daß die Lösung von Sonderaufgaben durch besondere Arten von Geschützen große Schwierigkeiten zeige. Diese Einwürfe des ausgezeichneten Artilleristen enthalten ohne Zweifel manches Wahre, es handelt sich nur darum, ob nicht die Erschütterung der möglichst gedeckt liegenden feindlichen Infanterie vor Beginn eines Angriffs von Alles überwiegender Wichtigkeit ist. Und daß die Haubitzen auch für den Artilleriekampf brauchbar gemacht werden können, erscheint uns bei der jetzigen Vervollkommnung der Technik durchaus wahrscheinlich.

Es ist nicht zweifelhaft, daß die Einführung von Schnellfeuer-, eigentlich nur Schnellladegeschützen, uns binnen Kurzem bevorsteht. Die Geschoßwirkung muß dabei nicht verringert werden. Dafür muß eine verbesserte Konstruktion sorgen.

Als Taktiker kann man starke Zweifel hegen, ob man sich über die fortwährende Verbesserung der Technik freuen soll. Alle Staaten sind aufmerksam aufeinander und führen sofort die verbesserte Waffe ein, sobald der eine von ihnen damit vorgeht. Ein Vorsprung, wie Preußen mit seinem Zündnadelgewehr oder mit seinem Krupp'schen Stahlgeschütz erhielt, ist jetzt unmöglich zu erlangen. Die Folge ist eine baldige Ausgleichung. In der Fechtweise wird sich diese durch immer größere Abstände und immer schwierigere Leitung bemerklich machen. Indeß kann man niemals zurückbleiben, und Unterschiede in der Konstruktion werden sich wohl da und dort auch in Zukunft bemerklich machen. Es ist also die Frage der Konstruktion bez. Einführung des Zukunftsgeschützes, welche augenblicklich das artilleristische Feld beherrscht. Außer dieser werden noch einige Fragen taktischen und taktisch-technischen Inhaltes vielfach erörtert.

Die des Stellungswechsels scheint uns dahin zu beantworten, daß man, wenn irgend möglich, nicht wechseln soll, ehe die Infanterie zum entscheidenden Angriff schreitet. Kann man aber z. B. von 3000 auf 2000 Meter gehen, also von der äußersten Wirksamkeitsgrenze bis auf rechte und echte Wirksamkeit, dann ist natürlich der Wechsel geboten. —

Das Begleiten der Infanterie beim entscheidenden Angriff durch Artillerie ist wünschenswerth, aber ungemein schwer ausführbar, und ein näheres Herangehen als 1000 m an die feind-

liche Stellung erscheint, Angesichts des dann wirksam werdenden Infanteriefeuers des Gegners, kaum denkbar. Ist die Artillerie aber einmal mit der Infanterie vorgegangen, so muß sie dann auch darauf gefaßt sein, so weit vorzugehen, bis sie eben feuern kann, und in diesem Moment wird sich das Schnellladegeschütz ganz besonders bewähren. Nicht unmöglich wäre es, daß sich die Verhältnisse von Friedland in gewissem Grade erneuern könnten.*) Wenn es gelingt, auf so nahe Entfernung nur ein bis zwei Lagen mit kurz tempirten Schrapnells oder mit Kartätschen abzugeben, wird der Eindruck auf den Vertheidiger ein überwältigender sein.

Unzweifelhaft ist es, daß der Kampf von mehr oder minder gleichwerthigen Artillerien ein viel verlustreicherer sein wird als 1870/71, ja, als er jemals zwischen Artilleriemassen geliefert worden ist; denn die Genauigkeit des Feuers war noch niemals so ausgebildet gewesen wie jetzt. Allerdings bildet das richtige Einschießen immer die Voraussetzung für die taktische Verwendung jener Genauigkeit. Diese Kunst muß also ganz besonders gepflegt werden.

In Berücksichtigung der Schießgenauigkeit ist man in der deutschen Artillerie zu einer sorgfältigeren Benutzung des Geländes übergegangen. Insbesondere auch versucht man möglichst gedeckt in Stellung zu kommen. Das Heraufbringen der Geschütze an die Bergkanten durch die Mannschaft ist jetzt ein gewöhnliches Stück Arbeit geworden, das niemals ganz leicht, manchmal aber recht schwierig ist. Die Verzögerung der Eröffnung des Feuers ist offenkundig, aber man glaubt dies durch die Deckung und die dem Gegner zu bereitende Ueberraschung auszugleichen. Jedenfalls aber wird eine so aufgestellte Artillerielinie, in der nicht nur die Batterieführer, sondern sogar die Zug- und Geschützführer sehr selbständig verfahren müssen, in der ein Geschütz vor, das andere zurücksteht, ein Laffetenschwanz tief, der andere hoch, viel schwerer zu leiten sein als unsere früheren Linien, die noch 1870 auf der Höhe auffuhren, und in denen sich die Kommandeure zu Pferde bewegten.

Unter keinen Umständen kann man gegen das Prinzip der

*) In der Schlacht bei Friedland fuhr dem Angriff des 1. französischen Korps eine Batterie von 30 Geschützen unter dem General Senarmont voraus und eröffnete auf wenige hundert Schritt von den russischen Massen ein zerschmetterndes Kartätschfeuer, welches wesentlich zum Gelingen der französischen Angriffe beitrug.

Deckung etwas einwenden, aber man soll nicht, wie es bei der Infanterie zu Zeiten hin und wieder geschah, der Freiheit des Schußfeldes zu Gunsten der Deckung etwas vergeben. Es kann oft Fälle geben, wo die Artillerie ganz frei auffahren muß, sei es, daß Gefahr im Verzuge, sei es, daß das Gelände eine gedeckte Entwickelung nicht gestattet. —

Weitere Erörterung findet darüber statt, ob das Feuer aus „verdeckter Stellung" eine stärkere Anwendung in Zukunft finden kann als bisher. Die Technik des Zielnehmens hat sich in neuerer Zeit allerdings bedeutend verbessert, indeß ist die Beobachtung der Geschoßwirkung durch einen Offizier, also das Vorhandensein eines günstigen Standpunktes eine Bedingung für das Schießen aus verdeckter Stellung. — Richtig ist, daß eine Abtheilung, welche nach sorgfältiger Erkundung in verdeckter Stellung auffährt, vielleicht eher zum Schießen kommen wird als die in halbverdeckte Stellung gebrachte. Dies kann doch aber den Nachtheil, der z. B. bei schnellem Zielwechsel entsteht, durchaus nicht ausgleichen.

Daß alle diese Dinge sich in vorbereiteter Vertheidigungsstellung günstiger gestalten, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden.

Eine andere erörterte Frage ist, ob man sich in der Vertheidigung eine Artillerie-Reserve halten soll. — Das ist eine rechte und echte Doktorfrage, denn ob eine Reserve mit Vortheil an der Stelle ist, hängt von so vielen verschiedenen Umständen ab, daß man sie kaum aufzählen kann.

Noch wollen wir die Wirksamkeit der Feldartillerie bei der Erkundung besonders erwähnen. Ihre Mitwirkung ist jetzt nothwendiger als jemals, denn das rauchschwache Pulver macht das Erkennen schwierig. Schon Napoleon I. wandte die Artillerie zur Erkundung häufig an. Am Vorabend von Waterloo ließ er vier Batterien gegen die englische Stellung feuern und beurtheilte aus der erhaltenen Antwort die Stärke des gegenüberstehenden Feindes. Will man in solchem Falle den Erkundenden in Ungewißheit lassen, so bleibt nichts übrig, wie das Feuer ruhig auszuhalten und nicht zu beantworten. Daß solche Erkundungen mit Geschützfeuerbegleitung zweischneidig sein können, beweist die Erkundung des Generals von Walther am 6. August früh bei Wörth.

Bekanntlich ist die Eintheilung der Feldartillerie in Korps- und Divisionsartillerie fast überall beibehalten. Wenige Staaten haben die gesammte Artillerie den Divisionen zugetheilt. Für die große Kriegshandlung erscheint der Zusammenhalt der Korps-

artillerie uns immer noch als das Richtige. Sie ist berufen, als Kern der großen Massen zu wirken. Andererseits ist bei der Entsendung einer Division die andere Eintheilung vortheilhafter.

In den großen Artilleriekämpfen der Gegenwart ist die Abtheilung von drei Batterien die eigentliche taktische Einheit geworden. Auf ihre Führung muß ein besonderes Gewicht gelegt werden.

Blicken wir auf die beiden Waffen zurück, so bemerken wir vor Allem die gesteigerte Feuerwirkung. Jedoch wird durch die ihnen entgegentretende Wirkung der Waffen des Gegners eine Steigerung ihrer Bedeutung als Waffengattung im Allgemeinen verhindert.

Artilleristische Taktiker haben in der neueren Zeit Sätze aufgestellt, deren absoluter Gehalt doch in Zweifel gezogen werden muß. Wenn z. B. erklärt wird, „daß die Niederkämpfung der feindlichen Artillerie die wichtigste aller Aufgaben ist, nach deren Lösung zuerst, ich möchte fast sagen, einzig und allein zu streben ist," so könnte man dem mit Betonung des Wortes zuerst noch beipflichten. Wird aber nun noch hinzugesetzt: „Wenn die feindliche Artillerie zur Strecke gebracht wird, so findet sich alles Andere von selbst," so erscheint dies als einer jener Aussprüche, die geeignet sind, einer schematischen, die lebendige Gestaltung von Kriegsereignissen mißkennenden Auffassung Raum zu geben. Ob sich dann Alles, d. h. nämlich die Bearbeitung der Einbruchsstelle, von selbst findet, hängt denn doch sehr von den äußerlichen und sonstigen Verhältnissen ab, von Wetter, Gelände und vor Allem von dem Zustande der Artillerie selbst. Auch der Sieger kann nach einem mehrstündigen Geschützkampfe derart zugerichtet sein, daß er den Einbruch nur sehr unvollkommen wird vorbereiten können. Es kann sich ferner sehr wohl ereignen, daß besondere Verhältnisse zum Angriff der Infanterie drängen, ehe die Niederkämpfung der feindlichen Artillerie ganz erfolgt ist.

Indem wir dies hier auseinandersetzen, wollen wir nur vor der Aufstellung von einzelnen Sätzen warnen, welche leicht eine Waffentaktik auf den Thron setzen könnten, ohne Beachtung der Vielseitigkeit des Gefechts und der sonstigen Verhältnisse.

Die Artillerie muß vielmehr im Stande sein, das feindliche Geschützfeuer ohne Antwort zu ertragen, und ihr Feuer, sei es auf den bezeichneten Angriffspunkt, sei es auf vorgehende feindliche Truppen, richten. Nur bei großer Ueberlegenheit der Angriffs-

artillerie wird sie schnell mit der Vertheidigungsartillerie fertig werden und im Stande sein, die Einbruchsstelle mit ungeschwächten Kräften zu bearbeiten.

Die Bedeutung der Reiterei auf dem Schlachtfelde ist in ihrer Wirksamkeit gegen die anderen Waffen, vorzüglich die Infanterie, noch mehr herabgedrückt und auf einzelne Fälle beschränkt, mag man sich dagegen noch so sehr sträuben. Aber diese Fälle können ihr immer noch eine schöne lorbeerreiche Thätigkeit gewähren.

In den Prinzipien ihrer Organisation — mit Ausnahme des Umstandes, daß Deutschland keine im Frieden bestehenden Kavallerie-Divisionen hat — herrscht ebenfalls eine ziemlich allgemeine Gleichmäßigkeit. Doch hat man sich in Oesterreich und Rußland dazu entschlossen, den Reiterdivisionen Infanterieabtheilungen zuzutheilen, welche ihnen bei der aufklärenden Thätigkeit als Rückhalt dienen sollen. Ueber Aufklärung und Verschleierung haben wir schon im vorigen Kapitel einige Worte gesagt. Die strategische Aufklärung wird die Kavallerie in den verschiedensten Rollen finden: als Stoßtruppe zur Zerreißung des feindlichen Schleiers; als weit vorgesandte Offizierspatrouille und als abgesessene Truppe zur Besetzung einzelner Punkte; in der Vertheidigung und Sicherung belegter Ortschaften, hin und wieder sogar im Angriff einzelner Stellungen. — Zu diesen verschiedenen Aufgaben muß jede Reiterei befähigt sein.

Die deutsche Reiterei wird ihrer Ausbildung nach gewiß ihren Aufgaben genügen. — Nicht dasselbe aber können wir leider von ihrer Bewaffnung sagen. Sie führt die Lanze und zwar eine lange Stahlrohrlanze. Diese Waffe ist ganz abgeschafft in Frankreich und Oesterreich; in Rußland hat man sie für das erste Glied einiger Truppentheile beibehalten. In Deutschland aber hat man sie seit acht Jahren für die gesammte Reiterei eingeführt. —

Daß sie bei der Aufklärung nicht günstig wirken kann, bedarf eigentlich kaum des Beweises, soweit es die Thätigkeit der Patrouillen und kleinen Abtheilungen betrifft, bei denen gedecktes Vorgehen hauptsächlich in Frage kommt. Auch beim Absitzen zum Gefecht zu Fuß ist sie ungemein hinderlich. Bei Temperatur unter Null ist es bekanntlich, wenn die Zügelhand steif wird, vortheilhaft, mit der rechten Hand die Zügel durchzuziehen oder selbst mit den Fäusten abzuwechseln, die Trense anzufassen u. s. w. Das ist nicht möglich, wenn die rechte Faust die Lanze auf der Hüfte halten muß. — Das Springen über Hindernisse wird erschwert, die Wendigkeit des Pferdes leidet. —

Sind nun diese Uebelstände durch große Vorzüge im Handgemenge ausgeglichen? Ohne Zweifel gewährt die Lanze im ersten Moment des Zusammenstoßes einen gewissen Vortheil. Es wird aber einer mit dem Säbel gut ausgebildeten Kavallerie nicht schwer werden, durch eine Paradeauslage in richtiger Höhe viele Lanzen zur Seite zu schlagen. Sobald die beiden Parteien in's Handgemenge gerathen, hört der Vortheil der Lanze, welcher doch hauptsächlich in der gefährlicheren Verwundung durch Stich bestehen soll, auf. Im Gegentheil, der leicht gekrümmte, zu Stoß und Hieb eingerichtete Säbel wird die Oberhand behalten, wenn der Säbelreiter nur angewiesen und geübt wird, sein Pferd an seinen Gegner dicht heranzudrängen, um ihn außer Stand zu setzen, die Lanze als Stoßwaffe zu gebrauchen. Um im Handgemenge dem Säbel das Gleichgewicht zu halten, dazu gehörten kürzere Lanzen und Reiter, welche diese Waffe von frühester Jugend an geführt hätten. Als unsere Gardedragoner bei Problus in die österreichischen Ulanen hineinfegten, sah man nach der Schlacht das Feld von weggeworfenen Lanzen bedeckt. Die Ulanen hatten zum Säbel greifen wollen. Bei Czernahora attackirten sich am 28. Juni 1866 österreichische und preußische Ulanen. Die Aussagen von Mitkämpfern lauten für den Gebrauch der Lanze nicht günstig. Die österreichischen Ulanen, obgleich man von ihnen eine besondere Gewandtheit im Gebrauch der Lanze voraussetzte, hätten mit ihren kurzen Piken mehr geschlagen wie gestochen.

Am 17. Juni 1815, als die Franzosen den Engländern auf der Straße Quatrebras—Brüssel folgten, und ihre Kavallerie, an der Spitze des 3. und 4. Lancierregiments, aus Genappe debouchirte, wurden die Lanciers vom 7. britischen Husarenregiment plötzlich attackirt. Unfähig, sich schnell zu entwickeln, bildete der schon herausgekommene Theil instinktiv einen dichten Haufen mit vorgestreckten Lanzen. Die Husaren vermochten nicht, oder wagten nicht, einzudringen. Dieser durch die Eigenthümlichkeit der Gefechtsgestaltung augenblickliche Vortheil spricht aber keineswegs für die Lanze, sondern beweist nur, daß die Lanze ihrer ganzen Natur nach eigentlich mehr Vertheidigungs- als Angriffswaffe ist. Im weiteren Verlauf jenes Gefechts gelang den Lanciers der Aufmarsch. Sodann aber wurden sie von dem schweren englischen Leibregiment (Säbelreiter) attackirt und sofort vollständig gesprengt. — Wir geben natürlich zu, daß der Erfolg nicht nur von der Bewaffnung abhängt, wenn man aber Beispiele für die Wirksamkeit der Lanze

anführt, muß man auch die gegensätzlichen erwägen. Das Wort Montecuculis: „Die Lanze ist die Königin der Waffen“ bezieht sich nicht auf eine Kavallerielanze, die damals gar nicht existirte, sondern auf die Piken des Fußvolkes.

Um Mann und Pferd nicht zu schwer zu belasten, hat man einen leichten, geraden Degen eingeführt, nur die Kürassiere haben den alten Pallasch behalten. Ob der gerade Degen, falls der Mann zu ihm greift, den Anforderungen an eine solche Waffe entspricht, erscheint zweifelhaft. Er scheint zu leicht zu sein. Dies wäre ein zweiter Nachtheil, der aus der Bewaffnung mit Lanzen hervorgegangen wäre. — Bis zur Einführung der Lanzen bei der gesammten Reiterei durften bei den Ulanen keine Leute unter 1,70 m eingestellt werden. Man hielt dafür, daß zur Handhabung der langen Lanze ein größerer Mann gehörte, der auch ein verhältnißmäßiges Pferd ritt. Dragoner und Husaren, kleinere Leute auf kleineren Pferden, stehen zu der langen Lanze in einem gewissen Mißverhältniß.

Es ist bekannt, daß man der Uebung der Mannschaft mit der Lanze die bisherige Pflichttreue gewidmet und gewiß auch die Erfolge damit errungen hat, die man im Frieden erringen kann. Man hat sich denn auch sogar in der leichten Kavallerie an den Gebrauch der Lanze gewöhnt. Damit ist aber nicht gesagt, daß ihre Nachtheile nicht im Kriege hervortreten werden.

Das neue Reglement der deutschen Kavallerie ist ein ganz gewaltiger Fortschritt. Wir gehen, die Einzelheiten und die Paragraphen, welche die kleineren Einheiten betreffen, bei Seite lassend, sofort zur Division und zu dem taktischen Verhalten über.

Nach dem Kriege von 1870/71 hatte sich in der Reiterei ein ungestümer Drang kundgegeben, die Reiterwaffe zu vervollkommnen, sie passend zu organisiren, ihr die maßgebende Rolle in der Aufklärung und auch ihre Bedeutung auf dem Schlachtfelde zu sichern.

Die äußere Frucht dieser Bestrebungen war, daß man den großen Kavalleriemassen, den Divisionen, eine feste Form gab. Die deutsche und französische Kavalleriedivision, wie sie im Kriege auftreten soll, zählt drei Brigaden zu zwei Regimentern und drei reitende Batterien. In Oesterreich hat man die Divisionen zu zwei Brigaden zu zwei Regimentern à sechs Schwadronen; in Rußland schwankt die Formation zwischen vier und sechs Regimentern. Hand in Hand hiermit ging die Erhebung der sogenannten Dreitreffentaktik als maßgebende Kampfform in Deutsch-

land. Man behauptete, hiermit zu der Form der berühmten Friedericianischen Reiterei zurückgekehrt zu sein, was nicht ganz richtig war. Friedrich hatte in seinen Kavallerieflügeln nicht drei gleich starke Kavallerietreffen, wie es das Reglement von 1873 vorschrieb, sondern machte sein erstes Treffen stärker als alle anderen. In dem Bestreben nun, die Wirksamkeit großer Kavalleriemassen auf dem Schlachtfelde wieder herzustellen, verfiel man auf eine höchst künstliche Taktik, welche dem zweiten Treffen eigentlich die Hauptthätigkeit beim Angriff zuwies. Dies geschah durch Herausziehen desselben und Ansetzen einer Flanke, oder indem das erste Treffen selbst durch Ziehung oder Evolutionen dem zweiten Platz machte und dann seinerseits als Offensivflanke auftrat. Das dritte Treffen sollte zur Unterstützung oder zum Schutz der Flanken dienen. Diese Künstelei erregte schon damals bei vielen Kavallerieoffizieren schwere Bedenken, da man sich nicht die Möglichkeit verbarg, daß ein entschlossener, rascher Angriff des Gegners in dieses Evolutioniren hineinfahren und somit die Oberhand gewinnen könne, wie Driesen über Luchesi bei Leuthen.

Dennoch behielt diese Richtung ziemlich lange die Oberhand, bis sie durch das jetzige Reglement endlich ganz beseitigt wurde, welches zu den wahren Friedericianischen Grundsätzen zurückkehrte; diese sind: richtige Wahl der Angriffsrichtung; sodann Ausführung des Stoßes eines starken ersten Treffens geradeaus auf den Gegner zu und in denselben hinein. Das zweite Treffen hält sich hinter dem Flügel, auf den der größte Nachdruck gelegt werden muß; einige Eskadrons sind hinter dem ersten Treffen vertheilt; einige andere sollen die Flanke des feindlichen ersten Treffens anfallen, verlängern die Front des diesseitigen ersten, oder gehen endlich feindlichen Flankenangriffen entgegen. Das dritte Treffen bleibt in der Rolle einer Reserve.

Es ist in das Belieben des Divisionskommandeurs gestellt, wie viele Treffen er bilden will.

Sodann ist von der Zusammenstellung mehrerer Divisionen behufs Ausführung großer Angriffe auf dem Schlachtfelde die Rede. Als passender Moment eines Angriffes gegen Infanterie wird das Stadium bezeichnet, in welchem diese *anfängt, ihre Kräfte aufzubrauchen*. Der Angriff gegen Infanterie soll Tiefe enthalten und wo möglich von allen Seiten, die Einheiten nach einander attackirend, erfolgen.

Neu ist die Bestimmung, daß die auf dem Schlachtfelde an-

wesenden höheren Kavallerieführer die Pflicht haben, einen solchen Angriff an entscheidender Stelle anzuregen.

Hier können die Erfahrungen des Krieges ein Wort mitsprechen, denn wenn schon die Angriffe der Reiterei auf dem Schlachtfelde in ihrer Mehrzahl scheiterten, als die Infanterie noch den glatten Vorderlader führte, so kann man den jetzigen Angriffen auf Infanterie unmöglich ein günstiges Prognostikon stellen, nachdem man den Hinterlader zum Magazingewehr ausgestaltet hat, welches auf 600 m eine Rasanz von Mannshöhe besitzt. Daß die aufgelöste Ordnung, in welcher die Infanterie ficht, der Kavallerieattacke manche Aussichten bietet, kann man nicht in Abrede stellen, aber andererseits hat die Infanterie schon 1870 gezeigt, daß sie Karreebildungen nicht nöthig hat, um Reiterangriffe abzuweisen. Es kommt noch hinzu, daß das Fehlen des Pulverdampfes viele Ueberraschungen unmöglich gemacht hat. Man kann daher unseres Erachtens grundsätzlich nur Angriffe auf erschütterte oder zurückgehende Infanterie für angängig erklären.

Wie schwer aber eine Erschütterung oder gar das Stadium der Aufbrauchung der Kräfte richtig zu schätzen ist, das zeigt unter anderen Thatsachen der Irrthum, in den der General von Steinmetz bei Gravelotte verfiel, als er den Gegner im Abzuge glaubte und die 1. Kavalleriedivision über die Mauceschlucht vorsandte.

Es kann daher ein Angriff großer Massen nur in einer bedenklichen Krisis gerechtfertigt sein, (Angriff der Brigade Bredow oder der 1. Garde-Dragoner bei Vionville und Mars-la-Tour) um der diesseitigen Infanterie Luft zu machen, den Gegner zum Halten zu bringen, ihm Aufenthalt zu schaffen.

Möglich — aber selten möglich — erscheint ein Einsatz großer Massen, wenn man nach sorgfältiger Beobachtung wirklich beim Gegner Erschütterung wahrzunehmen glaubt, das Gelände solchem Angriff günstig, und die Lage derart ist, daß man es möglich machen kann, dem Kavallerieangriff unmittelbar Infanterie mit Artillerie folgen zu lassen.

Hätte dies Napoleon bei Waterloo möglich machen können, als die brave französische Kavallerie sich durch immer wiederholte Stöße auf der Hochebene behauptete, so war der Sieg vielleicht zu erringen. Auf wiederholtes Bitten Neys um Infanterie konnte er aber nur mit grimmigem Humor antworten: „De l'infanterie? Où voulez-vous que j'en prenne? Voulez-vous que j'en fasse?“

In der Gegenwart aber wäre sicher nicht einer der Reiter Reys oder Milhauds auf die Hochebene gelangt.

Viel aussichtsvoller erscheint ein Kavallerieangriff, falls sich zu Anfang einer Schlacht lange Artillerielinien ohne gehörige Deckung durch Infanterie formiren. Es ist klar, daß die Artillerie unmöglich die Ziele mit derselben Schnelligkeit wechseln kann, mit der die Kavallerie anreitet. In einem solchen Versuch aber werden Regimenter und Brigaden genügen. Ueberhaupt wird das Auftreten kleinerer Einheiten, welches natürlich überraschender als großer Massen erfolgen kann, zu manchen schönen, wenn auch nicht entscheidenden, so doch nützlichen Einzelerfolgen führen.

Leichter möglich ist das Eingreifen der Kavallerie des Vertheidigers in einer Defensivschlacht. Ein Stocken der angreifenden Infanterie — von einem Zurückgehen ganz zu geschweigen — ist z. B. ein solcher Moment. Nur eine ganz plötzlich auftretende Kavallerie kann Erfolg haben. Sieht die Infanterie die Kavallerie aus der Ferne anreiten, so fehlt jeder Eindruck. Oft hat die Infanterie sogar das Gefühl der Erleichterung, denn in der Regel muß doch die feindliche Artillerie und Infanterie das Feuer einstellen, wenn ihre Kavallerie attackirt. Die Hauptkampfthätigkeit der Reiterei in der Gegenwart ist die Vertreibung der feindlichen Kavalleriedivisionen vor der Front der Armee; der feindlichen Kavallerie in der Schlacht die Wage zu halten; die Verfolgung des Geschlagenen; endlich die Deckung des Rückzuges durch Aufnehmen des Kampfes mit der Verfolgungskavallerie. (Oesterreichische Reiterei bei Königgrätz.)

Die Anregung des höheren Kavallerieführers auf dem Schlachtfelde ist gewiß oft genug dagewesen. Sie als eine Pflicht desselben in's Reglement aufzunehmen, erscheint bedenklich. Ein fähiger Oberbefehlshaber muß sich durch seine Organe selbst auf dem Laufenden erhalten und sein eigenes Urtheil haben. An Meinungsaussprechen und Dreinreden fehlt es so wie so niemals. Durch solche den Generalen einer Waffe auferlegte Pflichten kann nur die Einheit der Leitung Schaden leiden.

Hin und wieder hat man in neuerer Zeit die Frage auftauchen sehen, ob die Offiziere der Infanterie, Kavallerie oder Artillerie wohl am meisten zu höheren Führerstellen befähigt seien. Einige Stimmen erhoben sich für die Artillerieoffiziere, und zwar aus

dem Grunde, weil die Offiziere dieser Waffe von den erhöhten Stellungen aus, welche dieselbe gewöhnlich einnimmt, eine größere Uebersicht über die Gefechtsverhältnisse gewinnen. Dem kann man entgegensetzen, daß der Offizier mit der Stellungsnahme der Batterien und der Feuerleitung so viel zu thun hat, daß er schwerlich von der erhöhten Stellung in jener Beziehung viel profitiren wird; daß ferner die taktischen Verhältnisse der Artillerie sehr einfach sind und wenig Abwechselung bieten; daß endlich die Artillerie im Vorposten- und Aufklärungsdienst mit allen seinen Phasen keine Erfahrungen machen kann. Dagegen hat der Offizier der Kavallerie vielfach Gelegenheit, seine Urtheilskraft, sein Orientirungs- und Schätzungsvermögen in Ausübung des Aufklärungsdienstes zu üben und zu bewähren. Von der Meldung eines jungen Offiziers kann manchmal der Entscheid einer großen Kriegshandlung abhängen. Die Gefechtsverhältnisse der Kavallerie sind bedeutend komplizirter als die der Artillerie, und wenn man nur die Arten ihres Kampfes betrachtet (zu Pferde und zu Fuß), so sind sie die vielseitigsten. Aber die Infanterie, welche durch Feuer und blanke Waffe wirkt und in jedem Gelände und in jeder Kriegslage verwendet wird, giebt dem Offizier ohne allen Zweifel die meiste Gelegenheit, seinen taktischen Blick zu schärfen und auszubilden. Kein Dienstzweig, keine Kampfscene ist ihm fremd, er ist in der Vertheidigung so gut wie im Angriff, im Entscheidungs- und im Scheingefecht, im Aufklärungs- und Sicherheitsdienst zu Hause. Er hat den Vorzug, der Waffe anzugehören, welche die Entscheidung giebt. Der Infanterieoffizier wird daher an taktischer Erfahrung und Routine dem der anderen Waffen im Durchschnitt überlegen sein. Aber andererseits ist zuzugestehen, daß es ihm, in den jüngsten Graden nicht zu Pferde und in der Masse steckend, oft an Uebersicht über die größeren Verhältnisse fehlen wird.

Betonen möchten wir, daß diese Frage nicht von uns, sondern von anderer Seite angeschnitten worden ist. Die Befähigung zum höheren Führer hängt nicht allein von der im Dienst der einzelnen Waffe erworbenen Erfahrung, sondern, abgesehen von der Persönlichkeit, von dem Wissen und der Ausbildung ab, welche der Offizier während seiner Laufbahn in allgemein militärischer Beziehung erworben hat. Und dies kann selbstverständlich ein Mann jeder Waffengattung sein. Er muß einen klaren Begriff von der Verwendung jeder Waffe haben und muß nicht das für seine Waffe Passende auf die andere übertragen wollen. „Wir sind keine

Kavallerie," hörte ich einmal einen Regimentskommandeur der Infanterie einem Adjutanten antworten, welcher den Befehl eines höheren Vorgesetzten überbrachte, das Regiment solle im Laufschritt einen 1000 m weit gelegenen Berg erreichen. —

In früheren Zeiten — insbesondere, nachdem der als Militärschriftsteller berühmte General von Willisen bei Idstedt*) die schleswig-holsteinische Armee unglücklich geführt hatte — hörte man vielfach über die Theoretiker spötteln und die Erfahrung über Alles erheben. Jetzt scheint man da und dort in den entgegengesetzten Fehler verfallen zu wollen und die Erfahrung und Routine gering zu schätzen. Man beruft sich auf Moltke, der fast nie praktischen Dienst in der Truppe gethan hat. Dabei vergißt man, daß der praktische Truppendienst nicht die gesammte militärische Erfahrung ist. Aber der Truppendienst bildet unbedingt die Grundlage hierzu, und die Routine und Erfahrung sind nicht zu verachten für den höheren Führer.**)

Ueberhaupt ruht schließlich die gesammte Lehre auf der Erfahrung.

Die Marschälle des ersten Napoleon waren fast insgesammt Schüler der Erfahrung und doch unter allen Umständen bedeutende Kriegsmänner. Man sollte sich daher hüten, Diensterfahrung und Routine in Gegensatz zur Wissenschaft zu stellen. Beide können einander nicht entbehren.

XII. Truppenführung und Gefechtsleitung.

Die Truppenführung und Gefechtsleitung bilden die Kunst, die Taktik im bestimmten Fall zweckentsprechend anzuwenden. Das erste Erforderniß der Truppenführung ist die Einheitlichkeit der Truppenverwendung zur Erreichung eines bestimmten Gefechtszweckes. Es kann aber wohl darüber kein Zweifel obwalten, daß die Einheitlichkeit der taktischen Kriegshandlung in den letzten Jahrzehnten weniger als früher betont worden ist. — Es hat dies verschiedene Ursachen. Im Feldzuge von 1866 war die Zahl der Theilkämpfe eine sehr große, und 1870 verhielt es sich ebenso mit

*) Schlacht bei Idstedt 25. 7. 1850.

**) Als General von Willisen die schleswig-holsteinische Armee 1850 übernahm, beging er den Fehler, das Infanteriereglement kurz vor dem Feldzuge zu ändern. Dies hatte bei Idstedt an entscheidender Stelle mehrfache Nachtheile zur Folge.

den sogenannten improvisirten Schlachten. Die Größe der Armeen und die Art des Anmarsches der verschiedenen Heerestheile, welche erst auf dem Schlachtfelde die Vereinigung anstrebten, schlossen in den meisten Fällen eine so zusammengefaßte Leitung, wie wir sie bei Napoleon I. oft erblicken, aus.

Die Eigenthümlichkeit der neueren Kämpfe sind: eine große Auflösung der Truppenverbände der Infanterie durch das ausgedehnte lange Schützengefecht; ferner die kühne, fast immer von glücklichem Erfolge gekrönte Selbstthätigkeit der höheren und niederen Führer, insbesondere der deutschen Armee. Dieser Erfolg brachte es mit sich, daß bei uns großer Werth gerade auf die Fortbildung jener Eigenschaft gelegt wurde, deren Ausübung vielleicht in den Augen der Mehrheit als die höchste militärische Leistung galt. Und in der That muß man sie auch ungemein hochstellen. Eine richtig angebrachte Selbstthätigkeit — Selbständigkeit in einzelnen Fällen — kann nur das Erzeugniß trefflicher Charaktereigenschaften und militärischer Befähigung sein.

Aber recht häufig wurde diese Tugend der Selbstthätigkeit mit dem Ziel taktischer Ausbildung und der Schulung der Führer verwechselt. Dieses Ziel ist und bleibt die möglichste Einheitlichkeit der Kriegshandlung. Der Satz bedarf keines Beweises. Alle großen Feldherren haben die Einheitlichkeit angestrebt, der eine in jener, der andere in dieser Weise, um entscheidende Schläge zu führen. — Unrichtig aber wäre es, die Manier des Einen als typisch und gültig auch nur für Gegenwart und nächste Zukunft erklären zu wollen. —

Die oben angeführten Ursachen haben, soweit wir es zu erkennen vermögen, sehr stark auf die Anschauungen über Taktik und Truppenführung, auf den Gang der Ausbildung, die Uebungen und wohl auch theilweise auf die Abfassung des Infanteriereglements eingewirkt. —

Nicht verkannt darf werden, daß die Natur des jetzigen Gefechts die Einheitlichkeit der taktischen Kriegshandlung erschwert, aber niemals darf das Streben nach ihr aufhören, niemals das Nachdenken, um Mittel und Wege zu ihrer möglichsten Erhaltung zu suchen und zu finden, niemals darf der Glaube aufkommen, daß wir in der Selbstthätigkeit der niederen Truppenführer und in einer bestimmten Art der Befehlsertheilung ein unfehlbares Mittel zum Siege besitzen.

Die Kunst der Truppenführung, die Leitung von Armeen auf

dem Schlachtfelde, hat ihre Hülfsmittel, sozusagen, ihr Handwerkszeug. Das Handwerkszeug sind praktische Formen und Formationen, wie wir sie vorhin bei den einzelnen Waffen betrachtet haben. Aber auch die Führung größerer Körper kann ihrer nicht entbehren. Dies soll in Nachstehendem dargelegt werden.

1. Marsch- und Anmarschformationen. Bewegungsformationen im Gefecht.

Wenn wir uns schnell und praktisch mit großen Massen zum Gefecht entwickeln wollen, müssen wir den gehörigen Nachdruck auf die Bedingungen legen, ohne deren Erfüllung eine solche Entwickelung nur selten ausführbar erscheint.

Die Erörterung, ob wir mit dem sogenannten „Auftragsverfahren", mit dem Gefecht in Kommandoeinheiten oder in Treffen, auf dem richtigen Wege sind, muß auf die Voraussetzung gegründet sein, daß wir Divisionen und Armeekorps ohne jede Verwirrung einheitlich bewegen und in strengster Ordnung bis in die erste Gefechtszone heranführen können. Es ist dies ein nothwendiger, vorbereitender Schritt zu einem einheitlichen Angriffsverfahren in großen Verhältnissen.

Begegnungsgefechte wird man natürlich nie vermeiden können und dabei wird die Entwickelung aus der Marschkolonne die Regel bleiben müssen; erlauben es aber die Verhältnisse, zu einer geplanten Kriegshandlung überzugehen, wird man größere Aussicht auf Erfolg haben, wenn man schon den Anmarsch der großen Truppenkörper in Formationen ausführt, welche die eigentliche Gefechtsentwickelung begünstigen und beschleunigen.

Für die Erhöhung der Schnelligkeit eines Anmarsches bieten sich zwei Wege: der Anmarsch in getrennten Kolonnen und der in breiten Formationen.

Die Theilung in mehrere Kolonnen ist vielfach mit Erfolg, aber auch mit Mißgeschick angewendet worden. Wir verzichten darauf, die zahlreichen Beispiele aus der Kriegsgeschichte Für und Gegen anzuführen. Es ist natürlich hier nicht von dem strategischen Anmarsch von Armeen die Rede, sondern von dem Moment, in welchem die taktische Kriegshandlung in ihr Recht treten soll.

Auf die Art des Anmarsches werden die Nachrichten vom Feinde, die Zahl und Beschaffenheit der Wege, aber auch der taktische und organisatorische Zustand der Truppen eine große Rolle spielen. So z. B. steht der Theilung einer Division ent-

gegen, daß die Infanteriebrigade nicht aus allen Waffen zusammengesetzt ist und somit der Bedingungen für die selbständige Durchführung eines Gefechts entbehrt, diese vielmehr durch Zutheilung anderer Waffen erst geschaffen werden muß.

Indeß haben wir gesehen, daß Vormärsche kleinerer Truppenkörper in getrennten Kolonnen in unseren letzten Kriegen mehrfach angewendet wurden, sei es, daß man besondere Beweggründe hatte, in sehr breiter Front zu marschiren, sei es, daß man den in der Vertheidigung befindlichen Gegner umfassen wollte. So auf den Nebenschauplätzen in Frankreich, im Mainfeldzuge 1866 u. s. w.

Die taktische Einsicht unserer höheren Offiziere, das Vermögen unserer Armee, sich schnell in allen Verhältnissen zurecht zu finden, lassen eine solche Theilung, falls örtliche und andere Umstände dafür sprechen, wohl angängig, oft sogar nützlich erscheinen. Aber im Allgemeinen kann man sagen, daß der Führer sicherer über seine Truppen verfügen kann, wenn er sie in einer Kolonne hinter sich hat, als wenn sie in mehreren Kolonnen ausgebreitet vorgehen, insbesondere in nicht übersichtlichem und schwierigem Gelände. — Sehr unhandlich wird sich immer das Vorgehen einer Division von zwei Infanteriebrigaden in zwei gleich starken Kolonnen gestalten, falls diese Division allein eine taktische Aufgabe zu lösen hat. Wir haben immer verfochten, daß es einzelne große Grundsätze giebt, deren Außerachtlassen sich gewöhnlich zu rächen pflegt. Auf einem Punkt demonstriren, auf einem anderen mit möglichst zusammengehaltener Kraft fest anfassen, ist einer dieser Grundsätze, die man nur verlassen soll, wenn dringende Umstände dazu nöthigen. — Ein solches Verfahren ist aber bei einem Vorgehen in zwei gleich starken Kolonnen ganz unmöglich.

So kann man wohl behaupten, daß die Theilung eines Truppenverbandes in mehrere Kolonnen, vom Armeekorps abwärts, zum Zwecke schnelleren Heranführens der Massen und rascherer Entwickelung ein nicht immer anzuwendendes Mittel sei. —

Vielfach hat man dies bei den Uebungen übersehen. Dazu hat beigetragen, daß man das „Getrennt marschiren, vereint schlagen“ oft mechanisch aufgefaßt und auf kleine Verhältnisse hat übertragen wollen.

Auf das Handwerkszeug übergehend, handelt es sich für uns zuvörderst darum, die Marschformationen zu betrachten, welche bei einem Vormarsch anzuwenden und nach den gegebenen Verhältnissen am praktischsten zu wählen seien.

Man kann unterscheiden:

Die gewöhnliche Marschformation

unter Umständen mit verkleinerten oder mit verschwindenden Abständen, also die Infanterie in Sektionskolonne zu vier Rotten, die Kavallerie zu Vieren oder zu Zweien, die Artillerie und die Fahrzeuge zu Einem.

Die Sektion zu vier Rotten verschmälert die Marschkolonne derart, wie es nach der Breite der Wege in den meisten europäischen Ländern ganz unnöthig erscheint. Somit wird dieselbe auch übermäßig verlängert.

Die Sektion zu vier Rotten war bekanntlich vor dem Erlaß der jetzigen Felddienstordnung schon bei Friedensmärschen im Gebrauch, aber nicht vorgeschrieben. Ich habe sie — solange sie nicht vorgeschrieben war — nie gebraucht, sondern bin mit den mir untergebenen Truppentheilen ohne jede Unbequemlichkeit immer in der Sektionskolonne zu fünf oder sechs Rotten marschirt. Vorausgesetzt ist hierbei, daß der Sektionsabstand zum Einschwenken nicht inne gehalten, sondern durch Aufschließen der Glieder ausgefüllt wird. Bei schmalen Wegen mußten die Leute etwas schärfer rechts herangehen. Daß man in Ausnahmefällen bei engen Gebirgs- und Waldpfaden in die Sektionskolonne zu vier Rotten und nöthigen Falls in Reihen übergehen kann, ist selbstverständlich.

Die Sektionskolonne zu vier Rotten hat aber auch noch den Nachtheil, daß die taktische Eintheilung der Gefechtssektion, die zu fünf und sechs Rotten, augenblicklich verloren geht. Dies kann bei sehr schleunigen Entwickelungen aus der Marschkolonne immerhin da und dort unvortheilhaft einwirken. Die Kolonne zu vier Rotten erscheint daher als eine im Durchschnitt nicht praktische Formation.

Was das Freibleiben einer Seite der Straße anbelangt, so muß es als allgemeine Vorschrift bestehen bleiben. Das Reiten von Adjutanten und Meldereitern kann nicht immer im Straßengraben oder querfeldein geschehen, die Wichtigkeit der schnellen Bewegung dieser Berittenen darf man nicht unterschätzen. — Das Verschwinden der Abstände bei Märschen in der Nähe des Feindes hat mancherlei sehr bekannte Nachtheile. So machen sich Stockungen in der Kolonne sehr empfindlich bemerkbar. Man kann sich daher nur in der Nähe des Feindes, wenn ein schneller Aufmarsch als das wichtigste Erforderniß angesehen werden muß,

für eine beschränkte Verminderung der Abstände aussprechen. Die Kompagnie-Abstände mögen fortfallen, aber zwischen den Bataillonen, Kavallerieregimentern, Artillerie-Abtheilungen und den größeren Einheiten müssen verkleinerte Abstände bleiben, welche die Stockungen wenigstens in gewissem Grade auszugleichen geeignet sind. Bei solchen Märschen muß eine erhöhte Aufmerksamkeit und Energie der Führer, das Heraubleiben der Truppen zu erzielen und etwaige Stockungen möglichst zu vermeiden, bestrebt sein. Ganz unpraktisch sind stark erweiterte Gliederabstände, wie sie vor etwa 20 Jahren empfohlen wurden, um Luft in die Kolonne zu lassen, den Staub zu vermindern u. s. w. Diese Abstände sind nicht kontrolirbar, erweitern sich sehr bald, und die Kolonnentiefe wird über alle Gebühr vergrößert, so daß das Herangehen im beschleunigten Schritt die Leute ungemein anstrengt und die Ordnung lockert.

Die verbreiterte Marschformation.

Ihre Anwendung erscheint in zwei Fällen geboten. Zuerst in der Nähe des Feindes; sodann aber auch, um Märsche großer Truppenmassen, noch fern vom Feinde, zu beschleunigen. Sind die Straßen breit genug, so kann man bei der Infanterie die Halbzugskolonne, bei der Kavallerie und Artillerie die Zugkolonne, bei den Fahrzeugen die Kolonne zu Zweien anwenden.

Ist die Infanterie noch auf voller Kriegsstärke, so zählt der Halbzug fünfzehn bis sechszehn Rotten. Alsdann kann man sich einer Doppelsektionskolonne von acht bis neun Rotten bedienen. Durch ein scharfes „Rechtsherangehen“ wird sich immer nach links ein Raum für Meldereiter gewinnen lassen, unter Umständen auch für das Vorziehen von Artillerie zu Einem und Kavallerie zu Dreien.

Das Uebergehen der Infanterie in den Laufschritt, behufs Durchschreiten von Engen, kann nur bei Beschleunigung eines Aufmarsches zum Eintritt in's Gefecht, sonst aber nur bei besonders günstigen Umständen: kühles Wetter, guter Weg, Kürze der zu durchschreitenden Enge, angewendet werden. Das Marschiren der Artillerie oder Kavallerie neben der Infanterie — welche in diesem Falle in schmaler Sektionskolonne bliebe — erleichtert das Vorziehen der Artillerie, sperrt aber in den meisten Fällen den Weg vollständig. Marschirt die Infanterie in breiter Formation, so kann sie sich im Nothfalle immer noch in die Straßen-

gräben drängen, was aber, bei der Artillerie wenigstens, unmöglich ist. Außerdem aber ist dies Zusammenmarschiren im hohen Grade belästigend für die Infanterie, welche im Sommer durch den vermehrten Staub sehr leidet. Kommandos, Zurufe und Ermahnungen werden in dem durch das Geräusch des Fahrens vermehrten Getöse oft überhört. Es erscheint also das waffenweise Marschiren auf den Straßen selbst als ein Grundsatz, an dem nicht zu rühren ist. —

Dagegen ist es mehrfach als ungemein vortheilhaft hingestellt worden, nur die Artillerie und Kavallerie auf der Straße selbst, die Infanterie neben derselben und zwar in möglichst breiter Front marschiren zu lassen. Es ist allerdings erwiesen, daß diese Marschform in der französischen Armee unter Napoleon I. hin und wieder angewendet worden ist, um die Marschkolonnen abzukürzen, so z. B. bedienten sich erwiesener Maßen bei der Verfolgung der preußischen Armee nach den Schlachten von Jena und Auerstädt die Korps von Davoust und Bernadotte, das Korps Soult bei der Verfolgung Blüchers nach Lübeck, hin und wieder solcher Formationen, wobei die einzelnen Divisionen je eine Tête bildeten. Ueber die Zweckmäßigkeit hört man die verschiedensten Urtheile. Die ausgezeichneten Marschleistungen der Franzosen Herbst 1806 sind aber sicherlich mehr der Marschgewohnheit und der rücksichtslosen Energie Napoleons und seiner Marschälle zuzuschreiben wie jenen Formationen.

Wir möchten übrigens noch bezweifeln, daß die Anwendung eine häufige gewesen ist, wie einzelne Schriftsteller jetzt behaupten. Denn abgesehen davon, daß die Möglichkeit der Anwendung ganz und gar von der Beschaffenheit des Geländes neben den Straßen abhängig ist, legt ein derartiger Marsch der Infanterie ganz ungeheure Anstrengungen auf. Daß eine so kriegserfahrene Armee wie die damalige französische oft eine Manier angewendet haben sollte, welche auf die Dauer geeignet ist, die Infanterie zu ruiniren, erscheint mir wenig glaublich. Das Paradestück dieser Formation ist bekanntlich der Marsch Napoleons 1813 von Schlesien nach Dresden, von welchem der damalige Oberstlieutenant Aster eine begeisterte Schilderung entwirft. In einem Augenblick der dringendsten Gefahr für Napoleon, den befestigten Hauptpunkt seiner Operationsbasis zu verlieren, und bei dem Mangel an Zeit und Gelegenheit, eine breitere Anmarschfront herzustellen, war es vielleicht gerechtfertigt, derart zu marschiren. Was in solchem Falle

liegen bleibt, das bleibt eben liegen. Das Wetter begünstigte Napoleon. Hätte er in diesen Tagen heißes Wetter gehabt, würde er nicht ein Drittel seiner Infanterie zu richtiger Zeit nach Dresden gebracht haben.

Diese Manier kann auf weitere Strecken nur bei besonders dringender Kriegslage und sehr günstigen Geländeverhältnissen angewendet werden, als da sind: ebenes, festes Land, Haidestrecken, Saatfelder, nicht zu nasse Wiesen. Bergiges, ja sogar stark gewelltes Gelände, Felsboden, Sturzacker, Rüben-, Getreide-, Weinkulturen werden den Marsch vielleicht mehr verzögern, wie die verkürzte Formation Vortheile bringen kann. Daß eine Prinzipienreiterei in Anordnung der Marschformationen große Unbequemlichkeiten, unter Umständen aber auch die empfindlichsten Nachtheile herbeiführen kann, ist durch die Kriegsgeschichte mehrfach bewiesen worden. So einfach, wie die Sache aussieht, so bedarf es doch großen praktischen Geschickes, um die nöthigen Maßnahmen den verschiedenen Verhältnissen richtig anzupassen, und sobald sie sich ändern, neue angemessene Befehle zu geben.

Die Anmarschformation.

Schlachtung II 147

Hält man es für sicher oder sehr wahrscheinlich, nach Zurücklegung von einigen Stunden auf den Gegner zu stoßen, so empfiehlt sich die Anwendung von Formationen, welche wir in Preußen früher mit dem Ausdruck „Rendezvous-Stellung" bezeichneten, und für welche wir den Ausdruck Anmarschformation als bezeichnend erachten möchten.

Feldmarschall Moltke sagte: „Wir haben zwischen der Marschkolonne und der aufmarschirten Front ein Mittelding: das Marschiren mit Kolonnen neben einander und die Bereitschaftsstellung"

Man könnte vielleicht behaupten, daß wir Bewegungen in solchen Formen beim Brigade- und Regimentsexerziren übten, daß wir uns auch bei den Manövern hin und wieder derart bewegten. Das erste ist allerdings richtig, aber diese kurzen Exerzirbewegungen einer Waffe sind zwar die Grundlage für den Gebrauch solcher Formationen, können jedoch dem Zweck eines Heranführens großer Massen in gefechtsbereiter Anmarschformation, wie wir sie eben für nöthig halten, nicht genügen.

Unsere Manöver in der Brigade und Division sind zu klein, um dies Moment gehörig zum Ausdruck bringen zu können.

Wie gestaltet sich denn in der Regel ein Divisions- oder

Brigademanöver? Am ersten Tage sind die Parteien vielleicht auf 7—10 Kilometer aus einander gehalten, jedoch sind die General- und Specialideen gewöhnlich derart gefaßt, daß es ganz unrichtig sein würde, sofort in die „Anmarschformation" in gedrängten Massen überzugehen, sondern man marschirt in gewöhnlichen Marschkolonnen auf den Wegen an und entwickelt sich aus diesen direkt zum Gefecht. Man kann auch innerhalb einer Brigade oder Division mit viel größerem Recht als im Rahmen eines Armeekorps oder einer Armee derart verfahren, denn je kleiner die Truppenabtheilung ist, um so weniger Zeit bedarf sie zum Aufmarsch und zur Entwickelung. Dies ist auch der Grund, weshalb an den nächsten Manövertagen, nachdem die Parteien sich näher gerückt sind, meistentheils ebenfalls von der gewöhnlichen Marschformation Gebrauch gemacht wird, wobei nun noch die Friedensrücksichten auf den Flurschaden eine Rolle spielen.

Aber auch bei unseren größeren Manövern bekommt man Bewegungen in Massenformationen selten zu sehen. Hin und wieder marschirt einmal eine Brigade in Doppelkolonnen einige tausend Schritte über das Feld, aber die Bewegungen größerer Massen, wie sie der große Krieg mit sich bringt, vollziehen sich fast niemals derart.

Gewöhnlich sind die Aufgaben, und wohl großentheils mit Recht, so gestellt, daß dem Entschluß des Führers Spielraum bleibt, und daß er den Gefechtsbefehl erst dann zu erlassen braucht, wenn er auf den Feind gestoßen ist. Denn unsere Manöver haben in großen und kleinen Verhältnissen doch hauptsächlich den Zweck: die Führungsfähigkeit nach allen Richtungen hin praktisch zu prüfen und die Führer zu schulen; die Truppen in größeren und kleineren Verhältnissen fechten zu lassen und in den Zweigen des Felddienstes auszubilden.

Die Uebung von Anmärschen in großem Stil muß dagegen allerdings zurücktreten. Immerhin könnte man vielleicht doch an einem Tage unserer größten Manöver ähnliche Verhältnisse herbeiführen, wie sie z. B. im Centrum der preußischen Armee bei Königgrätz und bei Gravelotte obwalteten.

Je weniger wir nun aber bei den Manövern solche Bewegungen üben können, um so mehr müssen wir es in den Kriegsspielen und Uebungsreisen aller Art thun, um so genauer müssen wir uns klar machen, daß Evolutionen ganzer Divisionen und Armeekorps in großen Kriegshandlungen nöthig waren und nöthig sein

werden; um so sorgfältiger müssen wir darüber nachdenken, wie sie praktisch zu gestalten, wie und wo sie anzuwenden sind. —

Mögen die Massen noch so groß, mag die Selbstthätigkeit der unteren Führung ein noch so wichtiger Faktor in der Fechtweise und gesammten Kriegführung geworden sein, immer muß die Einheitlichkeit der Führung uns als das Ideal der wahren Kunst vor Augen stehen, dem mit allen Kräften zuzustreben unsere Aufgabe ist. Und da kommt es denn sehr wesentlich darauf an, die richtigen Mittel — Mittel, welche den jetzigen Verhältnissen durchaus entsprechen — anzuwenden. Vielleicht wird Mancher antworten: Unsere Infanterie kann das, was der Autor will. Geschlossene Bewegungen in der oder jener Formation nach Richtungspunkten, sei es geradeaus, sei es in der Diagonale, bereiten ihr keine Schwierigkeiten. — Daß sie es im Bataillon, im Regiment, in der Brigade kann, ist schon oben zugegeben worden. Ob bei Bewegungen großer Massen dabei immer praktisch verfahren werden würde, erscheint sehr zweifelhaft.

Es kommt eben hierbei zuerst an: auf die Wahl praktischer Formen, innerhalb der Waffen; sodann auf die praktische Ineinanderfügung derselben; endlich auf die Mechanik der Leitung der Truppenmassen.

Bei der Wahl der Formationen hat Einfluß: die Eigenart des zu durchschreitenden Geländes; die größere oder weitere Entfernung vom Feinde; endlich die feindliche Geschützwirkung.

Diese letztere wird darüber entscheiden, wie lange wir die Anmarschformation beibehalten können. Noch 1870 bewegte sich unsere Infanterie oft längere Zeit im Geschützfeuer in Kolonnen nach der Mitte mit Zwischenräumen von dreißig Schritt von Bataillon zu Bataillon. Daß dies in wirksamer Schußweite, also etwa auf 2500—3000 m, nur unter ganz besonderen Verhältnissen möglich sein wird — z. B. dann, wenn das feindliche Artilleriefeuer ganz niedergekämpft ist — bedarf keiner Erwähnung. Dies hat aber nur zur Folge, daß wir uns um so eher in die Anmarschformation setzen müssen, damit wir nicht in gewöhnlicher Marschformation (der „Kriegsschlange") in's Feuer kommen, oder im Schrapnellhagel den Aufmarsch bewirken müssen.

Für die Infanterie kann nur die Tiefkolonne und die Doppelkolonne in Betracht kommen; für die Kavallerie hauptsächlich die Regimentskolonne, bei größeren Kavalleriemassen die „Brigade in Regimentskolonnen" und „die Division in Brigadekolonnen" (S. 136,

140 des Kav.-E. R.); für die Artillerie die Zugkolonne und die geschlossene Batterie; in der Abtheilung die Tiefkolonne und die Batteriekolonne (S. 126, 127 des Feldartillerie-E. R.), welche für die Entwickelung wohl die günstigste Formation sein würde. Ob man nun die tiefere oder breitere Formation wählt, hängt von der Größe der zu bewegenden Truppenmasse und dem Raum ab, der dem Armeekorps, Division ꝛc. ohngefähr zum Vormarsch zugewiesen ist. Es wird dies hauptsächlich bei den rechts und links eingerahmten Korps von Wichtigkeit sein und wird sich gewöhnlich, wenn auch nicht immer, vor Antritt des Anmarsches feststellen lassen. Die Aufgabe des betreffenden Generalstabsoffiziers wird es sein, den Raum abzuschätzen und somit die praktischste Formation zu ermitteln. Ist das zu durchschreitende Gelände derartig, daß ein häufiges Abbrechen, Uebergänge in schmalen Fronten wahrscheinlich ist, so wird man natürlich zu den tiefen Kolonnen greifen. Die breiteren Formationen, bei der Infanterie die Doppelkolonne, sind sonst wegen des leichteren Ueberblickes und ihrer größeren Zusammenhangsfähigkeit den tieferen vorzuziehen. Die Breitkolonne der Infanterie hat dagegen schon unter den Nachtheilen einer Linienformation etwas zu leiden. Sie ist schwer mit der Stimme zu beherrschen und reißt, auf Hindernisse treffend, leicht auseinander. —

Es handelt sich nun aber nicht nur darum, die richtigen Formationen für die Waffengattungen zu wählen, sondern auch für die größeren Heerestheile, also die Anordnungen zu treffen, wie sich die Waffen in die Heerestheile einfügen sollen.

Für die Kavalleriedivision finden wir solche Massenformationen auf S. 141—143 des E. R. gegeben. Die durch Abbild. 24 erläuterte Formation nennt sich die „Uebergangsformation", welcher Ausdruck ganz passend gewählt ist. Diese Formation ist gebildet durch eine Brigadekolonne (2 Regimenter in Regimentskolonnen nebeneinander) im ersten, und zwei Brigadekolonnen im zweiten Treffen. Für einen Anmarsch erscheint die Division in Brigadekolonnen S. 141 (die drei Brigadekolonnen hintereinander) besonders praktisch. Das Infanteriereglement giebt auf den Seiten 82—84 und 86, 87 allerdings auch Vorschriften für die Formirung und Bewegung des Regiments und der Brigade in Versammlungsformation, wobei es aber hinzusetzt, daß einheitliche Bewegungen in geschlossener Ordnung *nur selten* vorkämen. Diese Voraussetzung erscheint uns *nicht* zutreffend; denn je stärker die unaus-

bleibliche Auflösung ist, in welche die Infanterie durch das jetzige Gefecht versetzt wird, desto mehr muß man bestrebt sein, die strengste Ordnung, den Zusammenhalt und die Einheitlichkeit der Führung bis zum Eintritt in den eigentlichen Kampf aufrecht zu erhalten.

Es ist nun der Erwägung werth, ob nicht für die gemischte Division ebenfalls dergleichen Formationen festzusetzen wären.

Dies erscheint nicht absolut nöthig, denn wir besitzen die passenden Formationen für die Waffengattungen, und die Zusammenfügung zu größeren Körpern kann durch einfachen Befehl geschehen.

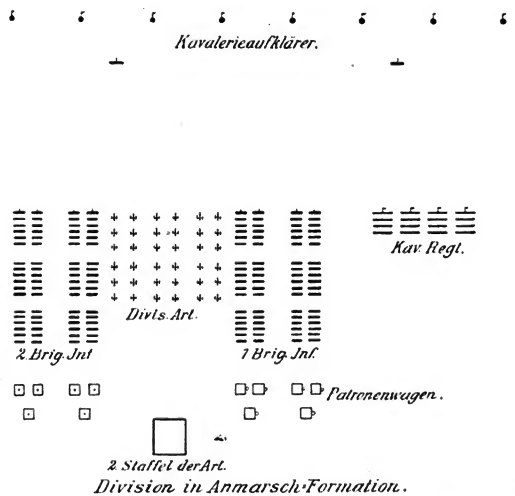
Wohl aber ist zu fordern, daß diese Situationen gründlicher in's Auge gefaßt, daß die Sache mehr durchdacht und so viel als möglich praktisch bei den großen Manövern zur Anschauung gebracht wird, als heute geschieht. Will man erst in dem gegebenen Moment darüber nachdenken, wie man eine große Truppenmasse am praktischsten und der Lage angemessen vorwärts bewegt, so können sich leicht Verzögerungen ergeben. Auch dürfte man oft das Unrichtige treffen, und Abänderungen erzeugen immer Unsicherheit, oft Zeitverlust und Unordnung. Es ist gerade dieser Moment, in welchem der persönliche Einfluß des höheren Führers sich noch voll und ganz gegenüber seinen Untergebenen bemerkbar macht, wenn in jedem Punkt mit voller Sicherheit und Schnelligkeit befohlen wird. Die Bilder der verschiedenen Formationen müssen dem höheren Führer geläufig, und vor Allem muß er nicht in der Idee befangen sein, daß Anmärsche in solchen Formationen nur „selten im Ernstfalle vorkommen würden".

Nicht nur die Kriegslage, Ausdehnung der angewiesenen Strecken und Beschaffenheit des Geländes mit seinen Hindernissen wirken ein, wie eben schon erörtert, sondern noch andere Umstände. So kann z. B. die Windrichtung bei trockenem Wetter darin bestimmend sein, auf welchem Flügel der Division man die Artillerie und Kavallerie marschiren läßt, um die Infanterie durch den Staub möglichst wenig zu belästigen.

Hat man Rücksichten dieser Art nicht zu nehmen, so dürfte die Kavallerie auf einem Flügel in Regiments- oder Brigadekolonnen, die Artillerie in der Mitte der Infanterie, den taktischen Anforderungen am meisten entsprechen.

Indem wir eine eingerahmte Division, deren Front durch vorgeschobene andere Truppenabtheilungen gedeckt ist, als Grundlage unserer Darlegung annehmen, würde das Bild sodann ungefähr Folgendes sein. (Siehe Figur I.)

Figur 1.



Division in Anmarsch-Formation.

Auf einem Flügel (sagen wir den rechten) das Kavallerieregiment in Regimentskolonne; links davon die 1. Infanteriebrigade flügelweise rangirt, die Regimenter also nebeneinander mit dreißig Schritt Abstand, die Bataillone hintereinander mit dreißig Schritt Tiefenabstand in Doppelkolonnen; links folgend die Artillerie der Division. Besagen die Meldungen die Nähe des Gegners, so wird die Artillerieabtheilung zweckmäßig die Batteriekolonnen als für den Aufmarsch günstigste Formation, vielleicht zuerst mit verringertem Seitenabstand, anderenfalls die Tiefkolonne anwenden. Links von der Artillerie wird die 2. Infanteriebrigade vorgehen.

Die zweiten Staffeln der Batterien, die Medizin- und Patronenwagen folgen in einer angemessenen Formation. Die Formation der Truppen wird vom Divisionskommandeur festgesetzt, denn es ist unzweifelhaft, daß dieselbe auf die Schnelligkeit der Entwickelung Einfluß hat. Stellt sich während des Anmarsches bei einer Brigade die Nothwendigkeit einer Aenderung heraus (Uebergang

in eine schmälere Front ꝛc.), so befiehlt sie natürlich der betreffende Brigadekommandeur, unter Erstattung sofortiger Meldung, selbständig.

Die Entwickelung der Artillerie aus der Mitte der Division wird, indem sie, strahlenförmig rechts und links aufmarschirend, sich vor der Front der Division ausbreitet, immer eine möglichst schnelle, jedenfalls eine viel schnellere sein, als wenn dieselbe von einem Flügel aus geschähe.

Ich muß hier einen Augenblick in meiner Darlegung Halt machen, denn ich höre schon den Vorwurf, als ob ich ein Schemabild der Gefechtsentwickelung großer Truppenmassen geben wolle. Es ist indeß wohl kaum nöthig, darauf hinzuweisen, daß ich nicht so weit aus der Rolle fallen werde, um zu vergessen, daß diese Entwickelung hauptsächlich von der Stellung und den Maßnahmen des Gegners wie auch vom Gelände abhängt, und daß der befehligende General in der Art und Weise, wie er diese Entwickelung zu Stande bringt, an keinerlei Schema gebunden sein kann. Aber dies kann nicht entkräften, daß es nöthig ist, eine vorgehende Truppenabtheilung in einer Form anmarschiren zu lassen, welche einer möglichst schnellen, gleichzeitigen und normalen Entwickelung Vorschub leistet, was um so wichtiger erscheint, — wir wiederholen es — je größer die Truppenmassen und auch die einzelnen Einheiten geworden sind. Vor allen Dingen aber wird die Einheitlichkeit des Angriffs großer Truppenmassen nach Möglichkeit begünstigt werden, was das Ziel aller Bestrebungen sein muß. —

Bei einer Entwickelung aus der Mitte der Division wird auch die Deckung der Flanken der Artillerie den anderen Waffen am leichtesten möglich werden.

Die Frontbreite einer so vorrückenden Division würde rund 500 m, die Tiefe bei einer Stärke von 3 Bataillonen im Regiment etwa 170 m, die einer Artillerieabtheilung etwa 300 m, bei dem Kavallerieregiment 80 m betragen.

Es erscheint uns zweifellos, daß die Korps und Divisionen einer an solche Massenformationen gewöhnten Armee sich leichter durch die höhere Führung leiten und handhaben, einem bestimmten Ziel sich entgegenführen lassen werden als Truppenkörper, die sich bei den Uebungen stets in langen Marschkolonnen auf den Wegen heranbewegen und sich erst entwickeln, wenn bei den Spitzen die ersten Schüsse fallen. Richtungsveränderungen, im Falle der Auf-

nahme neuer Angriffsobjekte, Schwenkungen im Großen werden sich schneller vollziehen, langwierige Kreuzungen vermieden oder abgekürzt werden. Genug — die Armee wird in der Hand der höheren Führung bleiben, so lange es möglich ist, und dies muß man unbedingt als einen Vortheil bezeichnen. Ich brauche kaum zu versichern, daß es mir hiermit nicht einfällt, der Selbstthätigkeit die Stelle rauben zu wollen, die ihr im Gefecht selbst zukommt.

Wer aber zu lange in der Marschkolonne verharrt, versetzt sich nahezu in die Lage eines aus einem Engwege heraustretenden Truppentheils.

Wir haben vorhin den Fall eines Vorgehens großer Armeetheile unter der Sicherung vorgeschobener Truppen angenommen.

In diesem Falle ist jede Avantgarde der Divisionen, Korps ꝛc. vom Uebel. Der Divisionskommandeur selbst mit 2 Zügen leichter Reiter vor der Front der vorgehenden Massen bildet die Avantgarde. Jede Abzweigung oder Untereintheilung, die nicht absolut nöthig sind, erschwert die Befehlsführung.

Hat man keine diesseitigen Truppen vor sich, so wird freilich eine Avantgarde zur Nothwendigkeit, indeß wäre bei Abmessung ihrer Stärke zu unterscheiden, ob man in der gewöhnlichen Marschformation auf den Wegen antritt, oder ob man sofort, in dem Bewußtsein, baldigst auf den Gegner zu stoßen, sich in Aufmarschformation setzt. Im letzteren Falle kann die Avantgarde sehr schwach bemessen sein. Der Vortheil, wenige Truppen aus der Hand zu geben, wird sich hier den oben angeführten zugesellen. Uebereilter Eintritt in's Gefecht, wie man ihn Seitens der Avantgarden auch 1870 öfter sah, wird hierdurch vermieden werden.

Es ist selbstverständlich, daß ein zu frühes Uebergehen in die gedrängte Massenformation ebenso schädlich wirken kann wie ein zu langes Verharren in der Marschordnung. Wie überall im Kriege kann man eine an und für sich nützliche Sache verkehrt anwenden, und ebenso giebt es Lagen, in denen Irrthümer der oberen Führer keineswegs zu „Fehlern" gestempelt werden können.

In der neuesten Kriegsgeschichte sehen wir den Vormarsch in Massenformationen planmäßig vor Allem bei Gravelotte durch den mündlichen Befehl des Prinzen Friedrich Carl angewendet.*)

*) Vergleiche „Bewegungen zur Schlacht bei Gravelotte" S. 209.

Ohne einen bestimmten Befehl wendete ein großer Theil der I. Armee beim Anmarsch zur Schlacht von Königgrätz ähnliche Formationen an.

Das 5. Armeekorps mußte am 30. August 1870 gleich nach dem Heraustritt aus dem Engpaß von Grandpré in Massenformation übergehen, da der Gegner Stellung genommen hatte und das Artilleriefeuer eröffnet wurde. Als derselbe jedoch von Stellung zu Stellung wich, sich aber seine Stärke in dem Berggelände nicht erkennen ließ, folgte ihm das Korps fast den ganzen Tag in dieser Formation. Das war sehr anstrengend, aber, in Anbetracht der Umstände, durchaus nicht fehlerhaft. —

Man könnte eine ganze Anzahl von Fällen von zu frühem und zu spätem Uebergang in die Versammlungsformation und ebenso zur Gefechtsformation aus der Kriegsgeschichte herausgreifen, aber Alles das beweist nur, daß auch dieser Akt der Kriegshandlung eine Kunst ist, deren Ausübung durch Erwägung und Studium gut vorbereitet sein muß, hauptsächlich aber vom praktischen Geschick abhängig ist.

Schon in dem Kapitel Strategie haben wir erwähnt, daß man die Manöver von Königgrätz und Sedan als typisch vorbildlich hat hinstellen wollen. Es ist nun, in's Taktische übergehend, auch ferner behauptet worden, daß das Eintreffen der verschiedenen Marschkolonnen und deren Zusammenwirken auf dem Schlachtfelde die Einleitung der Schlacht der Zukunft bilden müsse, daß sich aus diesen Marschbewegungen die taktische Umfassung entwickele, und daß diese, Angesichts der jetzigen Feuerwirkung, einmal vollzogen, den Sieg bedeute. Es wird darauf hingewiesen, daß bei Königgrätz der Sieg durch eine Minderzahl erfochten wurde, da das 5. Korps, die 6. und 16. Division und ein großer Theil der Garden und der Kavallerie gar nicht zum Schlagen kamen. Dabei wird nur vergessen, daß die österreichische Infanterie einen Vorderlader führte.

Es ist selbstverständlich, daß jede gelungene Umfassung eine bedeutende Einwirkung ausüben wird, sie wird bei jetzigen Feuerwaffen vielleicht sogar von erhöhter Bedeutung sein. Da man dies aber weiß, wird man ihr mit allen Mitteln entgegenzutreten suchen, und dabei wird die jetzige Waffe ganz ebensogut von Nutzen sein. Man hat ferner behauptet, daß die Anwendung gewöhnlicher Marschformationen den Bewegungen geschlossener Divisionen querfeldein vorzuziehen, daß sie ihnen mindestens

ebenbürtig sei, daß man in der Marschformation ebenfalls schnell die Richtung ändern, einem Flankenangriff durch Drehen der Têten der einzelnen Truppentheile und demnächstigen Aufmarsch schnell begegnen könne. Diese Behauptungen sind durch einfache Berechnungen der Aufmarschzeiten aus der eben bezeichneten Anmarschformation doch sehr leicht widerlegt. Eine Division braucht, aus der Marschformation aufmarschirend, rund eine Stunde und ist damit zum Gefecht noch keineswegs gänzlich entwickelt, während diese Entwickelung aus der Anmarschformation etwa zwanzig Minuten erfordern würde. —

Ob man nun aber wie bei Königgrätz oder wie bei Wagram und Austerlitz verfährt, immer werden praktische und gedrängte Anmarschformationen ihren Werth behalten.

Wenn die Behauptung aufgestellt worden ist, daß solche Formationen Angesichts der jetzigen Waffenwirkung nicht möglich seien, so ist eben zwischen Anmarsch und Gefechtsentwickelung nicht richtig unterschieden. Es kann sich nur um die Frage handeln, wie weit man ihre Anwendung etwa zu beschränken hat.

Die Frage wird ihre Lösung finden, wenn wir zwei Hauptschlachten Napoleons, speciell im Hinblick auf den hier behandelten Gegenstand, die Anmarsch- und Bewegungsformationen zur Schlacht und während des Kampfes, betrachten, den Gebrauch jetziger Waffen annehmen und uns vor Augen stellen, wie sich die Verhältnisse dann wohl gestaltet haben würden. Außerdem wird es von Interesse sein, sich den Unterschied der jetzigen Gefechtsentwickelung und Gefechtsleitung von der damaligen einmal in konkreten geschichtlichen Fällen vor Augen zu stellen. Wir wählen hierzu die Schlachten bei Wagram, Ligny und Gravelotte —St. Privat. Wir haben ihren Verlauf so weit dargestellt, als sie Stoff für die Erörterung dieser Fragen bieten. Ligny ist am kürzesten behandelt.

2. Wagram.*)

Nach der Schlacht bei Aspern war Napoleon auf die Insel Lobau und das rechte Donauufer zurückgegangen. Er glaubte zuerst vom Erzherzog Karl dort angegriffen zu werden, als dies aber nicht geschah, traf er seinerseits alle Vorbereitungen zur

*) Hierzu Plan I.

Führung eines neuen und entscheidenden Schlages gegen die österreichische Hauptarmee. Seine Maßregeln bestanden zuerst in der Heranziehung aller anderenorts entbehrlichen Streitkräfte und in der strategischen Sicherung der Unternehmung; zum Anderen in der sorgfältigsten Vorbereitung des Ueberganges durch die Anlage von Befestigungen und Wegen auf der Lobau, der Fertigstellung des nöthigen Brücken- und Schiffsmaterials, der Bestimmung der Uebergangspunkte und der Vertheilung der Rollen zu dieser Operation. Die Donau bildet bekanntlich bei Wien und in ihrem weiteren Laufe stromab eine sehr große Anzahl Inseln, unter denen die Lobau die bedeutendste ist. Sie hat ohngefähr die Form einer nach Norden vorspringenden, abgerundeten Flesche. Der sie vom linken Donauufer trennende Stromarm ist verhältnißmäßig schmal, auch liegen in ihm mehrere Inseln. Der südliche Stromarm hat dagegen eine Breite von etwa 500 m. Zwei in der Mitte des Stroms befindliche Inseln hatten aber auch hier den Franzosen das Schlagen ihrer Schiffbrücken erleichtert.

Die Länge der Lobau, von Nord nach Süd gemessen, beträgt etwa 5500 m; die Breite im nördlichsten Theil 2000, im südlichsten Theil nicht ganz 6000 m.

Die Armee, welche Napoleon vor dem Uebergange versammelt hatte, betrug rund 176 000 Mann und war eingetheilt in: das 2. Korps (Oudinot) 23 000 Mann; 3. Korps (Davoust) rund 36 000 Mann; 4. Korps (Massena) 30 000 Mann; 9. Korps (Bernadotte) 20 000 Mann; 11. Korps (Marmont) 11 000 Mann; Division Brede 6000 Mann; die Armee von Italien unter Prinz Eugen, eingetheilt in die Korps Macdonald und Grenier, zusammen 32 000 Mann; Kavallerie-Reserve (Bessières) 7000 Pferde; Garde 11 000 Mann. —

Die österreichische Armee stand nördlich der Donau mit der Hauptmasse von Wittau bis Florisdorf in einer Frontausdehnung von etwa 18 Kilometern und in einer Tiefe von 8—16 Kilometern.

Der Uebergang Napoleons zur Schlacht bei Asparn hatte an der westlichen Seite der Lobau stattgefunden. Der österreichische Oberbefehlshaber hatte daher die Linie Groß-Asparn – Groß-Enzersdorf, welche der westlichen Seite und der Spitze der Lobau gegenüber liegt, befestigen und die Werke armiren lassen. Doch hatte man auch von Groß-Enzersdorf aus in der Richtung Mühlleuten einige, aber nicht besonders starke Werke errichtet.

Abgesondert von der Hauptarmee befand sich das Korps des Erzherzogs Johann auf dem linken Donauufer bei Preßburg, woselbst auf dem rechten Ufer österreichischer Seits ein Brückenkopf angelegt war. Das Korps Johann war ungefähr 15 000 Mann stark. Ihm gegenüber standen Davoust und Theile der Armee des Vicekönigs von Italien. Diese Heerestheile befanden sich aber zwischen dem 2. und 4. Juli schon auf dem Marsche behufs Versammlung der Armee. Nun hatte Erzherzog Karl am 2. Juli befohlen, das Korps Johann solle durch ein Vorbrechen aus dem Brückenkopf möglichst viele französische Streitkräfte fesseln. Erzherzog Johann hatte in Folge dessen seine Truppen über die Donau gehen lassen und in der Verschanzung zum Ausfall formirt. Dieser sollte vom 6. früh erfolgen. —

Die österreichische Armee im Marchfelde erreichte die Stärke von rund 137 000 Mann und war eingetheilt in

eine Avantgarde (Nordmann)	. .	14 000	Mann,
das 1. Korps (Bellegarde)	. . .	21 700	„
„ 2. „ (Hohenzollern)	. . .	26 000	„
„ 3. „ (Kollowrath)	. . .	16 500	„
„ 4. „ (Rosenberg)	. . . .	18 000	„
„ 5. „ (Reuß)	. . . . .	9 000	„
„ 6. „ (Klenau)	. . . . .	13 700	„
Reserve (Lichtenstein)	. . . . .	18 000	„

In der Reserve befand sich ein Grenadierkorps unter Feldmarschallieutenant d'Aspre und etwa 800 Reiter.

Die Artillerie zählte 452 Geschütze.

In erster Linie standen hart am linken Donau-Ufer das Korps Reuß zwischen Kornenburg*) und Florisdorf, das Korps Klenau in der Linie Groß-Asparn—Enzersdorf und der Vortrab Nordmann von letzterem Dorfe bis Orth.

Wie stark die Verschanzungen mit Geschütz ausgerüstet gewesen, darüber habe ich keine sicheren Notizen gefunden. Von Anfang an hat kein schweres (Festungsgeschütz) in ihnen gestanden, da man nach einigen Quellen erst am 4. Abends einige schwere Geschütze in Batterie bringen ließ. — Dagegen wird die Anzahl der Geschütze in den französischen Werken auf der Loban auf 106 angegeben, darunter viele Achtzehn- und Zwölfpfünder aus dem Arsenal von Wien. —

*) Kornenburg (nicht auf der Karte I) liegt donauaufwärts.

Schon bevor die zum Uebergang und Schlagen bestimmte Armee vollständig versammelt war, hatte Napoleon von dem westlichen Ufer der Lobau aus durch den Uebergang einiger Abtheilungen auf das linke Donauufer, das Werfen einer Brücke und ein lebhaftes Geschützfeuer vom 30. Juni bis 2. Juli Abends eine große Demonstration ausführen lassen. Der Erzherzog ließ das Korps Klenau die verschanzte Linie Asparn—Enzersdorf besetzen, versammelte die Korps Hohenzollern, Bellegarde und Kolowrath hinter derselben und zog einen großen Theil der Reiterei bei Raasdorf zusammen. Das Korps Rosenberg aber nahm bei Wittau, also gegenüber der östlichen Seite der Lobau, Stellung.

Als nun aber weder am 2. noch am 3. Juli ein Angriff der Franzosen erfolgte, ließ der Erzherzog seine Truppen, um sie zu schonen, wieder in ihre weiter zurückgelegenen Lager und Quartiere abrücken.

Da jedoch am 4. Nachmittags die Versammlung starker französischer Massen und deren Uebergang nach der Lobau der Beobachtung der Oesterreicher nicht entging, so hatte der Oberbefehlshaber um 7 Uhr Abends den Befehl an den Erzherzog Johann abgehen lassen, mit dem größten Theil seines Korps nach Marchegg*) an der March zu marschiren, den angeordneten Ausfall aus dem Brückenkopf bei Preßburg also zu unterlassen. Dem Erzherzog ging ferner die Nachricht zu, daß Davoust und der Vicekönig sich auf dem Marsch zur Versammlung der französischen Armee gegenüber der Lobau befänden. Dies entsprach der Wahrheit, denn nur die Division Baraguay d'Hilliers war gegenüber Preßburg zurückgeblieben. Von Marchegg aus hätte dann Erzherzog Johann, nach der Idee des österreichischen Oberbefehlshabers, einen französischen Angriff gegen den linken österreichischen Flügel selbst in Flanke und Rücken nehmen können.

Erzherzog Johann erhielt diesen Befehl am 5. Juli früh 6 Uhr. Da die Truppen aber schon, zum Ausfall bereit, auf dem rechten Ufer der Donau standen, schien es ihm nicht möglich, vor 1 Uhr Nachts (6. Juli) aufzubrechen. Thatsächlich brach er mit 12—13 000 Mann Nachts 12 Uhr auf.

Am 4. Juli nun ging die Versammlung der zum Uebergange bestimmten französischen Heeresmassen ihrer Vollendung entgegen.

Am Abend war die Lobau von Truppen angefüllt. Es be-

*) Oestlich Obersiebenbrunn.

fanden sich auf derselben vollzählig die kaiserliche Garde, die Korps von Massena und Oudinot; der Uebergang der folgenden Korps nach der Lobau dauerte ununterbrochen fort.

Oudinot warf, etwa um 9 Uhr, unter dem Schutz bewaffneter Marineschaluppen, an der Einmündung des schmalen, die Lobau umfließenden Arms in den Strom selbst, 1500 Mann in Booten nach dem linken Ufer, welche die österreichischen Posten zurücktrieben und zur Deckung des sofort beginnenden Brückenschlages Stellung nahmen.

In diesem Moment begannen alle Batterien der Lobau ihr Feuer sowohl gegen die Linie Asparn—Enzersdorf als auch gegen Osten. Dichte Dunkelheit hüllte die Gegend ein, aber ein heftiges Gewitter mischte sich bald in den Donner der Geschütze und hielt unter starken Regengüssen die Nacht über an.

Die Oesterreicher antworteten aus ihren Verschanzungen und aus den Batterien der zunächst stehenden Truppen.

Betrachten wir diesen Moment von unserem Gesichtspunkt aus.

Von den österreichischen Schanzen und Batterien bis zum Mittelpunkt der Lobau waren es zwischen 3500—4000 m Entfernung, bis zu den Rändern der Insel durchschnittlich 2000, bei Enzersdorf nur 1000 m. Gegenüber der Ostseite der Lobau waren, wie schon bemerkt, die Verschanzungen schwach und somit auch wohl die Armirung.

Immerhin vermochten die Oesterreicher ein konzentrisches Artilleriefeuer auf die Insel Lobau zu richten.

Von einer bedeutenden Wirkung dieses in der Dunkelheit abgegebenen Feuers liest man nichts. Die Vollkugeln der Streichgeschütze, in der Schlacht bei Tage oft sehr wirksam, konnten unter diesen Verhältnissen unmöglich große Verluste herbeiführen, und das Feuer der Wurfgeschütze, insbesondere der Haubitzen, litt an einer Unsicherheit, welche erst in unseren Tagen beseitigt worden ist. Der lehmige und aufgeweichte Boden, die vielen Tümpel und Gräben auf der Lobau beeinträchtigten die Wirkung der Vollkugeln und der sphärischen Granaten gleichermaßen. Hülfsmittel, um in der Nacht die Schußrichtung festzustellen, kannte man kaum, Beleuchtungsmittel fehlten gänzlich.

In der Gegenwart nun würden zuerst die Eisenbahnen gestattet haben, aus Olmütz und Prag Belagerungsgeschütz schleunigst herbeizuführen und die Werke damit auszurüsten. Außerdem ist anzunehmen, daß sich bei der österreichischen Feldarmee bespannte

Belagerungsartillerie befunden haben würde. Die Tragweite dieser Geschütze hätte von Groß-Asparn, Eßlingen und sogar von Mühlleuten aus die ganze Lobau und die Schiffbrücken der Franzosen vom rechten Donau-Ufer aus nach jener Insel beunruhigt. Die wirksamen Schußweiten der jetzigen Feldartillerie sind um 1000 bis 1200 m größer anzunehmen als die der damaligen, würden also von Eßlingen und Asparn aus ebenfalls die Mitte der Lobau erreicht, die modernen Sprenggranaten, und vor Allem die Schrapnells mit Brennzünder, würden auf jeden Schuß Räume von Hunderten von Schritten mit Feuer gedeckt haben. Die neuen Hülfsmittel für das Nachtschießen hätten das Aufnehmen der Richtung erleichtert. Elektrische Scheinwerfer hätten mitgewirkt.

Trotz der vielfachen Bewaldung der Lobau und ungeachtet des Umstandes, daß eine Beobachtung der augenblicklichen Stellung der Truppen und der Wirkung des Feuers von dem niedrigen linken Ufer aus nicht möglich gewesen wäre, das Feuer gegen die Truppenmassen somit nur ein indirektes hätte sein können, muß man annehmen, daß die Franzosen schon in der Nacht nicht unbedeutende Verluste erlitten haben würden.

Nun aber ist der große Kriegsfaktor: das feindliche (franz.) Feuer in gehörige Berechnung zu ziehen.

Die französischen Schanzen auf der Lobau wären mit der schweren 12 cm Feldhaubitze und mit Belagerungsgeschütz — sei es aus dem Wiener Arsenal, sei es mit dem auf den Eisenbahnen herangeführten — ausgerüstet gewesen. Die bewaffneten Schaluppen der Franzosen, welche 1809 mitwirkten, würden heute schnell laufende, wahrscheinlich geschützte kleine Dampfer, bewaffnet mit Schnellfeuergeschützen, sein.

Die Lage der österreichischen Schanzen und Batterien war den Franzosen fast ganz bekannt, und alle die modernen Hülfsmittel, welche oben erwähnt sind, wären ihnen ebenfalls zu Gute gekommen, um die österreichischen Geschützaufstellungen zum Zielobjekt zu nehmen. Ob diese nun im Stande gewesen wären, ihr Feuer ununterbrochen weiter gegen die auf der Lobau vorausgesetzten Truppenmassen zu richten, ohne jede Rücksicht und ohne Bekämpfung der französischen Batterien, ist nicht wohl anzunehmen. Unter allen Umständen hätte ein Theil der österreichischen Artillerie sich gegen die französische wenden müssen. Es hätte von dem Ausgange des Artilleriekampfes abgehangen, wann und in welchem

Zustand die österreichische Artillerie die französischen Truppenmassen als alleiniges Objekt hätte betrachten können.

Es ist diese Gleichwerthigkeit der Artillerie überhaupt ein Moment, welches jetzt so oft nicht vollgültig beachtet wird. —

So kann man wohl zu der Annahme gelangen, daß auch modernes Geschützfeuer die Ansammlung der Truppen auf der Lobau, ungeachtet vieler Verluste, nicht hätte verhindern können.

Die Verhältnisse sind im Uebrigen so außergewöhnlich und eigenartig, daß sich aus diesem Moment schwer Schlüsse für die Bewegung von Heeresmassen in der Gegenwart ziehen lassen, destomehr aber ist dies bei Betrachtung der Dinge nach bewirktem Uebergange der Fall. —

Mit Tagesanbruch hatten die Korps von Oudinot und Massena den Uebergang vollendet. Das ihnen folgende Korps Davoust war im Uebergehen begriffen. Die österreichische Avantgarde unter Nordmann hatte überall dem Andrange dieser Massen weichen müssen. Nach Wegnahme des Schlosses Sachsengang und des Dorfes Wittau formirte sich die französische Armee derart, daß Davoust nebst den Kavalleriedivisionen Grouchy, Pully, Montbrun bei Wittau, Oudinot links davon nahe bei Sachsengang sich in gedrängten Massen aufstellten, Massena aber, mit der leichten Reiterei Lasalles sich an die Donau lehnend, den linken Flügel bildete. Somit hatten die Franzosen gleich nach dem Uebergange die Front nach Norden, der äußerste linke Flügel durch eine doppelte Linksschwenkung schon nach Westen, nämlich gegen das von den Oesterreichern besetzte Groß-Enzersdorf genommen. (Siehe Karte I.)

Diese Masse von 90 000 Mann hatte zu diesem Zeitpunkt eine Frontausdehnung von etwa 4000 m.

Vor ihnen dehnte sich die unabsehbare Ebene des Marchfeldes nördlich bis zum Rußbach, dessen nördliches Ufer das südliche ganz bedeutend überhöht; nordwestlich und westlich bis zu dem bei Strebersdorf—Gerasdorf beginnenden Hügelgelände.

Die Hauptmassen der österreichischen Armee waren am 3. Juli so weit zurückgegangen, daß sie nicht mehr im Stande waren, dem Feinde während des Ueberganges entgegenzutreten.

Der Erzherzog hatte sich daher, nach Erkennung der wahren Sachlage, entschlossen, dem Gegner in weiter rückwärts gelegenen Stellungen Widerstand zu leisten, aus welchen ein Uebergang zum Angriff vorbehalten blieb. Dagegen hatte Nordmann mit seiner

Avantgarde bei Rutzendorf Stellung genommen und mußte erst von dort vertrieben werden.

Gegen 9 Uhr wurde Groß-Enzersdorf auf Befehl Napoleons durch Abtheilungen Massenas genommen, wodurch der linke Flügel des Aufmarsches gedeckt wurde.

Inzwischen hatte der Uebergang der Franzosen ununterbrochen fortgedauert, nämlich der italienischen Armee, des Korps Bernadotte, der Garde und der letzten Kavalleriereserven. Alle diese Heereskörper marschirten ebenfalls in gedrängten Massen hinter der durch Oudinot, Davoust und Massena gebildeten Linie auf, welche gegen 10 Uhr um einige Tausend Schritte vorgenommen wurde, um den nachrückenden Truppen Platz zu machen. Die Frontlinie der Hauptmasse lief in Folge dessen von Groß-Enzersdorf bis in die Gegend von Rutzendorf, hatte somit eine Ausdehnung von etwas über 5000 m. Die ganze französische Armee war also gegen Mittag, mit Ausnahme der wenigen noch im Uebergange begriffenen Theile, auf dem engen Raum zwischen den Ortschaften Groß-Enzersdorf, Rutzendorf, Wittau, Kümmerleinsdorf versammelt.

Nur durch die sorgsamste Vorbereitung war dieses Ergebniß ermöglicht worden, und diese Vorbereitung hatte das Genie Napoleons in seiner ungeheuren Vielseitigkeit wieder im vollen Glanze gezeigt.

Die Versammlung und der Aufmarsch der französischen Armee in dichten Massen und in so schmaler Front hatte sich bisher ohne ernstes Hinderniß vollzogen, und würde auch die Annahme moderner Bewaffnung daran nichts geändert haben, da die zunächststehenden österreichischen Heerestheile zu einer Einwirkung zu schwach gewesen wären.

Der Erzherzog hatte nun inzwischen derart über seine Truppen verfügt, daß das Korps Rosenberg mit der Vorhut unter Nordmann den äußersten linken Flügel auf dem nördlichen erhöhten Ufer des Rußbaches nördlich Markgrafensiedel bildete; die Korps Hohenzollern und Bellegarde rechts von ihm, gleichfalls auf dem nördlichen Ufer bei Bannersdorf und Wagram Stellung nahmen. Die Linie des Rußbaches sollte gehalten werden. Die Reservekavallerie unter Lichtenstein stand westlich Wagram im stumpfen Winkel zu Bellegarde, die Grenadiere unter Aspre bei Saeuring; Korps Kollowrath bei Hagenbrunn. Klenau war im langsamen Zurückweichen vor Massena begriffen, welcher mit dem linken Flügel an der Donau in westlicher Richtung vorrückte.

Denn um 12½ Uhr Mittags hatte die ungeheure Masse der französischen Armee ihre fächerartige Entfaltung begonnen.

Wenn man sich ein Bataillon in Doppelkolonne vorstellt, dessen Kompagnien sich nach vorwärts strahlenförmig auseinanderziehen, so hat man ein Bild im Kleinen von der Entwickelung des französischen Heeres in jenem Zeitpunkt.

Diejenigen Korps, welche noch in dem großen zweiten Treffen standen, aber in das erste einrücken sollten, schoben sich in die ihnen angewiesenen Zwischenräume ein. Diese Evolution war von den Truppen in großen Massen des öfteren eingeübt worden.

Leichte Kavallerie mit reitender Artillerie vor den Fronten, die Infanterie in Bataillonsmassen mit ganz kleinen Abständen, so marschirte man durch die hoch bestandenen Felder den angewiesenen Richtungspunkten zu.

Davoust, äußerster rechter Flügel, richtete sich auf Glinzendorf und Markgrafensiedel, Oudinot auf Baumersdorf; Eugen marschirte links von Oudinot; Bernadotte ging auf Aderklaa; Massena, die linke Flanke der nach Norden vorrückenden Hauptmasse deckend, auf Breitenlee. Die Garden und die Kavalleriereserven rückten als allgemeiner Rückhalt auf Raasdorf; in der Nähe dieses Ortes trafen am Abend auch Marmont und die Division Wrede ein. — (Siehe Karte I.)

Derart wurden ungefähr 1½ deutsche Meilen zurückgelegt und kamen die gegen Norden vorgehenden Heerestheile etwa um 7 Uhr Abends vor der Rußbachlinie an, nachdem sie einzelne vorgeschobene österreichische Abtheilungen aus Nutzendorf und Raasdorf vertrieben hatten. —

Hierbei hatte sich natürlich ein Theil der Korps von Bernadotte, Oudinot und Davoust gefechtsmäßig entwickeln müssen, was damals allerdings schneller ging als jetzt, da die Bataillone die kleinste Gefechtseinheit bildeten. Von den Gros sämmtlicher Korps aber geschah dies nicht eher, bis sie auf etwa 1000 m an die Rußbach-Linie herangekommen waren.

Napoleon ließ nun noch am Abend zum Angriff übergehen, welcher aber von den französischen Korps wenig zusammenhängend ausgeführt wurde und vollständig scheiterte.*)

*) In diesem Kampfe ist sehr erwähnenswerth das persönliche Eingreifen des Erzherzogs Karl, der selbst leicht verwundet wurde, in eine bedenkliche Krisis auf dem linken Flügel des Korps Hohenzollern und dem rechten von Bellegarde; ferner zwei ausgezeichnete Angriffe, die der Fürst von Hohenzollern an der Spitze von nur 6 Schwadronen mit dem größten Erfolge ausführte.

Wie hätte sich nun der Vormarsch bei jetziger Bewaffnung und Taktik gestaltet?

Es ist möglich, daß die Kämpfe bei Rutzendorf und Raasdorf eine etwas größere Gefechtsentwickelung beansprucht hätten. Im Allgemeinen aber wäre die Feuerkraft der vorgeschobenen österreichischen Abtheilungen doch eine zu geringe gewesen, um ein Auseinanderziehen der Hauptmassen mit gefechtsmäßigen Abständen nöthig zu machen.

Dagegen hätte das Feuer der gezogenen Feldbatterien vom nördlichen erhöhten Thalrande des Rußbaches aus ein Heranrücken in gedrängter Ordnung bis auf 1000 m unmöglich gemacht und die erste Linie der französischen Armee auf die Entfernung von 2500 bis 3000 m zur gefechtsmäßigen Entwickelung unter gleichzeitigem Vorziehen der Artillerie gezwungen, um so mehr als das Marchfeld nur ganz geringe, kaum bemerkbare Erhebungen in seiner ganzen Ausdehnung zeigt. — Die Reserven des französischen Heeres wären selbstverständlich in gedrängter Ordnung geblieben. — Schützenentwickelung wäre auf diese Entfernung noch nicht nothwendig gewesen. Die Leitung der Schützenlinien bei längeren Vormärschen ist immer schwieriger als die der geschlossenen Körper. Glaubt man die Wirkung des Geschützfeuers durch Formationen abschwächen zu können, so mag man sich der geschlossenen Linie bedienen.*)

Aus alledem geht hervor, daß auch jetzt die Uebung längerer Vormärsche mit schon gefechtsmäßig entwickelten Fronten sehr wünschenswerth ist. 1870 hat man schon sehr häufig vor der Schützenentwickelung ein Zerreißen, ein Ineinanderschieben der Körper bemerkt, was beim Beginn des Gefechts natürlich nicht günstig einwirken konnte. — Daß wir im Aufnehmen der Direktion und in Veränderung derselben in den letzten 10 bis 15 Jahren Fortschritte gemacht haben, soll nicht geleugnet werden.

Auf dem linken Flügel der französischen Armee war Massena im beständigen Vorrücken geblieben. Klenau wich unter fortwährendem Geschützkampf bis Stammersdorf zurück. Die französischen Divisionen folgten in gedrängter Ordnung. —

Aus unserer Gesammtbetrachtung geht also hervor, daß auch bei jetziger Bewaffnung die französische Armee den bei Weitem größten Theil ihres Anmarsches in gedrängten, leicht lenkbaren

*) Vergleiche S. 144 u. folg.

Massenformationen hätte zurücklegen können, und daß sie davon — auch bei früherer Gefechtsentwickelung — dieselben Vortheile gezogen haben würde wie damals Napoleon I., nämlich den, die großen Heeresmassen schnell und sicher querfeldein gegen die bezeichneten Punkte in Marsch zu setzen und so auseinander zu ziehen, daß sie sehr schnell zur Gefechtsentwickelung schreiten konnten. Denke man sich die französischen Korps aus der Linie Wittau—Enzersdorf in Marschkolonnen vorrückend, so würden sie am 5. Juli Abends nach den Vorgefechten bei Rutzendorf und Raasdorf vor der Rußbachlinie überhaupt nicht zum Aufmarsch gekommen sein.

Man könnte nun allerdings sagen, daß die Angriffe der Franzosen auf die Rußbachlinie, trotz des Vormarsches in gedrängten Massen, des nöthigen Zusammenhanges entbehrten und gescheitert sind. Die Ursachen des Mißerfolges am 5. Abends lagen aber in der sehr späten Ausfertigung und Absendung der Befehle zum Angriff und an der ungleichmäßigen Ankunft derselben bei den Korpsbefehlshabern. Napoleon, welcher, seiner vortrefflichen Gewohnheit folgend, selbst zur Erkundung vorgeritten war, glaubte die österreichische Stellung am Rußbach wohl noch nicht so stark besetzt, wie sie es in Wirklichkeit war, und hoffte sie durch einen raschen Angriff überwältigen zu können. Dieser Versuch war um so gerechtfertigter, als die Lage der französischen Armee mit der Donau im Rücken, von Norden und Westen, ja sogar von Osten durch den auch von Napoleon vermutheten Anmarsch des Erzherzogs Johann bedroht, noch eine höchst gefährdete war. —

Aber auch am 6. Juli finden wir Momente, welche für die Betrachtung des hier behandelten Gegenstandes sehr dankbare Ausbeute liefern. —

Die Korps von Davoust, Oudinot, Eugen, Bernadotte, Macdonald sammelten sich nach ihrem vergeblichen Angriff in der Linie Aderklaa—Glinzendorf; und zwar stand Davoust mit seinem Haupttheil südlich Großhofen und Glinzendorf; Oudinot gegenüber Baumersdorf; sodann anschließend südöstlich Wagram die Armee des Vicekönigs (Korps Macdonald); Bernadotte in und bei Aderklaa. Massena war von Breitenlee bis zur Donau ausgedehnt. Die schon erwähnte große Reserve biwakirte bei Raasdorf. Napoleon hatte sein Zelt südlich dieses Ortes aufschlagen lassen. —

Die taktischen Erfolge vom Rußbach und die Zuversicht in

das Eintreffen des Erzherzogs Johann, an welchen am Morgen des 5. Juli 5½ Uhr der Befehl abgegangen war, bei Marchegg nur 3 Stunden zu rasten, sodann aber nach Unter-Siebenbrunn zu marschiren, bestimmten den österreichischen Oberbefehlshaber, um Mitternacht den schriftlichen Befehl zum Angriff zu ertheilen.

Die Aufstellung der österreichischen Armee bildete einen Halbkreis um die französische, und ein konzentrisches Vorrücken konnte, im Falle taktischen Gelingens und des Eintreffens des Korps Johanns, zu den größten Erfolgen führen.

Es ist nicht zu leugnen, daß moderne Waffen die Aussichten des Gelingens durch die Tragweite und Treffgenauigkeit der Artillerie, welche beim Vorrücken der Oesterreicher ihr konzentrisches Feuer theilweise bis in die französischen Reserven tragen konnte, sehr vergrößert hätten. Nur muß nicht vergessen werden, daß die Wirkung in Zukunft niemals eine so zerschmetternde wie bei Sedan sein wird, da gleichwerthige Artillerien sich bekämpfen werden. —

Aber zum Gelingen einer solchen Operation war doch zum allermindesten die gleiche Stärke erforderlich. Nun war aber die österreichische Armee um 30 000 Mann schwächer als der Gegner; außerdem aber ließ der Erzherzog noch das ganze Korps Reuß am Bisamberge stehen, um einem etwaigen Versuch des Gegners in dieser Richtung — also durch einen Donauübergang — entgegenzutreten, ein Verfahren, das schwer verständlich und mit dem Napoleons, der alle verfügbaren Kräfte zur Entscheidung heranzog, im direkten Gegensatz steht. —

Im Uebrigen sollte um 4 Uhr Morgens sowohl von dem Korps Rosenberg (linker Flügel) als auch von den Korps Klenau, Kollowrath und Bellegarde vorgebrochen werden, Hohenzollern am Rußbach vorläufig stehen bleiben. Der Hauptgedanke war wohl der Angriff des rechten Flügels (Klenau und Kollowrath), dessen Vorstoß, im Falle des Gelingens, den Rückzug Napoleons direkt bedrohen mußte.

Der Kaiser hatte beschlossen, seine Streitkräfte noch näher zusammenzuziehen. Dies wurde durch mündliche Befehle an die um des Kaisers Zelt versammelten Marschälle angeordnet. Genaueres über den beabsichtigten Angriff wurde nicht festgesetzt. Demzufolge marschirte Massena, nach Zurücklassung einer Division bei Aspern, um 2 Uhr in die Gegend von Aderklaa. Davonst sollte etwas links rücken, was mit der Absicht, den österreichischen linken Flügel zu umfassen, nicht vereinbar erschien und dafür spricht, daß

Napoleon in diesem Moment noch nicht entschieden über die Art seines Angriffes war.

Bevor jedoch diese Bewegung des Korps Davoust begonnen hatte, ging das Korps Rosenberg um 4 Uhr Morgens gegen Davoust vor. Dieser entsendete eine Division nach Loibersdorf, um sich gegen das etwaige Erscheinen Johanns zu decken, und nahm das Gefecht in der Front auf. Nun hatten aber Kollowrath und Klenau dem um 12 Uhr Nachts erlassenen Armeebefehl, nach welchem sie um 1 Uhr aufbrechen sollten, unmöglich nachkommen können. Da sie auch zwischen 4 und 5 Uhr noch nicht eingreifen konnten, so wurde Rosenberg angewiesen, zu halten, und ging er in Folge dessen, um seine Truppen nicht ungedeckt im Geschützfeuer stehen zu lassen, in seine Stellung zurück. Napoleon, der selbst herbeigeeilt war, da ihm das Feuer bei Davoust die Ankunft des Erzherzogs Johann anzuzeigen schien, kehrte auf seinen Standpunkt in der Gegend von Raasdorf zurück.

Das Korps Bellegarde war inzwischen auf Aderklaa vorgegangen und hatte dies von Bernadotte geräumte Dorf besetzt. Da nun Klenau und Kollowrath auf dem linken Flügel sogar zwischen 5 und 6 Uhr noch weit zurück waren, so war Bellegarde in diesem Zeitpunkt in Aderklaa isolirt. — Napoleon wollte, die Lage richtig erkennend, einen schnellen Schlag gegen Bellegarde führen. Gelang derselbe, so war die österreichische Linie in der Mitte durchstoßen und die Hauptmasse von ihren beiden rechten Flügelkorps getrennt.

Das Korps Massena ging in dichten Angriffskolonnen vor, eroberte Adlerklaa, mußte aber vor einem Angriff des soeben eintreffenden Grenadierkorps von Aspre seinerseits weichen und bis in die Nähe von Raasdorf zurückgehen.

Der Versuch Bernadottes, mit den Sachsen auf Deutsch-Wagram vorzustoßen, mißlang vollständig. Der kurze Vormarsch dieser Korps war in gedrängter Massenordnung erfolgt. Die sodann angenommene Gefechtsformation bestand gleichfalls in den damals und später in der Napoleonischen Armee beliebt gewordenen kolossalen Massenformationen, die sich oft wenig oder gar nicht von den Anmarschformationen unterschieden. Bei moderner Bewaffnung hätte hier unzweifelhaft das Auseinanderziehen in Kompagniekolonnen früher, vielleicht schon zu Anfang der Vorwärtsbewegung, beginnen müssen, indeß ist in Betracht zu ziehen, daß die Artillerie

des Korps Bellegarde hier einer viel zahlreicheren feindlichen gegenüberstand.

Solche Gefechtslagen werden aber auch in den Schlachten der Zukunft nicht ausbleiben, und wenn die schwächere Artillerie durch das Feuer des Gegners halb vernichtet ist, wird sich die vorgehende Infanterie freier bewegen können.

Nachdem Aderklaa von den Oesterreichern zurückerobert war, entwickelte sich der noch nicht im Gefecht gewesene Rest des Grenadierkorps in einem Treffen zwischen diesem Dorf und Breitenlee.

Inzwischen aber war Kollowrath herangekommen und marschirte rechts von den Grenadieren auf. — Klenau hatte die Division Bondet bei Aspern über den Haufen gerannt und sogar Eßlingen erobert. Die Sachen standen anscheinend in diesem Moment recht bedenklich für Napoleon. Seine Armee war von der österreichischen immer enger umfaßt, aber diese war die schwächere und unbedingt zu weit ausgedehnt. Indeß mußte ein entschlossenes schnelles Vordringen Klenaus die Oesterreicher vollständig in den Rücken des französischen Centrums führen. Dieses Vordringen aber erfolgte nicht. Klenau und Kollowrath fürchteten, außer Verbindung mit den übrigen Heerestheilen zu gerathen, und machte Ersterer bei Eßlingen, Letzterer südlich Breitenlee Halt. —

Napoleon aber verlor die Fassung nicht, sondern traf ungesäumt seine Anordnungen. Er ist in keiner Lage größer als in diesem Moment gewesen, in welchem ihm Klenau schon im Rücken stand und er nur gewärtigen konnte, ihn unaufhaltsam gegen Groß-Enzersdorf und seine Donaubrücken vordringen zu sehen.

Davoust erhielt den Befehl, den österreichischen linken Flügel zu umfassen. Sobald die Umfassung wirksam geworden, sollte zugleich ein Schlag gegen das österreichische Centrum geführt werden. Massena aber sollte den österreichischen rechten Flügel aufhalten. Zu diesem Behuf wurde sein ganzes Korps auf Eßlingen in Marsch gesetzt. Macdonald folgte dieser Bewegung, machte eine Linksschwenkung und stellte sich gegenüber Aderklaa auf.

Die Garde und die Division Wrede setzten sich in zweite Linie hinter Macdonald.

Eine Batterie von 100 Geschützen wird vor Macdonalds Front zusammengezogen.

Diese Bewegungen der Korps Massena und Macdonald sind

in offenem Gelände ausgeführte Flankenmärsche. Macdonalds Marsch wurde durch die Attacken einer zahlreichen Kavallerie gedeckt, welche allerdings sämmtlich an den Karrees der Oesterreicher scheiterten.

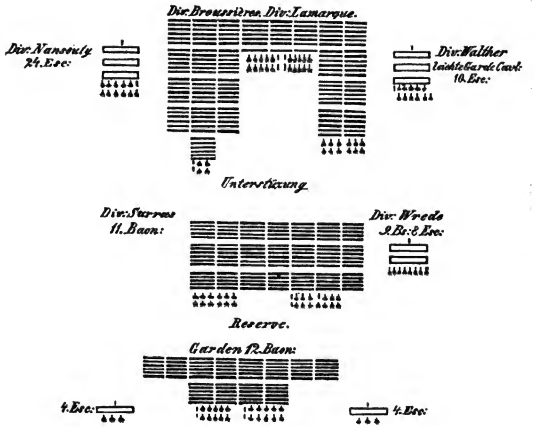
Massenas Marsch dagegen, welcher in einer Entfernung von 2500 bis 3500 m von den Oesterreichern und in gedrängten Massen ausgeführt wurde, entbehrte dieser Deckung. — Seine Formation war folgende: An der Spitze 3 Schwadronen, dann die 25 Bataillone seines Korps in dicht gedrängten Kolonnen, die Artillerie derart zwischen ihnen eingefügt, daß durch eine Schwenkung mit Bataillonen und ein Rechtsherausziehen der Batterien sofort eine Front nach der feindlichen Seite gebildet werden konnte, also durch eine einheitliche große Evolution. — Trotz der für die damalige Tragweite sehr bedeutenden Entfernung litt er stark durch das österreichische Geschützfeuer. Einmal machte Kollowrath Miene, zum Angriff zu schreiten, worauf Massena Front schwenken ließ. Da aber kein Angriff erfolgte, wurde der Marsch fortgesetzt.

Nehmen wir wiederum jetzige Bewaffnung an, so hätte Massenas gesammte Artillerie, unter angemessener Bedeckung, Stellung nehmen müssen, um die Infanterie und Kavallerie vor zu großen Verlusten zu schützen. Der Flankenmarsch hätte sich jedenfalls nicht so glatt wie damals vollziehen können, aber unmöglich wäre die Ausführung auch heute nicht.

Nachdem die Hundertkanonenbatterie ein gewaltiges Feuer eröffnet hatte, führten Macdonalds Divisionsmassen den Stoß in der Richtung auf Süßenbrunn aus. Die Divisionen La Broussière und Lamarque bildeten eine Phalanx von 24 dicht an aneinander gerückten Bataillonskolonnen, in den beiden Flanken begleitet von den Kavalleriedivisionen Nansouty und Walther. 7 Batterien gingen mit vor. Als 2. Treffen folgten die Divisionen Sarras und Wrede, ebenso formirt mit 8 Eskadrons und mehreren Batterien. Endlich rückte eine Reserve von 12 Bataillons Garden mit 8 Eskadrons und 4 Batterien auf angemessene Entfernung nach. Die Zahl der hierzu verwendeten Truppen betrug einige 30 000 Mann. (Siehe Figur II.)

Der Vorstoß der ersten riesigen Kolonne scheiterte vollkommen, insbesondere deshalb, weil sie sich stets von dem österreichischen Grenadierkorps und dem III. Armeekorps in beiden Flanken bedroht und beschossen sah. Auch die Attacken der französischen Kavallerie konnten nichts helfen, und die Truppen Macdonalds wichen,

Figur II.



furchtbar zusammengeschossen, zurück. Von österreichischer Seite wird behauptet, der Generalissimus habe durch Zurücknehmen des linken Flügels des III. und des rechten des Grenadierkorps eine Lücke bilden lassen, in welche die Phalanx hineingestoßen und nun von beiden Flanken gefaßt worden sei. Es erscheint glaublicher, daß dieses dem Oberbefehlshaber zugeschriebene, höchst künstliche Manöver einfach ein Nachgeben der betreffenden Stelle der österreichischen Front gewesen ist, auf welches jedoch die wirksamen Flankenangriffe folgten. Jedenfalls zeigte sich hier abermals, wie auch später bei Waterloo, daß schon damals diese Kolonnen keine praktische Gefechtsform darstellten

Eine neuer Angriff Bernadottes auf Adlerklaa war durch die Grenadiere von Aspre ebenfalls zurückgewiesen worden.

Napoleon zog nach dem Mißlingen dieser Stöße die Divisionen Durutte und Puthod von der italienischen Armee mehr nach links, bildete aus ihnen, im Verein mit den Divisionen Wrede und Sarras, neue Angriffskolonnen, denen die junge Garde folgte. Nach viermaligen Angriffen gelang es, die österreichische Linie bei Breitenlee etwas zurückzudrücken. Aber dieser geringe

Erfolg war keineswegs entscheidend, der Kampf ging vielmehr in eine starke Kanonade über.

Die Entscheidung fiel vielmehr auf dem äußersten rechten französischen Flügel. — Marschall Davoust hatte im Verfolg seiner Befehle seine zahlreiche Reiterei, 4 Divisionen, über Obersiebenbrunn die Umgehung des linken österreichischen Flügels ausführen lassen.

Das Dorf Markgraf-Neusiedel und die nördlich desselben liegende Höhe mit dem Warthethurm wurden von den Divisionen Morand und Friant von Osten und Süden umfaßt und nach mehrfachen vergeblichen Angriffen, obgleich Rosenberg mit Unterstützung von 5 durch Hohenzollern entsendete Bataillone eine Vertheidigungsflanke bildete, endlich erstürmt. Zu gleicher Zeit hatte die französische Kavallerie, 53 Eskadrons, die entgegenstehende österreichische, 42 Eskadrons, nach heftigen Kämpfen auf dem äußersten linken Flügel zum Rückzuge genöthigt. — Das Aufblitzen der Geschütze am Warthethurm war von Napoleon als das Signal zum allgemeinen Angriff bezeichnet worden.

Das Korps Rosenberg, welches bei den letzten Kämpfen in große Verwirrung gerathen war, trat nunmehr, etwa um 1 Uhr, den Rückzug auf Bockfließ an.

Das Korps Hohenzollern, welches Baumersdorf gegen Oudinot bis dahin gehalten hatte, mußte hierauf ebenfalls zurückgehen.

Diese Umfassung und Umgehung durch Davoust, nicht die Stöße auf das österreichische Centrum, haben die Schlacht bei Wagram entschieden. — Die Lage hat einige Aehnlichkeit mit der von Gravelotte—Saint Privat.

Die umfassenden Abtheilungen von Davoust bedienten sich ebenfalls der Massenformationen zur Ausführung ihrer Bewegungen, mußten dieselben aber wegen der Bodenverhältnisse bei Ueberschreitung des Rußbaches mehrfach wechseln. —

Der österreichische Generalissimus, der sich übrigens während der Schlacht in leidendem Zustande befand, ertheilte um 1 Uhr den Befehl zum Rückzuge, zumal auch sein rechter Flügel vor Massena in's Weichen gekommen und Erzherzog Johann bis dahin nicht hatte eingreifen können. —

Der Letztere hatte während seines Marsches zwischen Preßburg und Marchegg einen Befehl vom 5. Juli erhalten, durch welchen er vom Vorrücken der Armee Napoleons gegen den Auß-

bach in Kenntniß gesetzt und aufgefordert wurde, schleunigst gegen Siebenbrunn vorzugehen. —

Marchegg wurde um 10 Uhr früh erreicht. Der Flügeladjutant, Graf Reuß, brachte hierselbst einen neuen Zettel, datirt vom 6. Juli 2 Uhr früh, mit der Aufforderung, bei Marchegg nicht zu rasten, sondern auf Untersiebenbrunn und von da auf Loibersdorf sogleich weiter zu rücken, um mit dem Korps Rosenberg gegen die rechte Flanke des Feindes zu wirken.

Das Korps Johann brach dann auch zwischen 12—1 Uhr von Marchegg weiter auf, und stand der Erzherzog mit der Vorhut um 2 Uhr in Schönfeld (östlich Obersiebenbrunn). Hier erhielt er die Nachricht vom Feldmarschalllieutenant Fürst Rosenberg, es sei bereits Alles vorüber und „nichts mehr zu machen". Er rückte aber noch bis Obersiebenbrunn vor, wo er Davoust auf wenige Kilometer im Rücken stand, 5 Uhr Nachmittags. Sein Erscheinen verursachte eine Panik unter den französischen Bagagen und einzelnen Truppentheilen, von welcher indeß das Gros der die weichenden Oesterreicher verfolgenden Armee nicht berührt wurde.

Es mißlang jedoch gänzlich, sich mit dem Generalissimus in Verbindung zu setzen. Aber durch den Schall des Geschützfeuers und nach den Meldungen der Patrouillen hatte man die Ueberzeugung gewonnen, daß die österreichische Armee in vollem Rückzuge begriffen war.

Der Erzherzog Johann befand sich in verzweifelter Stimmung, denn er sah sofort ein, daß man ihm den Verlust der Schlacht zuschieben würde.*) Jedoch entschloß er sich schließlich, da seine Truppen erschöpft waren und, in Anbetracht ihrer geringen Anzahl, von einem Vorstoß nach entschiedener Sache nichts mehr erwartet werden konnte, hinter die March zurückzugehen.

Im Uebrigen hatte Napoleon, der beim Ausbruch der Panik aus seinem Zelt herausgestürzt und in Schuhen auf's Pferd gestiegen war, seine vollständige Ruhe bewahrt und noch am späten Abend das 4. und einen Theil des 9. Korps gegen die March dirigirt.

Die Armee des Erzherzogs Karl trat ihren Rückzug auf Bock-

*) Dies ist denn auch geschehen und hat sehr lange als unumstößliche Wahrheit gegolten. Neuerdings jedoch hat Zwiedeneck-Südenhorst in seinem Werke „Erzherzog Johann im Feldzuge 1809" ihn von jeder Schuld reinigen wollen. Die Frage berührt den von uns verfolgten Zweck nicht, und wir verweisen daher nur auf jenes Werk. — Unter allen Umständen muß man die Angriffsbefehle des Erzherzogs Karl in der Nacht vom 5/6. Juli als mangelhaft, nach Zeit und Raum berechnet, erklären.

fließ, Saeuring, Stammersdorf in sehr guter Haltung an und wies die Versuche der französischen Kavallerie, einzubrechen, kräftig ab. Die Oesterreicher gingen in Massenformationen und breiter Front zurück, die Franzosen folgten ebenso und unter beständigem Artilleriefeuer. Am Abend standen die Franzosen in der 2½ deutsche Meilen langen Linie Leopoldsau—Schönkirchen. (Nicht mehr auf der Karte.)

Die österreichische Armee zählte 25 000 Todte und Verwundete, die Franzosen, deren Berichte sehr unzuverlässig sind, beklagten ungefähr denselben Verlust. Die Angabe des „Mémorial du dépot de la guerre", Paris 1843, daß der Verlust nur 2000 Todte und 4000 Verwundete betragen habe, kann man nur als einen neuen Beweis dafür ansehen, wie Napoleon bemüht war, seine Verluste weit unter der Wirklichkeit anzugeben, um die öffentliche Meinung, welche anfing, den Kriegen den Rücken zu kehren, nicht aufzuregen. Die Oesterreicher büßten mehrere 1000 Gefangene, 1 Fahne und 9 Geschütze ein, gaben aber an, ihrerseits 7000 Gefangene gemacht, 12 Adler und 12 Kanonen erobert zu haben.

Und nun müssen wir fragen: Sind solche Kriegslagen, wie sie sich hier in dem Uebergange über die Donau, in dem Aufmarsch einer Armee Angesichts des Feindes und darauf folgender Gefechtsentwickelung zeigen, etwa in Zukunft ausgeschlossen? Will man Angesichts der Vielseitigkeit des Krieges noch weiter behaupten, daß wir ein typisches System des Anmarsches in mehreren großen Heerestheilen und des Ueberganges aus der strategischen in die taktische Umfassung absolut annehmen müßten? Dieses Schema würde früher oder später ebenso Schiffbruch einem großen Gegner gegenüber leiden, wie es bei Rivoli geschah. Nicht als ob dieses Verfahren an und für sich schlecht wäre. Wir haben in der glücklichen Ausführung im Gegentheil die höchste Feldherrnleistung erkannt, sondern wir würden nur unrichtig finden, es als typisch und als Modell erklären zu wollen. In der Strategie und großen Taktik giebt es kein Schema, es giebt nur Grundsätze.

---

3. Bewegungen der französischen Armee zur Schlacht bei Ligny 16. Juni 1815.

(Plan II.)

Die allgemeine Kriegslage war am 15. Juni Abends folgende. Napoleon war mit dem Haupttheil seiner Armee über Charleroi

gegen die preußischen Vorposten vorgegangen und hatte das 1. preußische Korps (Zieten) auf Fleurus zurückgedrängt. Gegen den Punkt Quatrebras hatte er den Marschall Ney mit den Korps Reille, Erlon und dem Kavalleriekorps Kellermann gerichtet, mit dem Auftrage, entschieden gegen die noch nicht versammelten Engländer vorzugehen. — Der preußischen Armee unter Blücher war es, ungeachtet des überraschenden Vorgehens Napoleons, am Vormittag des 16. Juni, gelungen, sich mit 3 Armeekorps, nämlich dem 1., 2. und 3. in der Nähe von Sombreffe zu versammeln. Das 4. Korps für den 16. Juni heranzuziehen, war nicht möglich gemacht worden. Blücher beschloß, die Schlacht in der Stellung Ligny—Brye anzunehmen, um den Engländern Zeit zur Versammlung zu lassen. Das 1. Armeekorps entwickelte sich in der Linie Ligny—Brye, welche sich als eine Höhenstellung kennzeichnet, mit dem Lignybach vor der Front. Ligny selbst war, obwohl zum Theil jenseits des Baches gelegen, stark besetzt; ebenso das Dorf St. Amand und St. Amand La Haye*). Auf den Höhen zwischen Ligny und St. Amand wurde eine Linie von vierzig Geschützen gebildet. Die Reservekavallerie des 1. Armeekorps, General von Röder, war durch Zutheilung an die Infanteriebrigaden und Entsendung der Brigade Treskow zur Reservekavallerie 2. Armeekorps derart zersplittert, daß nur die Brigade Lützow (siehe Karte II.) bei Ligny Stellung nahm.

Dagegen sammelte sich bei der Reservekavallerie 2. Armeekorps, General von Jürgaß, eine Masse von $8\frac{1}{2}$ Regimentern an, die später noch durch Heranziehung der Brigade Marwitz vom 3. Armeekorps verstärkt wurde.

Diese Ansammlung von Kavallerie und die Aufstellung des 2. Armeekorps, welches staffelartig hinter dem rechten Flügel des 1. stand, läßt den Gedanken Gneisenaus erkennen, vom rechten Flügel aus einen Angriffsstoß gegen den linken französischen Flügel ausführen zu wollen, und in der That kam dieser Gedanke auch während der Schlacht zur Verwirklichung, aber in unzureichender, nichts entscheidender Weise.

Das 3. Korps Thielmann, Generalstabschef Clausewitz, stand bei Point du jour und hatte Mont Potriaux und Tongrinne besetzt. Es bildete, nach Ollechs Ansicht, eine Staffel für den linken Flügel

*) Wir folgen hier nicht Ollech. — Alle anderen Schriftsteller stimmen darin überein, daß St. Amand von drei preußischen Bataillonen besetzt war. Es ist für unseren Zweck eine weitere Untersuchung dieses Umstandes überflüssig. —

der Stellung, also eine Art Reserve. Die hauptsächlichste Bestimmung des Korps ist aber jedenfalls die Sperrung der Straße nach Gembloux, d. h. der Verbindungslinie der Preußen in nordöstlicher Richtung gewesen. Unbegreiflich aber muß es — beiläufig gesagt — dennoch bleiben, daß dieses Korps nicht zu einem Vorstoß gegen Napoleons rechte Flanke verwendet wurde, nachdem sich der Hauptangriff der Franzosen gegen Ligny—Brye deutlich genug gekennzeichnet hatte. Die Gründe Ollechs gegen einen solchen Vorstoß, daß es nämlich dem Korps an genügender Kavallerie und Artillerie gefehlt habe, können wir absolut nicht gelten lassen, denn erstens hatte das Korps eine Reserveartillerie von sechs Batterien, und zu zweit führt man die Hauptstöße mit der Infanterie. Diese Nichtverwendung des 3. Korps — nur die Brigade Stülpnagel wurde durch Sombreffe auf das Schlachtfeld gezogen — gab Napoleon die Uebermacht gegen die Hauptstellung der Preußen. — Blücher rechnete auf Unterstützung durch einen Theil der englischen Armee, welche aber thatsächlich unmöglich wurde, da die sich bei Quatrebras allmälig versammelnden Streitkräfte vollauf zu thun bekamen, um das Vordringen Neys zu verhindern.

Die französische Armee war am 16. Juni früh von Charleroi nach Fleurus vormarschirt, welcher Ort von den preußischen Vorposten geräumt wurde. Napoleon erschien daselbst um 11½ Uhr und war überrascht, die preußischen Truppen schon in so starker Anzahl dicht vor seinen Spitzen versammelt zu finden und zwar in einer Stellung, welche dem beabsichtigten Weitermarsch auf Gembloux zum großen Theil in der Flanke lag. Während er selbst die Stellung erkundete, bezw. erkunden ließ, formirte sich die Armee in gedrängter Ordnung noch mit der Front gegen Gembloux. Oestlich von Fleurus das 4. Korps, Gérard, rechts, das 3. Korps, Vandamme, nordöstlich dieses Ortes links der Straße; rechts von Gérard das 1. und 2. Kavalleriekorps (Pajol und Exelmans). Südlich von Fleurus marschirten die Garde und das 4. Kavalleriekorps, Milhaud, auf.

Das 6. Korps (Lobau) war noch im Anmarsch von Charleroi auf Fleurus.

Die Stärke der Armee betrug 69 000 Mann mit 210 Geschützen; nach Ankunft des Korps Lobau aber 79 000 mit 242 Geschützen.

Die drei preußischen Korps zählten rund 80 000 Mann und 216 Geschütze.

Napoleon hatte nach beendeter Erkundung den Entschluß gefaßt, die Stellung Blüchers auf den Höhen von Brye anzugreifen. Gegen das ihm bei Point du jour gemeldete preußische Korps ließ er nur die Kavalleriekorps Pajol und Exelmans und die Infanteriedivision Hulot vom Korps Gérard unter Grouchy Front machen, um einem Vorstoß der Preußen zu begegnen und zugleich eine Demonstration in dieser Richtung auszuführen. Es sei im Voraus bemerkt, daß Thielmann im Laufe der Schlacht nur einen Versuch zum Eingreifen durch das Vorgehen einer Kavallerieabtheilung machte, der von der Reiterei Grouchys sofort zurückgewiesen wurde.

Die Korps Vandamme — dem auch die Division Girard vom 2. Korps Reille überwiesen war — und das Korps Gérard mußten in gedrängter Ordnung eine große Linksschwenkung ausführen, um die Richtung auf die anzugreifende Stellung, und zwar Vandamme auf St. Amand, Gérard auf Ligny nehmen zu können.*) Diese große Bewegung wurde wie bei Wagram mit der Genauigkeit und Gewandtheit ausgeführt, wie sie den Napoleonischen Truppen damals eigen war. Erst als die zum Angriff bestimmten Divisionen die Ortschaften Ligny und St. Amand vor ihrer Front hatten, entwickelten sie sich gefechtsmäßig und gingen dann auf das befohlene Signal, drei Kanonenschüsse in regelmäßigen Zwischenräumen, gegen jene Dörfer vor.

Die preußische Artillerie konnte diese Bewegung nicht stören, weil die damaligen Schußweiten zu kurz waren, sondern eröffnete erst das Feuer, als die französische Infanterie nahe an St. Amand und Ligny herangekommen war.

Prüfen wir nun, wie weit jene Bewegung heute ausführbar gewesen wäre.

Die Entfernung von der preußischen Artilleriestellung bis zum Ausgang von Fleurus beträgt etwas über 3000 m. Nun würde allerdings ein Theil der großen Frontveränderung durch die Erhebungen bei Tombe de Ligny gedeckt ausgeführt werden können, aber die preußischen Geschosse würden in den gedrängten

*) Ollech nimmt an, Napoleon hätte den linken Flügel der Preußen bei Ligny umfassen wollen, um sie dem Marschall Ney, den er im vollen Vormarsch glaubte, zuzutreiben. Der Ausdruck ist nicht ganz korrekt, denn der linke Flügel der Preußen war das Korps Thielmann, was aber nicht bei Ligny stand. Der Angriff gegen Ligny war rein frontal. Man kann also eher hier sagen, daß es sich um eine Durchbrechung des Centrums handelte.

Massen Gérards und besonders Vandammes, der noch früher als jener in's Artilleriefeuer gekommen wäre, schon große Verheerungen angerichtet haben, bevor sie noch zur Entwickelung gelangt wären. Die Entwickelung war zur Zeit Napoleons I. einfacher als jetzt. Denn die Bataillone blieben geschlossen, oft wurden die Seitenabstände nur sehr wenig vergrößert. Die Tirailleurs entwickelten sich direkt aus den Bataillonen, wie wir dies noch bis zum Kriege 1870 bei den Halbbataillonen ebenfalls machten, und wie man es sogar noch nach dem Kriege bis zum Jahre 1873 hin und wieder sehen konnte. — Jetzt erfolgt das Auseinanderziehen in Kompagniekolonnen jedenfalls eine bedeutende Strecke vor dem Eintritt in die Zone des feindlichen Artilleriefeuers, und es ist gerade diese Zerlegung, welche eine schnelle und richtige Abschätzung des Entwickelungsraumes nöthig macht. —

Der Aufmarsch der französischen Korps in gedrängter Ordnung hätte also in jetziger Zeit nicht jenseits Fleurus, sondern noch diesseits erfolgen müssen, dort wo die Armeereserve 1815 ihren Platz fand. Fleurus war zum Schutze des Aufmarsches zu besetzen. Ein Schleier von Kavallerieabtheilungen hätte sich südlich St. Amand und Ligny unter Zurückwerfung der feindlichen Patrouillen bis nach Tombe de Ligny ausbreiten müssen.

Ein massirtes Vorgehen der Korps Gérard und Vandamme, und zwar des ersten auf Fay und sodann mit einer Linksschwenkung gegen Ligny, des Korps Vandamme mit halb links in der Richtung auf St. Amand wäre aber hier auch nicht zu vermeiden gewesen. Die Gefechtsentwickelung von Gérard wäre etwa 800 m südlich der Straße Fleurus—Point du jour, die des Korps Vandamme etwa 2000 m südlich St. Amand erfolgt. — Eine frühere Entwickelung in Kompagnien wäre überflüssig gewesen, es sei denn, daß der Gegner Fußartillerie in seiner Stellung gehabt hätte.

Man wird nun vielleicht hier bemerken wollen, daß die Napoleonische Armee am Morgen des 16. Juni über die Versammlung der preußischen Armee zwischen Point du jour und Brye vermöge des trefflichen Gebrauches, den man in der Gegenwart von der Reiterei macht, durch zahlreiche Meldungen, schon ehe sie bei Fleurus anlangte, unterrichtet worden wäre, daß sie dann noch Zeit gehabt hätte, getrennte Kolonnen zu formiren und derart gegen die preußische Stellung vorzurücken.

Abgesehen davon, daß Napoleon — Ney gar nicht in Betracht gezogen — in zwei Kolonnen vormarschirt war, nämlich auf der

Straße von Charleroi nach Fleurus die Korps Vandamme und die Garde, folgend das Korps Lobau, während Gérard über Lambusart (nicht auf der Karte) südöstlich Fleurus vorging und erst nach der Ankunft Napoleons bei Fleurus eintraf, wäre eine Abzweigung der Garde etwa über Wangenies eine vorzeitige Maßregel gewesen, hätte die Reserve voreilig aus der Hand gegeben und so lange überhaupt keinen Sinn gehabt, bis der französische Feldherr über den Hauptangriffspunkt vollständig im Klaren war.

Meldungen der Reiterei aber hätten von der Sachlage und der Stellung der preußischen Armee doch nur ein unvollständiges Bild gegeben, denn das 2. preußische Korps traf erst zwischen 9 und 10 Uhr, das 3. Korps aber erst zwischen 11 und 12 Uhr in seiner Stellung ein.

Freilich nach dem Manöververfahren, wie es von uns geschildert worden ist, hätte Napoleon wohl Meldungen in Masse bekommen, aber das jetzige kriegsgemäße Verfahren könnte kein anderes sein, wie das der Kavallerie Grouchys, welche sich vor der Marschkolonne befand. Diese Kavallerie mußte erst die den Schleier bildende preußische Reiterei zwischen Fleurus und dem Lignybache vertreiben, und außerdem war die Stellung der Preußen sehr schwer zu erkunden, weil sie äußerst verdeckt lag. Selbst das geübte Auge Napoleons, der auf eine Windmühle gestiegen war, konnte nur wenige Truppen entdecken.

Es kann also auch heute sehr wohl eine solche Lage wie bei Fleurus eintreten, nur muß man voraussetzen, daß jeder kommandirende General eben mit Rücksicht auf die heutige Waffenwirkung seine Truppen diesseits Fleurus — wie schon bemerkt — beim ersten Anzeichen von der Nähe des Feindes hätte aufmarschiren lassen.

Jedenfalls würde der Nutzen der geschlossenen Massenbewegungen auch hier in sein Recht treten. —

Die Schlacht verlief nun, in großen Zügen dargestellt, derart, daß Vandamme St. Amand, Gérard aber Ligny angriff. Um St. Amand La Haye, St. Amand le Hameau und um Ligny entwickelt sich ein wechselvoller Kampf, in welchem nach und nach ein großer Theil der preußischen Kräfte aufgebraucht wird. Der Versuch eines preußischen Vorstoßes vom rechten Flügel mit 2 Infanteriebrigaden und einer bedeutenden Kavalleriemasse scheiterte Mangels jeder straffen Leitung des Unternehmens und an der Verzettelung der Kräfte. Es fehlte der geschlossene An-

marsch, der hier bis zum Dorfe Wagnelé absolut an der Stelle gewesen wäre, und das einheitliche Vorgehen. Auch hier zeigte sich, wie wichtig die Gewohnheit der Führer und Truppen an solche Massenbewegungen ~~sind~~. Anstatt die beiden Brigaden erst einheitlich zu formiren, dann, unter Besetzung von Wagnelé, nördlich um dieses Dorf herumschwenken zu lassen, kam erst die 5. Brigade aus Wagnelé heraus und wurde sofort zurückgeworfen, wobei sich die neuen Landwehren aus den westlichen Provinzen und sogar ein neues Linienregiment nicht gut benahmen. Die 7. Brigade konnte nur zur Aufnahme der Weichenden schreiten. Die Schlacht charakterisirt sich mehr als jede andere durch die wüthenden, die Kräfte aufbrauchenden Dorfgefechte.

Ney, auf den Napoleon gerechnet hatte, konnte nicht erscheinen, aber ebensowenig konnte Wellington den Preußen Hülfe leisten.

Noch einmal aber wirft die Kriegsgöttin ihrem alten Liebling ein großes Glücksloos in den Schoß. Das Korps Erlon, zu den Neyschen Truppen gehörig, ist von dem Adjutanten Napoleons, Oberst Labédoyère, auf seine Verantwortung in die Richtung auf Mekket gebracht worden und erscheint eine Viertelmeile vom Schlachtfelde entfernt. Aber Napoleon benutzt die Gunst des Schicksals nicht. Das Korps erhält keinen Befehl von ihm, wird durch einen Befehl Neys zurückgerufen und trifft erst nach beendetem Kampfe wieder bei Ney ein. —

Die junge Garde war zur Unterstützung Vandammes entsandt. Die Entscheidung brachte der Rest der alten Garde auf Ligny und das Durchdringen ihrer Kavallerie und Infanterie in der Richtung auf die Windmühle von Bussy. Die vereinzelten Attacken der preußischen Kavallerie, wobei das Glück den Preußen durch die Rettung des Feldmarschalls in allem Unglück lächelte, vermochten eine Wendung nicht herbeizuführen.

In der Schlachtenleitung hatte sich Napoleon Blücher und Gneisenau unbedingt überlegen gezeigt. In der Strategie war das Entgegengesetzte der Fall, das bewies Gneisenau schon an diesem Abend durch die Bestimmung des Rückzugspunktes Wavre, in welchem sich das Festhalten des schon von Gneisenau im Beginn des Feldzuges geäußerten Gedankens, stets die Vereinigung mit den Engländern zu suchen, im Augenblick höchster Gefahr glänzend offenbarte. Auch dieser Moment ist wieder ein Beweis für die Richtigkeit des Wortes von Clausewitz. Im Kriege ist Alles einfach, aber das Einfache ist schwer. Napoleon aber

verleugnete sein Genie am nächsten Tage durch die von ihm verschuldete Versäumniß vieler Stunden, wodurch die Fühlung mit der preußischen Armee verloren ging.

Die Verluste der Preußen betrugen nach ihren Berichten an Todten und Verwundeten 372 Offiziere und 11 700 Mann. 21 Geschütze gingen verloren. Charras behauptet, dieser Verlust sei nur der von 9 Brigaden, der Gesammtverlust käme auf 16 000 Mann. Napoleon giebt wie gewöhnlich eine bei Weitem zu niedrige Ziffer, nämlich 6950 Mann an. Der Verlust betrug aber 11 500 Mann.

4. Bewegungen zur Schlacht von Gravelotte—Saint Privat.

(Plan III.)

Unter den drei großen, von König Wilhelm persönlich geleiteten Schlachten ist Gravelotte die einzige, in welcher das zur Durchführung des strategischen Zweckes — Angriff auf die Armee des Marschalls Bazaine — bestimmte Heer vor der Schlacht taktisch versammelt war.*) — Die I. Armee stand mit dem 7. Korps von den Gehölzen von Vaux und Ognons bis Ars; das 8. Korps bei Gorze; die 1. Kavalleriedivision bei Corny.

Von der II. Armee stand das 9. Korps am Bois de Vionville; das 3. Korps mit der 5. Division bei Buxière, mit der 6. bei Flavigny und Vionville; die 6. Kavalleriedivision hinter der 6. Division; das 10. Korps und die 5. Kavalleriedivision bei Tronville. Vom 12. Korps biwakirte die 23. Division bei Mars la Tour; die 24. bei Puxieux; das Gardekorps bei Hannonville; das Hauptquartier der II. Armee war in Buxières.

Nach der Schlacht bei Vionville blieb man am folgenden Tage, 17. August, lange in Ungewißheit darüber, ob die französische Armee ganz oder theilweise im Abmarsch auf der Straße Metz—Etain begriffen, oder ob sie westlich Metz Stellung genommen habe.

Es ist allgemein anerkannt, daß die Aufklärung durch die Reiterei an diesem Tage nicht das geleistet hat, was man zu verlangen berechtigt war, nämlich die Feststellung, welche Richtung die am 17. Vormittags vom Schlachtfelde von Vionville abziehende französische Armee eingeschlagen hatte. Die sächsische Kavallerie-

*) Mit Ausnahme des 4. Korps, welches nicht herangezogen wurde, und des 2., welches aber am Abend des 18. August eingriff.

division allerdings hatte die Straße Metz—Etain schon um 9 Uhr bei St. Jean les Buzy erreicht und keine feindlichen Abtheilungen dort gefunden. Die Meldung hiervon gelangte an das sächsische Generalkommando erst Nachmittags um drei Uhr, also nachdem vom Großen Hauptquartier der Befehl für den 18. August schon um 2 Uhr ausgegeben worden war.

Hiermit war nun aber keineswegs etwas über die Aufstellung der französischen Armee festgestellt; die gesammte andere Reiterei der I. und II. Armee nahm an der Aufklärung keinen Antheil. Zu dieser ungewohnten Unthätigkeit der deutschen Kavallerie hat unzweifelhaft die Absicht beigetragen, ein neues Entbrennen des Kampfes, Angesichts der am vorhergehenden Tage erlittenen sehr großen Verluste (16 000 Todte und Verwundete), zu vermeiden, insbesondere, da sich die Versammlung der deutschen Armeen erst am Vormittage vollzog. Deswegen aber kann man diesen Nichtgebrauch der Reiterei am 17. August nicht gut heißen. Falls Maßregeln der Oberkommandos ausblieben, konnte die oberste Heeresleitung das Nöthige veranlassen. Die 1. Kavalleriedivision im Uebrigen war noch ganz frisch.

Es ist aber diese ganze Lage wieder ein Beispiel, daß immer im Ernst des Krieges Umstände eintreten werden, in denen die Aufklärung versagen wird, so daß wir also um so mehr Ursache haben, die billige Aufklärung, die wir bei unseren Manövern erhalten, richtig zu schätzen, um uns nicht hierin zu verwöhnen.

Freilich konnte keine Meldung darüber Sicherheit bringen, ob die französische Armee nicht doch am 18. in aller Frühe den Abmarsch über Etain oder Briey antreten würde, wie das Generalstabswerk über den Krieg 1870/71 S. 672 in einer Anmerkung sehr richtig bemerkt. Indessen hätte man, verbunden mit der Wahrnehmung, daß ein großer Theil der französischen Truppen bereits zwischen Rozerieulles und Montigny la Grange Lager bezog, allerdings mit hoher Wahrscheinlichkeit auf das Stehenbleiben der ganzen Armee schließen können, wenn man aus der Gegend von St. Privat und Roncourt ähnliche Erscheinungen gemeldet hätte.

Man hat die schon um 2 Uhr erfolgte Ausgabe des Befehls, sowie die Rückkehr des Großen Hauptquartiers nach Pont à Mousson nicht richtig befunden und dahin geurtheilt, daß dasselbe bei Flavigny länger hätte verweilen müssen, um etwa noch eingehende Meldungen für den Operationsbefehl zu verwerthen. Dagegen

läßt sich allerdings nichts einwenden, nur muß hervorgehoben werden, daß der Befehl vom 17., selbst wenn die Stellung der Franzosen am 17. Abends schon erkannt worden wäre, doch kaum anders hätte lauten können wie der thatsächlich ausgegebene. Denn immerhin mußte mit dem Abzuge der Franzosen, wenigstens eines großen Theils derselben, auch dann noch gerechnet werden. —

Der schon erwähnte Befehl des Großen Hauptquartiers lautete:

„Die II. Armee wird morgen den 18. um 5 Uhr früh antreten und mit Staffeln vom linken Flügel zwischen Pron- und Gorzebach (im Allgemeinen zwischen Pron und Rezonville) vorgehen. Das 8. Armeekorps hat sich dieser Bewegung auf dem rechten Flügel der II. Armee anzuschließen. Das 7. Armeekorps wird Anfangs die Aufgabe haben, die Bewegungen der II. Armee gegen etwaige feindliche Unternehmungen von Metz her zu sichern. Weitere Bestimmungen Sr. Majestät des Königs werden von den Maßnahmen des Feindes abhängen. Meldungen an Seine Majestät gehen zuerst nach der Höhe südlich Flavigny.

von Moltke."

Prinz Friedrich Karl hatte den kommandirenden Generalen um 5 Uhr bez. 5½ bei Mars-la-Tour und Vionville die Marschrichtungen, welche die Korps nehmen sollten, mitgetheilt. In erster Linie sollten um 5 Uhr früh das 12. Korps auf dem linken Flügel auf Jarny, das Gardekorps auf Doncourt, das 9. hart links an St. Marcel vorbei nach Norden um 6 Uhr vorgehen, das 3. Korps sollte dem 9. und das 10. Korps hinter dem 12. und Gardekorps folgen. Der Prinz Friedrich Carl vermuthete um diese Zeit den Abmarsch der Armee Bazaine's nach Conflans, womit er dem Gegner das Vernünftige zutraute. Man wußte also auch jetzt noch nichts Sicheres über die Lage. Die Korps-Artillerie des 3. Armeekorps wurde als eine Armee-Reserve-Artillerie unter den unmittelbaren Befehl des Oberkommandos gestellt.

„Ob sich aus alledem für die II. Armee eine Schwenkung nach rechts oder links ergeben wird, ist noch nicht zu bestimmen. Zunächst handelt es sich nur um den Vormarsch einer kleinen Meile. Derselbe geschieht nicht in langen, dünnen Marschkolonnen, sondern die Divisionen sind in sich massirt,

die Korps-Artillerie zwischen den beiden Divisionen eines jeden Armeekorps."

Für unseren nächsten Zweck ist nun die Art und Weise des Vorgehens besonders zu betrachten.

Das 12. Korps trat erst um 7 Uhr von Mars-la-Tour an.*) Vorher trat eine Marschkreuzung ein. Das 12. Korps stand nach seinem Eintreffen auf dem Schlachtfelde rechts vom Gardekorps. Die Sachsen aber sollten auf den linken Flügel vorgehen, und mußte die 24. Division, welche in Marschkolonne blieb, erst Mars-la-Tour durchschreiten, wodurch eine Verzögerung des Marsches des schon um 5½ Uhr aus seinem Biwak bei Hannonville aufgebrochenen und sehr bald vor Mars-la-Tour eingetroffenen Gardekorps entstand. Der Beweggrund dieser Maßregel wurde darin gesucht, daß man das Gardekorps, seiner eigenthümlichen Bestimmung gemäß, mehr in der Mitte der Schlachtlinie zu haben wünschte. Von einer „eigenthümlichen Bestimmung" des Gardekorps, etwa in dem Sinne einer Schlachtreserve wie unter dem ersten Napoleon, war 1866 nichts bemerkt worden, einstweilen konnte aber von einer Reserveverwendung hier nicht die Rede sein, da das Korps in die erste Linie genommen wurde. Es müssen also wohl andere Gründe bei dieser Maßregel mitgewirkt haben. Das 10. Korps vermochte nun erst um 10 Uhr dem Gardekorps von Tronville aus zu folgen.

Auffallend war, daß man die Kavalleriedivisionen — mit Ausnahme der sächsischen — hinter der Front ließ. Es geschah wohl in der sicheren Erwartung, baldigst auf den Feind zu stoßen und mit Artillerie und Infanterie das Gefecht eröffnen zu müssen. Die Entwickelung der Lage hat der Maßregel Recht gegeben — wie aber, wenn der Feind auf der Straße nach Briey wirklich abzog und eine vernünftige Verwendung seiner Reiterei eintreten ließ, um seinen Abmarsch zu decken?

Die Anordnung über die Formation der Truppen entsprach durchaus den Verhältnissen und befindet sich mit den Grundsätzen im Einklang, die wir über Anmarschformationen entwickelt haben.

Sehen wir, wie diese Anordnungen, soweit unsere Nachrichten reichen, ausgeführt wurden.

Die Umgebung von Mars la Tour setzte der Bewegung außerhalb des Dorfes Schwierigkeiten entgegen, heißt es im G.

*) Nach dem Bericht des Ober-Kommando der II. Armee. K. A. Gründe sind nicht angegeben. Es kann nur daran gelegen haben, daß die Divisionen erst das Dorf durchschritten und sodann eine Avantgarde formirt wurde.

St. W., daher nahmen die beiden Divisionen des 12. Korps die befohlene gedrängte Ordnung erst nördlich des Dorfes an und zwar je eine Brigade rechts und links der Straße. Worin diese Schwierigkeiten lagen, ist nicht aufgeklärt. Die Anwendung verkürzter Marschkolonnen wäre hier ganz angebracht gewesen.

Daß das Korps eine Avantgarde vornahm, erschien nach der Lage der Dinge — die Kavalleriedivision war voran — nicht nothwendig. Einige Reiter hätten genügt. Der schon entstandene Aufenthalt wurde hierdurch vermehrt.*)

Jedenfalls bleibt das Durcheinanderschieben der Korps ein durchaus nicht nachahmenswerther Vorgang, und wir glauben nicht, daß ein ähnlicher in den von Napoleon I. selbst geleiteten Aufmärschen vorgekommen ist. Gerade dieser Mechanismus war in seiner Armee sehr ausgebildet. — Daß die Ausführung des Befehls des Prinzen Friedrich Carl, in massirter Ordnung zu marschiren, da und dort Abänderungen erlitt, war an manchen Strecken durch die Oertlichkeiten wohl bedingt und muß darin selbstverständlich den höheren Truppenführern Spielraum gelassen werden. Der Marschbequemlichkeit der Truppen ist Rechnung zu tragen, soweit es dem Zweck der ganzen Bewegung nicht zuwider ist.

Soweit wir haben feststellen können, marschirten die Gardedivisionen in Kolonnen nach der Mitte hintereinander, die Artillerie in der Mitte. Das 9. Korps marschirte theils in der gewöhnlichen Versammlungsformation, theils in ähnlichen Formationen.

Von den Korps zweiter Linie waren die Divisionen des 3. in Marschkolonne aufgebrochen. Die 5. Division nahm, nachdem Doncourt passirt war, die Formation in Kompagniekolonnen an, die Bataillone zu zwölf Zügentiefe hintereinander, was nur eine verbreiterte Marschformation war. Die 6. Division ging in gewöhnlicher Marschkolonne von Vionville über St. Marcel nach Caulre Ferme.

Das 10. Korps marschirte massirt in Kolonnen nach der Mitte wie bei der Versammlungsformation. Die Sachsen nahmen bei ihrer Umgehung im Orne-Thal wieder theilweise die Marschformation an. Wir sehen also Seitens der II. Armee die Idee des massirten Anmarsches einer Armee zur Schlacht verkörpert, die auch nachher eine schnelle Richtungsänderung gestattete und sich durchaus bewährte.

Wenn wir den französischen Aufmarsch zur Schlacht bei Belle-

*) So auch die Ansicht eines Augenzeugen.

Alliance betrachten, so vollzog sich derselbe mit einer so großen Ruhe, Genauigkeit und Ordnung, daß er sogar die Bewunderung der entschiedensten Kritiker Napoleons, wie z. B. des Obersten Charras, erregt hat. — Die bei Plancenoit, Maison le Roi und Genappe biwakirende Armee entwickelte sich in 11 Kolonnen gleichzeitig zu der von Frichemont bis südlich Hougomont laufenden Schlachtlinie von zwei bezw. drei Treffen in kürzester Zeit. Es zeigte sich dieselbe Fertigkeit und Vollkommenheit des Mechanismus wie bei Wagram und an anderen Orten.

Wollte man nun diese Aufmärsche und Anmärsche der französischen Armee mit denen der preußischen und deutschen 1866 und 1870 vergleichen und zwar zum Nachtheil der letzteren, so würde man fehlgreifen; denn die Bedingungen, unter denen sie erfolgten, waren anderer Art. Auch ist ausdrücklich hervorzuheben, daß Napoleon Schlachten zählt, in denen solche regelmäßige Aufmärsche wie bei Wagram, Austerlitz, Belle-Alliance nicht stattfanden; aber immerhin muß dieses Mittel als erste Anlage zur Einheitlichkeit der Leitung noch heute als durchaus anwendbar und praktisch bezeichnet, und darf daher die Kunst der Bewegung in massirter Ordnung, wie sie die französische Armee als Erzeugniß einer langen Kriegsführung inne hatte, unter Beachtung der jetzigen Bewaffnungsverhältnisse, nicht vernachlässigt werden.

5. Die große Gefechtsleitung,

erläutert durch Vergleich von Gravelotte und Wagram.

Die Gefechtsleitung hat sich von der streng einheitlichen der als ein taktischer Körper gegliederten Armeen des 18. Jahrhunderts bis zu den in Armeen getheilten großen Heeren der Gegenwart stufenweise entwickelt. Die erste Stufe war der Sprung zu der Eintheilung der französischen republikanischen Heere in Divisionen und deren zersplitterte Gefechtsleitung;

die zweite die Eintheilung der Armee in Korps nebst straffer Oberleitung unter Napoleon;

die dritte die Eintheilung des Heeres in Armeen unter König Wilhelm und deren eigenartige, aus Aufträgen und Befehlen gemischte Leitung, welche sich zumeist an die Armeen, nur in Ausnahmefällen direkt an die Armeekorps wandte. —

Die stets wachsende Größe der Armeen hat das letztere Verfahren nothwendig gemacht, aber deshalb ist nicht gesagt, daß die Einheitlichkeit der Leitung Schaden leiden müßte.

Wir haben die Schlacht bei Wagram in das Gedächtniß unserer Leser zurückgerufen. Die Verhältnisse derselben sind sowohl in Bezug auf die Größe der Armeen als auch auf die Ausdehnung des Schlachtfeldes fast die nämlichen wie die bei Gravelotte; nämlich dort 180 000 Franzosen gegen 130 000 Oesterreicher — hier 175 000 Deutsche gegen 130 000 Franzosen — dort eine französische Schlachtlinie von über 2 deutsche Meilen, hier ohngefähr die nämliche Ausdehnung vom 7. Korps bis zum 12.

Wir glauben, daß es nützlich sein kann, die Gefechtsleitung der Schlacht bei Wagram und bei Gravelotte in Vergleich zu stellen. Die Hervorhebung der charakteristischen Unterschiede und der Aehnlichkeiten wird dann um so klarer das Wesen der Führung im Großen erkennen lassen.

Das deutsche Oberkommando hatte sich zuerst über das 3. Korps die Verfügung vorbehalten; später, als die Verhältnisse beim Feinde sich klärten, wurde es der II. Armee weiter unterstellt, und trat das 2. Korps, auf dessen Eintreffen man bis zum Abend rechnete, in die Rolle einer Armeereserve. — Napoleon hatte bei Wagram wie immer die Garde, hier verstärkt durch die Bayern, als Reserve bestimmt.

Wir haben im vorigen Kapitel die Sachlage bis zum Vorrücken der II. Armee an die Straße Metz—Etain dargelegt.

Schon der vom Großen Hauptquartier befohlene Abmarsch der II. Armee in Staffeln vom linken Flügel wies für den Fall, daß die Franzosen bei Metz stehen geblieben wären, auf ein Umfassen des rechten französischen Flügels und somit auf die Absicht hin, der feindlichen Armee den Rückzug nach dem Innern Frankreichs vollständig zu verlegen. Es tritt also hier die Absicht der Vernichtung klar und deutlich zu Tage; das Prinzip der höchsten strategischen Energie entfaltet sich und vermählt sich mit der größten Kühnheit, die ein Feldherr zeigen kann: das Eintreten in eine Hauptschlacht mit verkehrter Front. —

Ebenso deutlich spricht sich diese Absicht in dem Schreiben des Generals von Moltke an den General von Steinmetz vom 18. 8. 4 Uhr früh aus. Das 7. Korps stand bekanntlich dem linken französischen Flügel am Bois de Vaux hart gegenüber. Das 8. stand bei Gorze und war für den nächsten Tag vorläufig unter den Befehl des Großen Hauptquartiers gestellt. General von Steinmetz

hatte nun auf die gefährdete Lage des 7. Korps aufmerksam gemacht, welches der Bewegung der versammelten Armee als Stütz- und Drehpunkt dienen sollte. General von Moltke antwortete: „Das 7. Korps wird zuerst eine defensive Haltung zu beobachten haben. Die Verbindung mit dem 8. Korps kann nur nach vorn gesucht werden. Sollte es sich herausstellen, daß die feindliche Armee sich nach Metz hineinwirft, so wird unsererseits eine Rechtsschwenkung ausgeführt werden. Eine Unterstützung der I. Armee wird, wenn nöthig, aus dem zweiten Treffen der II. erfolgen."

Daß der General von Steinmetz eine Infanteriebrigade vom 1. Armeekorps, welches bekanntlich auf dem rechten Moselufer zurückgeblieben war, mit einigen Batterien in der Richtung auf Vaux vorschieben ließ, um einen etwaigen Vorstoß der Franzosen auf Ars zu flankiren, war eine sehr richtige Ausnutzung der Streitkräfte auf dem rechten Moselufer (1. Korps).

Am 18. August um 10½ Uhr Vormittags hatte sich die Lage so weit geklärt, daß die deutsche Heeresleitung annahm, der Feind wolle sich zwischen Point du jour und Montigny la Grange behaupten. Es wurde daher befohlen, daß das 12. und Gardekorps die Richtung auf Batilly einschlagen solle, um den Feind, falls er dennoch auf Briey abmarschirte, bei St. Marie aux Chênes zu erreichen, falls er aber auf der Höhe stehen bliebe, ihn von Amanvillers her anzugreifen.

„Der Angriff würde gleichzeitig zu erfolgen haben durch die I. Armee vom Bois de Vaux und Gravelotte aus; durch das 9. Korps gegen das Bois des Genivaux und Vernéville, durch den linken Flügel der II. Armee von Norden her."

Die I. Armee sollte so lange zurückgehalten werden, bis die II. Armee zur Mitwirkung bereit wäre.

Prinz Friedrich Karl hatte inzwischen kurz vorher die Ueberzeugung gewonnen, daß die Hauptmassen des Feindes nicht im Abmarsch auf Briey — der einzigen noch freien Abzugsstraße der Franzosen — begriffen seien und hatte schon um 10 Uhr das 9. Korps auf Vernéville und La Folie gerichtet, um, falls der rechte Flügel des Gegners dort stände, das Gefecht durch Entfaltung einer zahlreichen Artillerie einzuleiten. Das Gardekorps sollte auf Doncourt und Vernéville dem 9. folgen, das sächsische Korps vorläufig bei Jarny stehen bleiben. Die etwas später eingegangenen Meldungen befestigten den Prinzen in seiner

Ansicht der Sachlage. Man nahm aber so lange an, daß der rechte französische Flügel sich nicht über Amanvillers hinauserstreckte, bis eine neue Meldung besagte, bei St. Privat sei ein französisches Lager sichtbar.

In Folge dieser Meldung nun wurde dem 9. Korps vom Oberkommando der II. Armee befohlen (11½ Uhr), falls der rechte Flügel des Gegners über La Folie hinausreiche, seinen Angriff so lange aufzuschieben, bis das Gardekorps von Amanvillers her angreifen würde. Dieses letztere Korps sollte eiligst auf Vernéville vorrücken, dabei möglichst über Habonville ausholen und dann über Amanvillers den rechten Flügel des Feindes angreifen. Befehl von 11½ Uhr. ~~Das 12. Korps sollte auf St. Marie aux Chênes vorgehen;~~ das 10. Korps wurde angewiesen, auf St. Ail (Befehl von 12 Uhr) zu marschiren, das 3., bei welchem Prinz Friedrich Karl sich befand, dem 9. auf Vernéville zu folgen. Das 12. Korps sollte auf St. Marie aux Chênes marschiren (12 Uhr), um von dort aus St. Privat zu umfassen. Das 2. Korps, welches im Anrücken begriffen war, wurde nach Rezonville dirigirt.

Bevor dieser neue Befehl bei dem General von Manstein, kommandirendem General des 9. Korps, eintraf, hatte er aber den Kampf durch eine starke Artilleriecntfaltung sehr nahe am Feinde schon begonnen.

Der General hatte geglaubt, sich den Vortheil einer Ueberraschung des 4. französischen Korps, welches noch in seinen Lagern stand, nicht entgehen lassen zu sollen und eröffnete demgemäß das Artilleriegefecht, obgleich er bereits Meldung hatte, daß der rechte französische Flügel über La Folie hinausreiche. —

Sowie das Geschützfeuer bei Flavigny, wo sich um diese Zeit (12 Uhr) noch das Große Hauptquartier befand, hörbar wurde, ging folgende Weisung an den General von Steinmetz ab: Das jetzt hörbare vereinzelte Gefecht bei Vernéville bedingt nicht den allgemeinen Angriff der I. Armee. Starke Truppenmassen sind von derselben nicht zu zeigen, eintretenden Falles nur die Artillerie zur Einleitung des späteren Angriffes.

Die französische Armee stand mit dem äußersten rechten Flügel, 6. Korps, Canrobert, von Roncourt bis südlich St. Privat; das 4., Ladmirault, bei Amanvillers, das 3., Leboeuf, von La Folie bis Moscon. Das 2., Frossard, vom Point du jour bis Rozerieulles; die Brigade Lapasset vom 5. Korps bei St. Ruffine. Kavalleriedivisionen Du Barail und Forton östlich St. Privat, bezw. bei

Longeau. Die Kaisergarde und die Artilleriereserve bei Plappeville und St. Quentin. Bazaine selbst befand sich in Plappeville, später auf Fort St. Quentin.

Ueber die Leitung der Schlacht auf deutscher Seite und ob sie überhaupt geleitet worden ist, haben verschiedene Erörterungen Für und Wider stattgefunden. Aus Folgendem wird man unsere Ansicht ersehen können.

Am 17. war offenbar die nöthige Aufklärung versäumt worden. Sie erfolgte erst im Laufe des Vormittags des 18. August. — In Folge dessen muß man die an jenem Vormittage getroffenen Maßregeln und Befehle auch von diesem Gesichtspunkt aus betrachten.

Diese Umstände rechtfertigen es auch, daß das Große Hauptquartier seinen Standpunkt zuerst auf der Höhe bei Flavigny und sodann vorübergehend bei Rezonville nahm.

Der lebhaft umstrittene Punkt ist nun aber, ob es richtig war, während der ganzen Schlacht den Standpunkt im Bereich der I. Armee zwischen Malmaison und Gravelotte zu wählen. — Um das Ganze zu leiten, mußte eine weiter nördlich gelegene Stelle, etwa bei Vernéville oder bei Habonville, vortheilhaft erscheinen, und der Umstand, daß auf dem linken Flügel die strategische Entscheidung lag, mußte hierfür um so mehr in's Gewicht fallen. Als nun der König, nachdem das Gefecht entbrannt war, sich näher an die Schlachtlinie begeben wollte, wurde ihm eine Stelle südlich Malmaison empfohlen, und da die Nachrichten zu dieser Zeit dahin lauteten, daß die I. Armee die französischen Stellungen gegenüber Gravelotte genommen hätte, so begab sich das Große Hauptquartier nach der bezeichneten Stelle, welche hart hinter der feuernden Artillerielinie südlich Malmaison lag. Dort eingetroffen, fand man nun die feindlichen Stellungen keineswegs genommen (gegen 5 Uhr). General von Steinmetz meldete dem Könige selbst, die Höhen seien wieder verloren gegangen. Der König äußerte darauf ungefähr: Wenn man sie verloren hat, nimmt man sie wieder.

Wie mir ein höherer Offizier des Großen Hauptquartiers mittheilte, hat in diesem Moment — nicht aber bei dem späteren Einsetzen des 2. Armeekorps — eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem Könige und Moltke stattgefunden. Letzterer hatte

nämlich jetzt die Ansicht gewonnen, von einem erneuten Vorgehen über Gravelotte gegen die französische Stellung überhaupt Abstand zu nehmen.

Das Große Hauptquartier konnte nun von seinem Standpunkt aus das Schlachtfeld in nördlicher Richtung gar nicht mehr übersehen, veränderte aber seine Aufstellung dessen ungeachtet nicht. Für das Verbleiben bei Gravelotte fiel aber Folgendes in's Gewicht.

War es unmöglich, daß Marschall Bazaine sich plötzlich als ein Feldherr zeigte? Konnte er nicht bei Plappeville und St. Quentin den größten Theil seiner Kräfte versammelt haben, die Deutschen sich immer weiter nach Norden ausdehnen lassen und sodann versuchen, durch einen Angriff in großem Stil die I. Armee zu sprengen, die direkte Verbindungslinie mit Verdun wieder zu gewinnen?

Wenn er das 6. Korps beauftragte, den Gegner durch geschickte Stellungnahme, bis etwa nach St. Privat hin, zu täuschen und mit vier Korps (2. 3. 4. Garde) von der Linie Ferme Leipzig — Rozerieulles aus vorstieß, so war ein Erfolg gegen das 7. und 8. preußische Korps nicht unmöglich.

Ob nach einer Niederlage dieser Korps das eintreffende 2. preußische Korps das Gefecht hätte herstellen können, erscheint fraglich. Immerhin hätte dieser Versuch, Angesichts der Stellung der III. Armee, des bei Commercy stehenden 4. Korps und der Kehrt machenden Korps der II. Armee möglicher Weise zu einer Niederlage der Rheinarmee im freien Felde und zu einer schließlichen Kapitulation führen können, aber der Stoß in die Bagagen und Trains, die aus dem Moselthale hinankamen, das Schneiden der Verbindungslinie der ganzen deutschen Armee konnte doch eine augenblicklich recht unangenehme Lage herbeiführen. Zu Zweit fiel in's Gewicht, daß das 2. Armeekorps, die allgemeine Armeereserve, hier im Anmarsch war, und daß die oberste Heeresleitung sich die schnellste Verfügung über dasselbe vorbehalten wollte.

Man hat ferner den Verbleib des Großen Hauptquartiers durch den schroffen Charakter des Generals v. Steinmetz und die vor der Schlacht bei Spicheren stattgehabten Erörterungen zwischen dem General v. Moltke und ihm erklären wollen. Es wird mir aus derselben Quelle versichert, daß diese Verhältnisse jedoch nicht eingewirkt haben.*)

*) General von Steinmetz war in Bezug auf seine Untergebenen ein Mann der eisernsten Disciplin. Der Zustand des 5. Korps im Feldzuge 1866 war in

Zu den Befehlen des Großen Hauptquartiers und der sie ergänzenden der Oberkommandos und der kommandirenden Generale übergehend — wie sie bis etwa 1 Uhr erlassen wurden — so wüßte ich nicht, welche Ausstellungen man an denen des Großen Hauptquartiers, des Prinzen Friedrich Karl und den Maßregeln des 12. und Gardekorps machen wollte. Sie passen sich sämmtlich der Lage an, wie sie den Befehlenden zur Zeit bekannt war, und zeigen die des Prinzen Friedrich Karl und der Korpsführer besonders die Fähigkeit, die Befehle nicht nur einsichtig auszuführen, sondern ihnen durch angemessene Maßregeln sogar vorzugreifen.

Eine Ausnahme hiervon macht jedoch das Verhalten des 9. Korps. Man hat dasselbe mehrfach vertheidigt, und wir wollen Kühnheit und Initiative gewiß nicht auf die Goldwage legen. In militärischen und den nichtmilitärischen Kreisen, in denen man neuerdings Kriegsgeschichte schreibt und beurtheilt, ist man jetzt

disciplinarer Beziehung ein geradezu bewundernswerther, und hob sich dies um so mehr hervor, als man 1864 und Anfangs 1866 geneigt war, an der gewohnten Disciplin da und dort nachzulassen. Wie sich das Korps schlug, haben die drei hinter einander folgenden Gefechtstage von Nachod, Skalitz und Schweinschädel, geliefert gegen je ein österreichisches Korps — wozu noch das Stillliegen im Biwak am vierten Tage im feindlichen Artilleriefeuer bei Gradlitz kam — bewiesen. Steinmetz hatte sich durch seine Führung ein unsterbliches Verdienst erworben, denn das Debouchiren der II. Armee war gescheitert, wenn das 5. Korps in den Paß von Nachod oder überhaupt zurückgeworfen wurde. Sein Charakter, der von jeher dazu neigte, keine andere Ansicht neben der seinigen aufkommen zu lassen und fremdes Verdienst jeder Art nicht übermäßig zu schätzen, hatte durch die wohlverdiente Anerkennung seines Königs und des ganzen Landes noch an Schroffheit gewonnen. Immerhin aber können 1870 begangene Irrthümer die sehr großen Verdienste des Generals von 1866 nicht in Vergessenheit bringen. — Man hat auch sein Verhalten am 14. August vor Metz mehrfach tadeln wollen. Wenn er sich in seinem Bericht über das Engagement der Schlacht bei Colombey scharf über seine Untergebenen äußerte, so hatte er so Unrecht nicht. Die Stellung der I. Armee war in jenen Tagen eine **defensive** gegen Metz. Sie hatte den Auftrag, die Umgehung der II. Armee südlich Metz zu sichern. Er sagt: „Es war keine Schlacht beabsichtigt wegen der Unmöglichkeit, den Sieg zu verfolgen." Von der weit ausschauenden Absicht des Avantgardenführers, General v. der Goltz, die französische Armee aufzuhalten, um der II. Armee Zeit zu ihrer Umfassung zu gewähren, erwähnt er allerdings in seinem Bericht und seiner „Chronologischen Darstellung und Beurtheilung der Ereignisse vom 14. August" nichts. Möglich, daß ihm zur Zeit der Abfassung dieses Motiv für den Angriff noch gar nicht bekannt war. Daß das Vorgehen des Generals v. der Goltz thatsächlich zur Folge hatte, den Abmarsch der französischen Armee zu verzögern, ist bekannt. Dies aber konnte Steinmetz noch nicht übersehen. Mit dem Befehl zur Räumung des gewonnenen Bodens kann man sich dagegen keinenfalls einverstanden erklären.

immer sehr schnell mit dem Worte bei der Hand, hier sei ein „Fehler" begangen worden. Hierzu trägt ungemein eine mechanische Auffassung der strategischen und taktischen Momente bei. Solche Censurenvertheilung schmeckt eben sehr nach der Schulstube. Der Krieg ist ein so eigenartiges Geschäft, daß der Ausdruck „Fehler" in seiner allgemeinen Bedeutung auf ein unrichtiges Verhalten nur sehr selten angewendet werden kann. Ebensowenig wird man dem oder jenem Führer die oder jene Qualifikation nach einzelnen Handlungen absprechen können, denn auch die allergrößten Krieger der Weltgeschichte haben ihre Fehler gemacht. „Fehler" kann man nur diejenigen Versäumnisse nennen, für welche ein vernünftiger Grund sich in keiner Weise finden läßt.

Aber in diesem Falle läßt sich das Verhalten, trotz aller dafür angeführten Gründe, nicht ausreichend rechtfertigen. Die allgemeine Lage war dem General von Manstein bekannt. Er wußte, daß noch nördlich von La Folie feindliche Truppen standen, und er mußte sich vor Augen halten, welche Folgen ein vereinzeltes Gefecht haben konnte. Die den feindlichen Truppen durch Geschützfeuer bereitete Ueberraschung konnte doch nur Entscheidung bringen, wenn ein sofortiger wuchtiger Angriff folgen konnte, und zu diesem war das 9. Korps ganz allein nicht befähigt.

Die ohne ausreichende vorherige Erkundung vorgeschobene Artillerie gerieth in eine Lage, welche ein eiliges Eingreifen der Infanterie bedingte. Hierdurch erhielt das ganze Gefecht des 9. Korps den Charakter eines tropfenweisen Einsatzes, der allerdings den Erfolg hatte, Kräfte des Feindes auf sich zu ziehen, aber zugleich eine Zwangslage für die nächsten Truppentheile schuf.

General von Manstein sagt allerdings in seinem Bericht,*) daß die Anwesenheit bedeutender feindlicher Streitkräfte bei St. Privat erst durch deren Geschützfeuer, nach dem Auffahren der Artillerie 9. Korps, erkannt worden wäre, aber dies kann keineswegs als eine Entschuldigung für eine vor dieser Erkennung ausgeführte Kriegshandlung, die Entwickelung der Artillerie in einer höchst unglücklich gewählten Stellung, welche dem Feinde bei St. Privat die linke Flanke bot, gelten. Der Anblick des festungsartigen St. Privat von Westen her mußte allein schon genügen, um die Ueberzeugung wach zu rufen, daß der Feind einen solchen Punkt nicht unbesetzt gelassen haben konnte. —

*) K. A. 9. Korps.

Ich möchte hier doch einschalten, was mir ein hochgestellter Mitkämpfer bei Gravelotte über das Verfahren des Generals von Manstein schon vor zwanzig Jahren schrieb:

. . . . . „Ich kann nicht genug sagen, wie schwer dergleichen willkürliche Anordnungen, welche den höheren Befehlen widersprechen, mit der äußersten Härte niedergehalten werden sollten, ohne Ansehen der Person. Die Indisciplin pflanzt sich sonst durch alle Stufen der Armee fort und kann uns Niederlagen bereiten, wo sonst Siege in sicherer Aussicht stehen. Manstein mußte wissen, daß die I. und II. Armee versammelt war. Vor sich, mußte er wissen, und sah er die französische Armee. Was soll es also heißen, hier isolirt in ein stark verlustreiches Gefecht einzutreten, bevor die Armee heran war, und bevor das Oberkommando seine Direktive gegeben hatte? Dergleichen Dinge sind in meinen Augen mehr als beklagenswerth. . . . Schlägt ein Truppenkommandeur los, so muß er es aus unabweisbaren Motiven thun, die hier in keiner Weise vorlagen. . . ."

Nachdem der General von Manstein den letzten Befehl des Prinzen erhalten hatte, war sein Bestreben, demselben wenigstens möglichst Rechnung zu tragen, und dirigirte er deshalb die 25. Division vorläufig in eine Bereitschaftsstellung nördlich des Bois de la Cusse, die Avantgarde aber ließ er bis Habonville marschiren, wo 5 Batterien ebenfalls Stellung nahmen, so daß das Gefecht des 9. Korps in zwei große Gruppen zerfiel. Nach und nach trat auch der größte Theil der Infanterie der 25. Division in's Gefecht. —

Von der I. Armee hatte das 8. Korps seinen Marsch in nördlicher Richtung schon bei Villers unterbrochen und eine abwartende Haltung angenommen. Der nun heftig entbrennende Kampf des 9. Korps veranlaßte den General von Steinmetz, den Artilleriekampf durch die Artillerie des 7. Korps eröffnen zu lassen, womit er sich noch im Einklang mit den Absichten der obersten Heeresleitung befand. Aber auch die Artillerie der 15. Division, und bald darauf die Korpsartillerie des 8. Korps nahmen das Feuer auf. General von Goeben ließ, „zum Eingreifen aufgefordert", (Von wem?) wie das Generalstabswerk sagt, auch seine Infanterie in das Thal hinabsteigen, wo sie alsbald mit der französischen Infanterie, welche das Bois des Genivaux besetzt hielt, in's Gefecht

gerieth. Es wurde zuerst die Brigade Wedell, sodann die von Strubberg eingesetzt. — Das Vorgehen der Infanterie war hier auch bedingt durch die Stellung der Artillerie. Ebenso wurden beim 7. Korps Infanterieabtheilungen zum Schutz der Artillerie vorgeschoben. Allmälig wurde auch hier der Kampf ein allgemeiner, aber er nahm beim 7. und 8. Korps während des ganzen Tages denselben Charakter an wie beim 9., d. h. es fand kein einheitlich geleiteter größerer Angriff statt, sondern wurden die Truppen nach und nach in's Feuer geführt. Diese Verhältnisse brachten es auch mit sich, daß der Infanterieangriff, entgegen den Absichten der obersten Leitung, zu früh begonnen wurde. Man kann aber, nachdem das 9. Korps seinerseits zu früh in's Gefecht getreten war, weder dem General von Steinmetz, der das Vorgehen der Infanterie in diesem Moment nicht angeordnet hatte, noch den kommandirenden Generalen einen Vorwurf machen. Auch begründet sich die Auflösung, in die viele Truppentheile geriethen, durch die Beschaffenheit der beiden die Manceschlucht ausfüllenden Gehölze, welche nach allen Richtungen von dichtem Unterholz durchsetzt waren.

Der Haupterfolg der Kämpfe des 9. und 8. Korps bestand in der Eroberung der als Vorstellungen eingerichteten Gehöfte Champenois, L'envie und St. Hubert, welches letztere um 3 Uhr genommen wurde — General von Goeben ließ hierauf die 31. Brigade in der Richtung auf Moscou vorgehen. — Der Angriff mißlang vollständig.*)

Moltke hatte in dem Armeebefehl von 10½ Uhr gesagt: Der Angriff solle erfolgen vom Bois de Vaux und von Gravelotte her.

Hierin kann indessen die Direktive, womöglich die linke französische Flanke zu umfassen, nicht mit voller Bestimmtheit gefunden werden. General von Steinmetz verschloß sich aber dem Gedanken der Umfassung des linken französischen Flügels auch keineswegs. Das beweist der Auftrag, welchen die 26. Brigade erhielt, auf Jussy vorzugehen, als er sich um 3½ Uhr zu einem allgemeinen Vorstoß entschlossen hatte. —

Aber dieses Vorgehen der 26. Brigade konnte einen Massenstoß, der aus dem Bois de Vaux am besten zu führen gewesen wäre, nicht ersetzen. Ein solcher wäre auf die linke Flanke der Hauptstellung des 2. französischen Korps gerichtet gewesen und

*) K. A. Bericht des 8. Korps.

mußte im Falle des Gelingens die gesammte Stellung desselben aufrollen. Es ist schwer verständlich, wie dieser Umstand durch Steinmetz und Zastrow nicht gehörig beobachtet werden konnte.*)

Allerdings ist die Vorbereitung zu einem Massenstoß aus dem Walde heraus nicht leicht, und das 7. Korps war schon durch seine dem Feinde so nahe Stellung am 17. und die Besetzung der Waldränder zu einer Aufstellung gezwungen, die nicht günstig für das Ansetzen eines massirten Angriffes war.

Um 3½ Uhr also war es, daß die irrthümliche Anschauung des Oberkommandos der I. Armee von dem Weichen der Franzosen bei Point du jour zu den Maßregeln führte, welche sich als in hohem Grade verfehlt herausstellten. Hierzu gehört vor Allem der Befehl, daß die Artillerie und die 1. Kavalleriedivision die Mancefschlucht überschreiten sollten. Der Feind war nicht im Weichen, stand fest in seinen Schützengräben und überschüttete die ersten Schwadronen und Batterien mit einem solchen Feuer, daß das Zurückgehen der Kavallerie und des größten Theiles der Artillerie die Folge war. Nur 2 Batterien vermochten sich am jenseitigen Hange zu behaupten. Die Infanterie war ebenfalls nur vereinzelt eingesetzt worden. Allerdings hatte General von Zastrow das Vorrücken der 25. und 28. Brigade um 3¾ Uhr befohlen,**) aber zu einem geordneten und massigen Angriff dieser schon vielfach zersplitterten Truppentheile ist es nicht gekommen.

Irrthümer können überall vorkommen. Aber der Gebrauch der Waffengattungen muß ein richtiger sein. Es hatte den Anschein, als ob der Feind im Weichen sei, eine Anschauung, die auch der Chef des Generalstabes der I. Armee theilte, ganz sicher war es doch aber nicht. Daher mußte gegen die furchtbare Höhenstellung die Infanterie voran, die Kavallerie ihr folgen. Man möchte dieses Ereigniß jenem Passus in unserem neuesten Kavalleriereglement, welcher sagt: ein Angriff großer Reitermassen könne erfolgen, wenn die Infanterie anfinge, ihre Kräfte aufzubrauchen, doch warnend gegenüberstellen. Es ist schon schwer, eine wirkliche

*) Ich habe beide Generale, da ich längere Zeit unter ihnen gedient, kennen gelernt. Zastrow galt mit vollem Recht als ein Mann der höchsten Fähigkeiten. Er hatte dies 1848/49 in Schleswig, besonders aber 1866 durch mustergültige Führung seiner Division bei Königgrätz bewiesen. 1870 stand er, gebeugt durch körperliches Leiden, wohl nicht mehr auf der alten Höhe.

**) K. A. Bericht des 7. Korps.

Erschütterung des Gegners zu erkennen, wie viel mehr aber den im Reglement bezeichneten Moment! —

Daß die I. Armee die Aufmerksamkeit des Gegners und insbesondere des französischen Oberbefehlshabers durch ihre Angriffe von der von Norden her geplanten Umfassung abgelenkt und die französischen Reserven lange Zeit dort festgehalten hatte, muß als Ergebniß ihres Kampfes allerdings bezeichnet werden, womit aber das taktische Verhalten nicht trefflich gefunden werden soll.

Um 6 Uhr etwa hielt König Wilhelm es nun für angebracht, seine Armeereserve einzusetzen und stellte zu diesem Zweck dem General von Steinmetz das 2. Armeekorps zur Verfügung.

Soeben ließ nunmehr die letzte Brigade des 8. Korps (32.) in das Mancethal vorgehen. Ehe das soeben eingetroffene 2. Korps jedoch zur Verwendung gelangte, erfolgten Vorstöße der Franzosen, denen solche des 8. (32. Brigade) und 7. Korps entgegentraten, die aber, mit unzureichenden Kräften unternommen, höchstens das Ergebniß hatten, das Gefecht im Gleichgewicht zu erhalten. — Das 7. Korps behielt noch mehrere Bataillone in Reserve zurück, eine Maßregel, die, Angesichts des als Reserve dienenden 2. Korps, nicht richtig erscheinen kann. Gerade als ein Theil der durcheinandergekommenen Truppen des 7. und 8. Korps nun vor dem französischen Ausfall, der unter Heranziehung der Reserven des Korps Frossard und einer Garde-Voltigenrbrigade erfolgte, zurückwich, setzte das 2. preußische Korps ein.

Der 1500 Schritt lange Engweg von Gravelotte, die einbrechende Dunkelheit, das Zurückströmen zahlreicher Verwundeter und Weichender, der enge Aufmarschraum veranlaßten ein ungeheures Durcheinander. Der Vorstoß gelangte aber bis auf einige hundert Schritte an die feindlichen Schützengräben heran und kam dann zum Stehen. Da indeß noch fortwährend frische Truppen aus der Enge debouchirten, so wäre ein zweiter Anlauf höchst wahrscheinlich geglückt, wenn nicht — Seitens „der oberen Heerführer" sagt das G. St. W. — von einem weiteren Vorgehen Abstand genommen worden wäre. Auch das Signal „Gewehr in Ruh'" wurde auf Befehl des Generals v. Fransecky gegeben, um das in der beginnenden Dunkelheit stattfindende Feuern der Truppen aufeinander zu stopfen. Wir halten diesen Entschluß der Unterbrechung des Angriffs nicht für richtig. War das Korps

einmal eingesetzt, so mußte Alles aufgeboten werden, die Stellung zu gewinnen. Konnte man denn wissen, wie die Sache am nächsten Morgen stehen würde, und ob den dicht gedrängten Truppen nicht von der nur einige hundert Schritt entfernten feindlichen Stellung eine höchst fatale Ueberraschung zu Theil werden würde?

Das II. Armeekorps erklärt in seinem Bericht, der Erfolg des Angriffes sei ein vollständiger und die dem Korps gestellte Aufgabe gelöst gewesen, „indem der Feind die den Tag über bekämpfte Position unter dem Schutz der Dunkelheit verließ, jedenfalls in Eile und Unordnung, denn während der Nacht wurden die auf dem uns überlassenen Schlachtfelde aufgestellten Vorposten gar nicht belästigt.“ Der Feind räumte die Stellung allerdings in der Nacht, weil der Rückzug des 6. und 4. Korps sie unhaltbar machte. Jedenfalls kann man den Erfolg am Abend einen vollständigen unmöglich nennen.

Abermals war auch bei diesem letzten Angriff die Richtung aus den Augen verloren worden, welche die günstigste für den Angriff war, die vom Bois de Vaux. Nicht als ob man das 2. Armeekorps hätte in seine Südspitze versetzen können, dazu fehlte bis zum Einbruch der Dunkelheit die Zeit,*) aber vom 7. Korps mußte dort ein Schlag erfolgen. Daß die Truppen dieses Korps nicht genügend verwendet worden sind, lehren ihre geringen Verluste.

Da die Steinbrüche bei Rozerieulles thatsächlich von mehreren Schützenabtheilungen verschiedener Regimenter erreicht und gehalten wurden, so war hier der Punkt gegeben, von dem man im kurzen Vorstoß die feindliche Stellung gewinnen konnte. Aber Meldungen über jene Besetzung gelangten nicht an die höheren Befehlshaber.

Man hat an diese Kämpfe die Bemerkung geknüpft, wir hätten weder zerstreut noch geschlossen zu fechten verstanden. Diese Kritik ist im hohen Grade übertrieben. Wir waren — wie ich gleich nach dem Kriege mehrfach schrieb — nicht hinlänglich geübt in der Bewegung in großen Schützenschwärmen, im Uebrigen aber verstanden wir das Gelände gut zu benutzen, und was uns im geschlossenen Fechten abgegangen sein soll, ist mir unverständlich.

*) Der Bericht des II. Armeekorps sagt, dem kommandirenden General sei mitgetheilt worden, daß das Bois de Vaux für Kolonnen unpassirbar sei. K. A. Bericht des II. Korps. Dies ist doch jedenfalls cum grano salis zu verstehen, denn nach der Mance-Mühle führte ein Weg.

Dagegen, und das ist etwas ganz Anderes, mangelte uns, trotz unserer Erfahrungen von 1866, noch immer die Gewandtheit im Ansetzen großer einheitlicher Angriffe in passenden Formen.

Man muß aus der Zersplitterung und Auflösung der Truppen in der Manceschlucht nicht zu weitgehende Schlüsse ziehen. In solchem Gelände und bei einer solchen Aufgabe werden ähnliche Erscheinungen sich in gewissem Grade immer wieder zeigen. —

Machen wir nun einen Moment Halt, um die Leitung Napoleons am 5. Juli 1809 mit der deutschen vom 18. August 1870 zu vergleichen. Schon am 1. Juli hatte sich Napoleon auf die Insel Loban inmitten der Truppen begeben, welche den sich vorbereitenden Schlag führen sollten. Die langandauernde Vorbereitung und die stabile Kriegslage von 1809 schließen hier jeden Vergleich mit dem Verhalten des Großen Hauptquartiers vor der Schlacht bei Gravelotte aus. —

Nach dem Uebergange der französischen Armee über die Donau ist die Lage insofern ähnlich, als beide Armeen massirt vorrücken und die massirten Korps Richtungsveränderungen ausführen müssen, welche bei den Franzosen durch das strahlenförmige Auseinanderziehen, bei den Deutschen durch das allmälige Einschwenken nach Osten entstehen. Die Franzosen aber sind im Allgemeinen über die Stellung des Gegners im Klaren — die Deutschen bei Gravelotte suchen ihn erst. Die Entwickelung der französischen Armee (Wagram) erfolgt unter Annarschkämpfen (Enzersdorf, Nutzendorf), während die der Deutschen sich bis zur Ankunft vor der französischen Stellung ruhig vollzieht.

Napoleon erkundet persönlich die Stellung am Rußbach. Eine ähnliche Maßregel findet man bei dem Großen Hauptquartier und dem Oberbefehlshaber der II. Armee nur durch beauftragte Generalstabsoffiziere ausgeführt. —

Napoleon ertheilt schon während des Vorrückens dem Marschall Davoust den Auftrag, den linken österreichischen Flügel zu umfassen und die Verbindungen mit Ungarn abzuschneiden, ähnlich der Anordnung der deutschen Heeresleitung in Bezug auf den rechten Flügel der Armee Bazaines.

Die Angriffe der Franzosen auf die Rußbachlinie am späten Abend sind unzusammenhängend und mißlingen. Napoleon pflegte seine Befehle für die taktische Entscheidung sehr häufig nach dem:

„on s'engage, et puis on voit“ auszugeben. So auch hier. Diese Befehlsertheilung versagte hier wegen der späten Abendstunde und des ungleichmäßigen Eintreffens der Adjutanten bei den Korps. Das Eintreten in die Schlacht erfolgte zwar in größeren, einheitlich geleiteten Massen, aber doch vereinzelt und wirkungslos. Man kann diesen Moment von Wagram mit dem Kampf des 9. Korps und der I. deutschen Armee bis 5 Uhr vergleichen. Das Mißliche von Nachtgefechten zeigte sich am Abend des 5. Juli 1809 ebenso wie bei dem Angriff des 2. preußischen Korps in der Mance-Schlucht. Sachsen und Franzosen beschossen sich bei Wagram wie die preußischen Truppen auf den Abhängen jener Schlucht.

Die Ausdehnung der Schlachtlinie der 176 000 Mann Napoleons war am Abend des 5. Juli größer als die der Deutschen bei Gravelotte. Napoleons Standpunkt war, abweichend von dem der deutschen Heeresleitung, am 5. und 6. Juli, mit Ausnahme einer ganz kurzen Zeit, in der Mitte seiner Schlachtlinie.

Prinz Friedrich Karl hatte von seinem Standpunkt bei Habonville, wo er gegen 1 Uhr anlangte, das Gefecht beim 9. Korps beobachtet. Es mußte nun mit dem einmal entbrannten Kampf gerechnet werden — die S. 217 erwähnten Befehle des Prinzen waren inzwischen durch das Verhalten der kommandirenden Generale des 12. und Gardekorps theils befolgt, theils richtig ergänzt. Als die 1. Gardedivision, Pape, bei Habonville eintraf, erkannte ihr Führer, daß der Angriff auf Amanvillers unausführbar sein würde, und beschloß, noch vor Eingang weiterer Befehle in der von Habonville nördlich streichenden Schlucht in der Richtung St. Ail — St. Marie abzumarschiren (etwa 1 Uhr).*) General v. Pape meldete dies dem Generalkommando und erhielt seine Zustimmung, mußte nun aber auf Befehl vor St. Marie halten, da dies Dorf von den Franzosen inzwischen besetzt worden war.

Die Artillerie der 1. Gardedivision war bei Habonville aufgefahren und ging später in eine Stellung bei St. Ail, woselbst sich auch die vorgezogene Korpsartillerie anschloß.

*) Wie mir General v. Pape brieflich seiner Zeit mittheilte, verband er damit die Absicht, wo möglich bis Auboué zu gelangen, um von dort aus St. Privat anzugreifen. Er behauptet, eine Kreuzung mit den Sachsen hätte dabei nicht stattfinden können, da diese zu jener Zeit noch zu weit zurück waren. Diese Idee wurde wie man sieht, bald aufgegeben.

Inzwischen hatte das Oberkommando der II. Armee ebenfalls angenommen, daß St. Privat von den Franzosen stark besetzt sei. Dieser Ort sollte nun — abweichend von der früheren Absicht — vom Gardekorps angegriffen werden, jedoch das Gefecht ebenfalls nur mit Artillerie hingehalten werden, bis das 12. Korps die Stellung umfaßt haben würde.

Um 3 Uhr meldete der Kronprinz von Sachsen, daß er die 24. Division auf St. Marie aux Chênes, die 23. auf Coinville mit der Bestimmung, den rechten französischen Flügel zu umgehen, in Marsch gesetzt habe. Dieser eigene Entschluß war von großer Wichtigkeit, denn dadurch wurde dem 12. Korps die Richtung angewiesen, durch die es im Stande war, den Absichten des Oberbefehlshabers thatsächlich zu entsprechen. —

Um 3½ Uhr wurde St. Marie aux Chênes nach Verabredung der Generale v. Nehrhof und Pape nach einiger Vorbereitung durch Artillerie von Theilen der 23. (47. Brigade) und 1. Gardedivision genommen. Ein großer Theil der 47. Brigade, deren Führer verwundet worden war, folgte sofort den weichenden Franzosen auf Roncourt, ungeachtet des ausdrücklichen Befehls, in St. Marie zu halten,*) stieß aber noch vor diesem Ort auf so heftigen Widerstand, daß die Truppen nach St. Marie zurückgeworfen wurden.**) Dies Vorgehen konnte auch zu der geplanten Umgehung nicht passen.

Inzwischen war auch die 2. Gardedivision herangekommen. Die 3. Garde-Infanteriebrigade wurde dem General von Manstein zur Verfügung gestellt und nahm bei Habonville Stellung. Die 4. marschirte mit der Divisionsartillerie nach St. Ail. Die letztere ging südlich St. Marie in Stellung, so daß nun die gesammte Gardeartillerie unter der Leitung des Prinzen von Hohenlohe in Wirksamkeit getreten war.

Während dessen war die 23. Division vom Kronprinzen Albert über Auboué auf Roncourt, behufs Umfassung des Gegners, gerichtet worden. Die sächsische Artillerie deckte von einer Stellung nördlich St. Marie diese Bewegung.

Die Geschützentwickelung vom Bois de la Cusse bis zu den Gehölzen bei Auboué betrug circa 180 Kanonen und brachte die französische Artillerie bei St. Privat und Amanvillers zum

*) K. A. Bericht des 12. Korps.
**) Bericht eines Augenzeugen.

Schweigen. Es war um diese Zeit eine Feuerpause eingetreten, nur hin und wieder fiel ein Schuß aus der Artillerielinie.

Da nun aber dem sächsischen Generalkommando die Gegend bei Roncourt stark besetzt erschien und der Kronprinz durchaus vermeiden wollte, auf die Front des Feindes zu stoßen, so ertheilte er um 4 Uhr dem Prinzen Georg (23. Division) den Befehl, noch weiter nördlich auszuholen, wozu ihm auch die 48. Brigade (von der 24. Division) überwiesen wurde.

In Folge dieses Befehls entsendete Prinz Georg die 48. Brigade, um im Ornethal über Montois gegen Roncourt vorzugehen. Die 45. Brigade sollte diesen Ort von Westen her anfassen.

Die 46. Brigade befand sich zu dieser Zeit erst zwischen Moineville und Coinville.

Die 47. Brigade aber — welche bei St. Marie gefochten — wurde von diesem Ort nördlich bis an den Südrand der Gehölze bei Auboué gezogen, um, wie das Generalstabswerk in einer Anmerkung sagt, dort als Reserve des Korps bereit zu stehen. Diese Bewegung kann man nicht als wohl begründet ansehen. Die Brigade wäre besser unmittelbar gegen Roncourt dirigirt worden, sobald die Umgehungskolonne von Norden her eingriff.

Montois war nicht besetzt. Der Widerstand war überall höchst unbedeutend, da der Marschall Canrobert zu dieser Zeit fast alle seine Kräfte in und bei St. Privat versammelte.

Die sächsische Artillerie war von ihrer Aufstellung am Wege St. Marie—Hautmécourt in zwei Absätzen in eine Stellung etwa 1700 Meter westlich Roncourt vorgegangen. — Indem nun die 45. Brigade von Westen, die Umgehungskolonne von Norden gegen Roncourt vorging, fand sie diesen Ort geräumt. Das Südende war nach der Ansicht eines Gewährsmannes schon vorher von einigen Kompagnien der 1. Gardebrigade erreicht worden, zum Mindesten aber geschah dies zu gleicher Zeit.*) — Die Brigade Péchot hatte vorher den Wald von Jaumont besetzt, gegen welchen ein Regiment der 48. Brigade und Theile der 47. sich wenden mußten. Später wurde die Brigade Péchot bis hinter die Steinbrüche von Jaumont zurückgeworfen.

Man kann darüber zweifelhaft sein, ob das Ausholen über Montois nöthig war, insbesondere, da nach dem Bericht der 1. Gardedivision der von Patrouille zurückkehrende Premierliente-

*) Vergl. Seite 233 und 234.

nant v. Byern des Garde-Husarenregiments gemeldet hatte, daß die Gegend bei Montois und Roncourt bis auf einzelne Patrouillen frei vom Feinde sei, und dieser Offizier diese Meldung auch an das sächsische Generalkommando befördert hatte; jedenfalls aber wurde nach dem Grundsatz verfahren: bei Umfassungen auch ordentlich zu umfassen, sicher zu gehen. —

Inzwischen war nun der Angriff des Gardekorps erfolgt, welcher den Anlaß zu so vielen Kommentaren und Betrachtungen gegeben hat.

Prinz August von Württemberg hielt den sofortigen Angriff für nöthig und holte die Genehmigung des Oberbefehlshabers ein, welche nach dem G. St. W. S. 860 erfolgte. In dem Bericht des Oberkommandos der II. Armee ist eine solche Zustimmung ausdrücklich nicht erwähnt. Es heißt darin: „Die vorgerückte Tageszeit gestattete nicht, die Ausführung der begonnenen Bewegung über Montois auf Roncourt (Seitens der Sachsen) abzuwarten, vielmehr schien erforderlich, schon jetzt die Entscheidung herbeizuführen. Diese Erwägung bestimmte den Prinzen August von Württemberg zum Angriff." Die Genehmigung ist aber wohl doch mündlich ertheilt worden, womit die Mittheilungen des Generals von Pape übereinstimmen, der übrigens behauptet, daß man von Habonville aus die Verhältnisse nicht hätte übersehen können.

Die Mitwirkung der Sachsen war zu dieser Zeit (5 Uhr) thatsächlich ausgeschlossen. Nach einer 1872 im M. W. B. erschienenen Darlegung des damaligen Chefs des Generalstabes des Gardekorps, späteren Kriegsministers Bronsart von Schellendorf, werden als Gründe angeführt:

1. die Absicht, dem 9. Korps Erleichterung zu bringen;
2. die Umgehung der Sachsen zu erleichtern;
3. weil man beim Feinde Bewegungen wahrnahm, welche sowohl auf eine Unternehmung gegen ein Nachbarkorps als auch auf den Beginn eines Abmarsches gedeutet werden konnten;
4. weil man annahm, die französischen Hauptreserven würden nach dem rechten Flügel gerichtet werden, wie dies allerdings nach dem, was man *später* erfuhr, stattgefunden hat.

Das G. St. W. führt S. 859 nur an, daß man das Eingreifen der Sachsen für unmittelbar bevorstehend hielt, und daß die vorgerückte Tagesstunde zu einer Entscheidung drängte.

Die Gründe jenes Aufsatzes im M. W. B. kann man meines Erachtens nicht gelten lassen, sondern höchstens die des G. St. W.

als Motiv dafür anführen, daß man von dem durchaus richtigen Plan, die Umgehung der Sachsen abzuwarten, abwich.

Um so auffallender ist es aber, daß nicht sofort ein massenhaftes Artilleriefeuer auf St. Privat gerichtet wurde. Dies geschah thatsächlich nicht. Unsere langen Artillerielinien hatten die feindliche niedergekämpft, aber gegen St. Privat, das Hauptangriffsobjekt, war nicht ein Schuß gefallen, als der Angriff erfolgte. Und auch dieser Angriff war kein Massenangriff in großem Stil.

Der Verlauf war folgender: Zuerst stieß die 4. Garde-Infanteriebrigade von St. Ail gegen den Bergvorsprung südlich St. Privat vor, bemächtigte sich desselben, vermochte aber nach erlittenen ungeheuren Verlusten nicht weiter vorzudringen, behauptete sich indeß auf diesem Vorsprung, ungeachtet die Division Cissey einen Stoß gegen ihre rechte Flanke unternahm, welcher durch wenige Gruppen Infanterie und mit Hülfe zweier auf den Höhenrücken gelangten Batterien abgeschlagen wurde. Diese Batterien vollbrachten hier ein artilleristisches Heldenstück, wie die beiden Batterien, die bei St. Hubert aushielten.

Sobald der General von Manstein das Vorrücken der 4. Garde-Infanteriebrigade bemerkte, ließ er die ihm überwiesene 3. Garde-Infanteriebrigade von Habonville gleichfalls und zwar gegen Amanvillers vorgehen. Drei hessische Bataillone sollten zur Deckung der linken Flanke der Gardebrigade ebenfalls vorrücken.

Die Gardebrigade ließ das Regiment Elisabeth vorläufig im Bois de la Cusse zurück und zog es erst heran, nachdem der Vorstoß der anderen Bataillone vor Amanvillers, gleichfalls nach ungeheuren Verlusten, zum Stehen gekommen war. Von einem Massenangriff war auch hier keine Rede. Doch wurde eine Strecke des Geländes vor Amanvillers gewonnen und behauptet, trotz der mehrfachen Gegenstöße der Franzosen. — Bei diesen beiden Angriffen war die Wirkung der deutschen Artillerie gegen diese Gegenstöße der Franzosen eine höchst entscheidende.

Während dessen begann der Angriff der 1. Gardedivision von St. Marie aus, wohin Prinz August von Württemberg sich begeben hatte. Er befahl den Angriff längs der Chaussee mit Richtung auf die höchstgelegenen Gehöfte von St. Privat.

General von Pape machte sehr entschieden darauf aufmerksam, daß die sächsische Umgehungskolonne noch nicht heran, und daß noch kein Kanonenschuß auf St. Privat gefallen sei. Prinz August

erwiderte ihm, daß das 12. Korps um 5 Uhr Roncourt angreife, daß es schon 5½ Uhr und die höchste Zeit für die 1. Gardedivision sei. — Auf die Erwiderung des Generals von Pape, daß das 12. Korps noch nordwestlich St. Marie stehe, erfolgte die Antwort, daß die 2. Gardedivision schon gegen Amanvillers vorgehe mit dem Zusatz: „Das dauert bei Ihnen Alles so lange."

Die Bemerkung, daß die Artillerie noch nicht auf St. Privat gefeuert habe, entsprach durchaus den Verhältnissen. Es fehlte die nothwendige Uebereinstimmung zwischen den Truppenführern und den Artilleriekommandeuren. Es fehlte der Artillerie auch offenbar an der nöthigen Orientirung über den bevorstehenden Angriff auf St. Privat. Dagegen hatte sie, wie schon bemerkt, den Angriff auf Amanvillers wacker unterstützt.

Das vom General von Pape angeführte zweite Motiv über den Anmarsch der Sachsen ist ebenfalls zutreffend, wenn er auch die augenblickliche Stellung der Sachsen nicht richtig beurtheilte. —

Nach der letzten Zurückweisung ertheilte er sofort den Befehl zum Vorgehen. — Eine Wahl für die Angriffsrichtung hatte er nicht. Einige hohe Häuser waren vom Chef des Generalstabes des Gardekorps, Oberst von Dannenberg, als Richtungspunkt bezeichnet. Die südwestlich St. Marie stehende 1. Garde-Infanteriebrigade trat nunmehr an.

Das 2. Garderegiment folgte unmittelbar hinter dem rechten Flügel der 1. Brigade, wurde aber sehr bald von dem General rechts in die erste Linie gezogen.

Von der 1. Gardebrigade war jedes Regiment in drei Treffen, das erste in Kompagniekolonnen, die beiden anderen in Halbbataillonen formirt. Die Brigade, General von Kessel, machte zuerst eine Linksschwenkung in der Absicht, der festungsartigen Stellung von der nordwestlichen Seite beizukommen und das dortige, dem Angriff günstigere Gelände zu benutzen. Auf diese Weise führte die Brigade einen Flankenmarsch im feindlichen Feuer aus, ohne jede Deckung, und ich kann nur bei meiner in der „Entwickelung der Taktik" schon ausgesprochenen Ansicht verbleiben, daß die Brigade diese Bewegung westlich von St. Marie ausführen und, um die nördliche Ecke herumschwenkend, den Angriff ausführen mußte. Nach Zurücklegung von etwa 600 Schritten schwenkten die Bataillone nach und nach rechts ein und gingen sodann zum Angriff auf St. Privat vor, während vom linken Flügel einige Kompagnien in der Richtung auf Roncourt ver-

blieben, wo sie mit den Sachsen zusammentrafen. Die ganz schwache französische Besatzung in Roncourt verließ den Ort fluchtartig. — Der Angriff gegen St. Privat mußte nun aber, obgleich das 4. Garderegiment ihn auch von links her unterstützte, 5—600 Schritt vor der Stellung Halt machen. Die Verluste waren gleichfalls ungeheuer und beliefen sich nach Schätzung des Generals von Pape allein auf diesem Punkt in ganz kurzer Zeit auf 3000 Mann. Wie bei der 3. und 4. Brigade gab es hier Bataillone, die ihre sämmtlichen Offiziere verloren.

In diesem Moment zeigte sich, wie an manchen anderen Orten, worin die Deutschen den Franzosen überlegen sind: das zähe Ausharren im Angriff. Die Truppen behaupteten sich mit unübertrefflicher Ausdauer vor St. Privat wie vor Amanvillers. Allerdings ist eins zu bemerken. Das Korps Canrobert blieb rein passiv. Kein Gegenstoß erfolgte. Diese Probe blieb vor St. Privat der Garde erspart.

Das Fernfeuer der Franzosen verursachte hier den auf glacisartigem Abfall vorrückenden Truppen die größten Verluste. Nach den Angaben des Generals von Pape wurden die Truppen schon auf 500—600 Schritt von den Franzosen stark überschossen. — Die Erfahrungen sind natürlich je nach dem Gelände hierin sehr verschieden. So z. B. erklärt das 4. Garderegiment, welches in einem dem Angriff günstigeren Gelände als die 1. Brigade vorrückte, es habe die größten Verluste auf 400 Schritt gehabt. Das starke Ueberschießen der Franzosen auf nahe Entfernungen aber steht mit meiner Erfahrung im Einklang.

General von Pape hatte, sowie sich die Heftigkeit des Widerstandes erkennen ließ, die dringendsten Aufforderungen um Unterstützung durch Artillerie ergehen lassen.*) — General von Budritzki befahl seiner Divisionsartillerie vorzugehen. Jetzt erst trat Artillerie gegen St. Privat selbst in's Feuer. Die zwischen Habonville und St. Privat stehende Artillerielinie des Gardekorps ging staffelweise vor. Vier Batterien rückten auf 1000 Schritt an St. Privat heran. Die übrigen Batterien der Korpsartillerie gingen etwas rechts von diesen Batterien ebenfalls in Stellung. Ein Theil

*) Der Bericht des Generals von Pape sagt, er habe seinen Adjutanten mit der Bemerkung abgeschickt, die Unterstützung soll erfolgen „bei kriegsrechtlicher Verantwortung".

derselben wurde aber gegen den Gegner bei Amanvillers in Thätigkeit gesetzt. Dies war etwa um 7 Uhr.*)

Um diese Zeit nun nahte die Hülfe der Sachsen.

Die 48. Brigade ging direkt gegen St. Privat vor, von der 45. Brigade, welche, wie erwähnt, sich Roncourt von Westen her genähert hatte, wandten sich ebenfalls mehrere Truppentheile auf Aufforderung des Gardekorps gegen St. Privat, kreuzten sich dabei aber zum Theil mit der von Norden kommenden 48. Brigade.

Zwei sächsische Batterien wirkten gegen St. Privat. Später schwenkte die gesammte sächsische Artillerielinie rechts und formirte sich in der Entfernung von etwa 1400 Schritt zu einer neuen Stellung gegen St. Privat.

Sehr lange kann dieselbe allerdings nicht gewirkt haben, da nunmehr der Sturm der Garden und Sachsen erfolgte, welcher, von beiden Theilen mit hervorragender Energie ausgeführt, dieses Bollwerk in unsere Hände fallen ließ.**)

An Reserven waren zur Stelle, bez. im Anmarsch: die 46. und 47. Brigade, das Garde-Füsilierregiment, welches mit den Gardejägern in St. Marie zurückgehalten worden war, und die 20. Division.

Das 10. Korps hatte erst um 6 Uhr den Befehl vom Oberkommando erhalten, gegen St. Ail vorzurücken.

Seine Artillerie fuhr zum Theil in die schon formirten Artillerielinien der Garde und Sachsen ein.

Das 6. französische Korps ging in Auflösung zurück. Die auf Bazaines Befehl eintreffende Grenadierdivision der Garde kam zu spät. Eine mächtige deutsche Artillerielinie formirte sich südlich und nördlich St. Privat und führte bis nach 9 Uhr den Geschützkampf mit der feindlichen Artillerie, welche den Rückzug zu decken suchte.

Die gesammte Stellung der französischen Armee war unhalt-

---

*) General von Pape behauptet mit aller Bestimmtheit, daß nur 5 Batterien, 3 Garde- und 2 sächsische, direkt gegen St. Privat gefeuert haben.

**) General von Pape, der gewohnt war, die allerhöchsten Anforderungen an die Truppe zu stellen, ein wahrer Spartaner von Gesinnung und Thatkraft, sprach sich 1874 in einem Briefe an mich über die Wucht des sächsischen Angriffs durchaus anerkennend aus — und das will bei ihm viel sagen, denn es ist nicht zu leugnen, daß neben den Leistungen der eigenen Truppe in seinen Augen oftmals die anderer zurücktraten. — Wie herrlich wurden hier jene traurigen Tage von Lüttich durch das gemeinschaftlich vergossene Blut der Vergessenheit übergeben.

bar, und zog sie sich schon während der Nacht nach Metz zurück. — Der Gesammtverlust der Deutschen betrug 899 Offiziere, 19 260 Mann, der des Gardekorps allein 307 Offiziere, 7923 Mann. 2 Geschütze des 9. Korps waren verloren gegangen.

Die Franzosen verloren 589 Offiziere, 12 273 Mann.

Die Gefechtsleitung der II. Armee ist schon bis zu Anfang des Nachmittags als eine vortreffliche charakterisirt.

Ueber die Anordnungen von dieser Zeit ab ist Folgendes hervorzuheben:

Da die Schlachtlinie sich durch die Bewegung des 12. Korps nach Norden unbedingt sehr ausdehnen mußte, wäre es wohl angezeigt gewesen, das 10. Korps früher in der Richtung auf St. Privat vorzuziehen, um vor einem Rückschlage gesichert zu sein, oder bei dem Sturm auf St. Privat seine Mitwirkung zu ermöglichen. Da das 10. Korps um $2^1/_2$ Uhr bereits bei Batilly stand, so lag dies sehr wohl im Bereich der Möglichkeit. Wäre dies geschehen, so hätte die 1. Gardedivision ihre fünf Regimenter sofort gegen St. Privat einsetzen können. Ueberhaupt kann man wohl die Frage aufwerfen, ob die Vorbereitungen zum Angriff auf St. Privat nicht einheitlicher von dem Oberkommando hätten geregelt werden müssen, sei es, daß der Oberbefehlshaber sich selbst nach St. Marie begab, sei es, daß durch genau gefaßte Befehle die Zeit des Angriffs festgesetzt wurde.

Der umsichtigen Leitung des 12. Korps ist allerorts Beifall gezollt worden. Man hat indeß daran gezweifelt, ob es nöthig gewesen wäre, über Montois auszuholen. Wie man die Dinge jetzt übersieht, wäre dies allerdings nicht nöthig gewesen, da man dort nichts und in Roncourt fast nichts vom Feinde traf. Dies konnte man aber um so weniger wissen, als thatsächlich die 47. Brigade nach der Einnahme von St. Marie in der Gegend von Roncourt auf starken Widerstand gestoßen war. Canrobert zog seine Truppen während der Bewegung der Sachsen erst auf St. Privat zurück.

Dagegen erscheint, wie schon bemerkt, das Heranziehen der 47. Brigade von St. Marie an die Gehölze von Auboué nicht motivirt, und ebensowenig die bei Montois eingetretene Verzögerung, welche durch den an die 45. Brigade erlassenen Befehl entstand, das Eintreffen der 48. Brigade abzuwarten. Denn

daß Montois nicht besetzt war, konnte man durch Kavallerie-erkundungen erfahren haben.

Ein von uns hochgeschätzter Schriftsteller spricht sich dahin aus, daß die Schlacht verloren gewesen wäre, falls die französische Grenadierdivision etwa 1¼ Stunde eher eingetroffen wäre. Derselben Ansicht ist auch der so nah betheiligt gewesene General von Pape.*) Und in der That — hätte Canrobert sie richtig zu einem Stoß, um die Nordseite von St. Privat herum, in die linke Flanke der 1. Gardedivision, in dem Moment, als sie sich vor St. Privat verblutete, oder zur Abwehr der Sachsen gebraucht, so ist es sehr die Frage, ob die heranrückenden sächsischen Reservebrigaden und die 20. Division im Stande gewesen wären, die Schlacht noch an demselben Tage zu einer siegreichen zu machen. Sie wäre vielleicht unentschieden geblieben und am nächsten Tage mit Hülfe der Armeereserven, des 2. 3. 10. Korps, wieder aufgenommen worden. —

Doch das sind Hypothesen. —

Kehren wir noch einmal zum Großen Hauptquartier zurück! Man hat behauptet, die Schlacht sei im Ganzen nicht geleitet gewesen, die II. Armee sei der obersten Heeresleitung so zu sagen aus den Fingern gegangen.

Die Leitung war von Anfang an erschwert, weil man — durch Schuld mangelnder Aufklärung — mit zwei Möglichkeiten — Stand halten der französischen Armee vor Metz, Abmarsch nach Nordwesten — rechnen mußte. Von einem vorbedachten Schlachtplan konnte daher keine Rede sein. Indeß waren um 10½ Uhr die Befehle erlassen, die man zu dieser Stunde überhaupt geben konnte, und diese wiesen den Armeen ihre Rolle an. Wenn sich auch die deutsche Heeresleitung in jedem Moment die Verfügung über einzelne Korps voll und ganz vorbehielt, so muß man doch mit Armeen in der Schlacht rechnen, wenn man die Eintheilung in Armeen überhaupt für nöthig hält, und das wird für die Gegenwart wohl Niemand bestreiten wollen. Möglich immerhin, daß die oberste Leitung auch einmal in die Anordnung der Angriffe, falls sie zur Stelle, direkt eingreift. Aber als Regel

*) Brief desselben von 1877.

wird man dies nicht anerkennen können. Es ist dies jetzt Sache der Oberbefehlshaber der Armeen.

Die II. Armee hat nun die Leitungsbefehle des Großen Hauptquartiers zur Ausführung gebracht, und in dem Sinne kann man sagen, daß die Schlacht vom König Wilhelm allerdings geleitet worden ist. —

Es ist sehr oft erörtert, daß Bazaines ganzes Verhalten immer von der Sorge beeinflußt war, sein linker Flügel könne von Metz abgedrängt werden. Den einfachen gesunden strategischen Gedanken, um jeden Preis von Metz zur Vereinigung mit Mac Mahon abzumarschiren, vernachlässigte er, bis es zu spät war. Man hat nun dahinter politische Gründe gesucht, und auch der große Feldmarschall hat dem zugestimmt. Aber in welcher Lage konnte denn Bazaine hoffen, politischen Einfluß auszuüben? Doch nur als Sieger oder an der Spitze der gesammten Streitkräfte Frankreichs; doch wohl keinenfalls, wenn er sich in Metz einschließen ließ! Daß politische Gründe sein Verhalten beeinflußten, erscheint mir zum Mindesten sehr unwahrscheinlich. Nein, Bazaine war eben auch nur ein tüchtiger Korpsführer ähnlich wie Benedek, und anstatt den großen Gedanken mit Konsequenz zu verfolgen, klammerte er sich an Rücksichten, die sonst gewiß auch recht wichtig sind, die aber in diesem Moment in zweiter Linie standen. Schon in meiner Entwickelung der Taktik sage ich hierüber: „Der Marschall Bazaine begriff aber die Gefahr der Lage nur unvollkommen, er unterschätzte die Thätigkeit und den Unternehmungsgeist des Feindes. Er setzte das Alltägliche an die Stelle des von ihm verlangten Ungewöhnlichen und machte weder den Versuch zur Rettung durch Abmarsch, noch errieth er rechtzeitig die Absichten des Feindes, um ihnen möglichst zu begegnen."

Gehen wir nun zur Leitung Napoleons am 6. Juli 1809 über.

Er befindet sich in der Nacht inmitten der Schlachtlinie in seinem Zelt. Er versammelt am Abend seine Korpsbefehlshaber und theilt ihnen seine Absichten für den 6. Juli mündlich mit. Der Gedanke war: Zusammenziehung seiner Streitkräfte nach der Mitte, offenbar zum Zweck der einheitlichsten Verwendung in offensiver Absicht. Wie das am nächsten Tage geschehen sollte, darüber wurde nichts festgesetzt.

Als nun am frühen Morgen das Korps Rosenberg gegen Davoust vorgeht, fliegt er selbst nach seinem rechten Flügel, um sich von der Sachlage zu überzeugen, da er glaubte, daß der Erzherzog Johann im Anmarsch sei.

Hierüber beruhigt, kehrt er nach dem Centrum zurück, und erst, nachdem die Schlacht sich weiter entwickelt und er die Bewegungen der Oesterreicher übersehen hat, ertheilt er seine Befehle. Der erste war, den vereinzelt vorgegangenen Bellegarde zu packen und damit die österreichische Linie zu sprengen. Dieser Schlag gelingt nicht. Die weiteren Befehle lauteten: Umfassung des linken feindlichen Flügels durch Davoust und Sprengung der österreichischen Linie, da, wo er diese am dünnsten erkannt hatte, in der Richtung auf Wagram. Gegen die österreichische, ihn stark bedrohende Umfassung seines linken Flügels entsendet er zwar Massena, verfolgt aber im Uebrigen seine Absichten. Die Umgehung Rosenbergs durch Davoust holt ebenfalls weit aus und ähnelt somit in gewissem Grade den Bewegungen der Sachsen bei Saint Privat. Der eigentliche Durchbruch erfolgt aber da, wo die österreichische Vertheidigungsflanke mit der geraden Frontlinie zusammentrifft. Immerhin war die Umfassung durch zwei französische Divisionen das eigentlich entscheidende Moment, denn sie nöthigte die Oesterreicher, die Frontlinie zu schwächen. Reserven waren nicht mehr vorhanden. So entschied sich der Sieg für Napoleon, obgleich der Stoß gegen das österreichische Centrum keinen vollständigen Erfolg hatte.

Napoleons Armee war nur in Korps eingetheilt. Die „Armee des Vicekönigs" war auch nur ein großes Korps. Wir sehen ihn aber auf dem Schlachtfelde selbst größere Massen bilden und sie den betreffenden Generalen unterstellen. Ohne Zweifel war die Leitung eine einheitlichere, persönlich mehr eingreifende als die bei Gravelotte. Aber auch er vermag dies nur da, wo er sich aufhält, im Centrum. Die Umfassung von Davoust und das Vorgehen Massenas vermag er eben so wenig am Schnürchen zu halten wie Moltke den Prinzen Friedrich Karl bei Saint Privat. Wenn man freimüthig eingestehen muß, daß die französischen Generale sich in der Schlachtentaktik bei Wagram den unsrigen überlegen zeigten, denn Uebereilungen wie bei Vernéville und Zersplitterungen wie auf dem rechten Flügel der I. Armee kamen nicht vor, so muß man doch erwägen, daß das Gelände im Centrum und am rechten Flügel der deutschen Armee weit schwieriger als bei Wagram war,

welches letztere Uebersicht und Leitung erleichterte; daß endlich die jetzige Feuerwirkung und Fechtweise die Auflösung der Infanterie in hohem Grade zum Schaden einheitlicher Leitung begünstigen.

Fassen wir den Vergleich also noch einmal ganz kurz zusammen, so können wir sagen: der Unterschied im Wesen der Heeresleitung ist bei Wagram und Gravelotte, ungeachtet verschiedener Eintheilung der Armeen, nicht so bedeutend, wie man es oft dargestellt hat. König Wilhelm hat die Schlacht bei Gravelotte—St. Privat geleitet, aber er hat sie anders geleitet wie Napoleon die von Wagram. Die letztere Leitung war die einheitlichere, was in den örtlichen, taktischen und auch in den persönlichen Verhältnissen begründet war.

XIII. Selbständigkeit. Selbstthätigkeit. Befehl. Auftrag.

Ueber Selbständigkeit und Selbstthätigkeit sind in den letzten zwanzig Jahren so viele Erörterungen gepflogen worden, daß es praktisch erscheint, diese Begriffe insbesondere zu betrachten.

Straffe Befehlsführung und unbedingter Gehorsam auf der einen, Selbständigkeit auf der anderen Seite scheinen im militärischen Leben einen unlösbaren Widerspruch zu bilden, und doch ist dem nicht so. Es war das Heer Kaiser Wilhelms I., in dem dieser Widerspruch, wenn nicht ganz gelöst, so doch möglichst ausgeglichen wurde. Und wohl will es wunderbar erscheinen, daß gerade in der preußischen Armee, in welcher die schärfste Unterordnung seit König Friedrich Wilhelm I. als unumstößliche Ueberlieferung galt, sich die Eigenschaft selbständigen Handelns so stark entwickelt haben sollte.

Ohne allen Zweifel ist die Mannszucht der Grundpfeiler eines tüchtigen Heeres, und dieser Grundpfeiler wieder steht auf dem Fundament des unbedingten Gehorsams. Es giebt noch manche andere Momente, welche zur Begründung einer guten Disciplin beitragen, aber ohne den Gehorsam sind sie sämmtlich Null. Schlägt diese Eigenschaft nicht feste Wurzeln in der Armee, so kann der Befehl seine Wirkung nicht äußern, und der Befehl ist die unmittelbar treibende Kraft, welche große und kleine Heereskörper in Bewegung setzt. Diese Einwirkung wird niemals zu entbehren sein, mögen die Gesittung und der Bildungsgrad der Bevölkerung noch so hoch steigen. Man kann sogar behaupten,

daß dann die Befehlsführung eine ganz besonders straffe sein müßte, denn es ist unbedingt schwieriger, eine Anzahl denkender und urtheilender Köpfe zu beherrschen als willenlos folgende, auf einer niedrigen Kulturstufe stehende Massen. Der bestimmte, klare und praktische Befehl hat aber nicht nur eine mechanische, sondern auch eine moralische Einwirkung. Er verleiht dem Thun des Untergebenen Sicherheit und Festigkeit und giebt sogar dem Schwächling Zuversicht und Stärke mit auf den Weg. Daß die Art der Befehlsertheilung bei Leitung großer Massen eine andere ist als bei kleinen Heerestheilen, braucht man nicht eingehend auseinanderzusetzen. Am unbedingtesten muß sich die Befehlsäußerung in den kleinsten Verhältnissen, in denen der Befehlende die Ausführung und Wirkung seiner Anordnungen genau wahrnehmen kann, gestalten, bis herab zu dem Kommandoruf des Zugführers. Je größer der Truppenkörper, desto weiter wird der Spielraum sein, welchen der Befehlende dem Untergebenen lassen muß, weil er sehr oft weder die Zeit, wann sein Befehl zur Ausführung gelangt, noch die Zeit, welche die Ausführung erfordert, noch endlich die örtlichen Verhältnisse und die Maßregeln des Gegners genau zu übersehen im Stande ist.

Und so sind wir denn bei dem springenden Punkt unserer Aufgabe: die selbständige Handlungsweise des militärischen Führers neben die nur ausführende Thätigkeit desselben zu stellen und sie in ihrem Verhältniß zu einander zu betrachten, angelangt.

Jeder Befehl wird im Kriege unter einer bestimmten Voraussetzung ertheilt. Fällt diese Voraussetzung fort, oder ist sie nur theilweise begründet, so tritt an den ausführenden Untergebenen die Frage heran, ob und wie weit er den ihm ertheilten Befehl zur Ausführung bringen kann. Ist der Befehlende in der Nähe, so holt er einfach dessen Entscheidung ein. Wie aber, wenn dies nicht der Fall ist und die Verhältnisse einen Aufschub nicht gestatten? Dann befindet sich der Untergebene in dem Fall, selbständig handeln zu müssen, und das Moment der eigenen persönlichen Verantwortlichkeit tritt in seiner ganzen Schwere vor ihn hin.

In jeder Kriegsperiode ist unter gewissen Umständen selbständiges Handeln nöthig gewesen, aber es ist keine Frage, daß man in einer Periode mehr zum einfachen Befehlen und Gehorchen und in einer anderen mehr zu einer selbständigen Handlungsweise neigte. Es hängt dies zum Theil von dem kulturellen Zustande

der Nationen, mit denen die Heere zu allen Zeiten — sogar zu der des Söldnerthums — in einem gewissen Zusammenhange standen, von ihrer Zusammensetzung und Ergänzung, aber auch von der Art der Kriegführung, den geltenden taktischen Grundsätzen und Vorschriften ab. Wenn die Heere des 18. Jahrhunderts sich im Allgemeinen in starren, geschlossenen Linien entwickelten und auch derart kämpften, so mußte der Befehl und seine genaueste Ausführung naturgemäß mehr in den Vordergrund treten als in unseren Armeen, deren aus allen Waffen zusammengesetzte größere Einheiten bei Weitem nicht so an den mechanischen Zusammenhang der Schlachtordnung gebunden sind wie jene und, vermöge ihrer Organisation, selbständige Aufgaben zu lösen vermögen. Eine entscheidende Einwirkung aber äußert auf die Verhältnisse die Zusammensetzung und der Geist der Führerschaft, des Offizierskorps. Der Große Kurfürst und seine Nachfolger hatten, wie schon bemerkt, das brandenburgisch-preußische Offizierskorps aus dem märkischen, pommerschen und ostpreußischen Adel, d. h. zum Theil aus den Nachkommen jener wilden, aufsässigen, aber tapferen Junker gebildet, welche sich gegen den ersten Hohenzollern in der Mark trotzig aufgelehnt hatten. Aber die Gewohnheit und die Ueberlieferung des Kämpfens und Befehlens kam später, in der Zeit der Errichtung der stehenden Heere, der Gründung der centralisirten Staaten und der absoluten Fürstengewalt nach dem dreißigjährigen Kriege, der Disciplinirung und der Heranbildung eines tüchtigen Kriegsvolkes zu Gute.

Neben dem kriegerischen Geschick hatte sich ein starkes Gefühl der eigenen Werthschätzung, der persönlichen Würde und das Verlangen nach selbständiger Kraftäußerung in jenem Adel erhalten. Man findet daher im 18. Jahrhundert, zur Zeit des Stockes und der Gamaschen, entschiedene Beweise, daß der eingeborene preußische Offizier, im Gegensatz zu den fremden Abenteurern, sich auch seinen Königen gegenüber nichts vergab, wie z. B. die Konflikte Friedrichs mit Schwerin, Ziethen, Saldern und anderen höheren Offizieren dargethan haben. — Ein solches Offizierskorps trug auch die Befähigung selbständigen Handelns und kühner Initiative in sich, was es in den drei schlesischen Kriegen gegen halb Europa glänzend bewies.

Diese Eigenschaften verschwanden nicht, als die eiserne Hand des großen Sohnes der Revolution das seit dem Tode Friedrichs morsch gewordene Gebäude zertrümmert hatte, die Reformen von

1808 eintraten und die gebildeten bürgerlichen Stände sich im Laufe der folgenden Jahrzehnte immer zahlreicher dem militärischen Beruf zuwandten.

Clausewitz behandelt in dem Kapitel „Die Kühnheit" seines Werkes „Vom Kriege" annähernd denselben Gegenstand. Er sagt dabei: „Was bei dem großen Haufen die zur zweiten Natur gewordene Dienstordnung regelt, das muß in dem Führer die Ueberlegung regeln, und hier kann die Kühnheit einer einzelnen Handlung schon leicht zum Fehler werden. Aber dennoch bleibt es ein schöner Fehler, der nicht angesehen werden kann wie jeder andere. Wohl dem Heere, wo sich eine unzeitige Kühnheit häufig zeigt; es ist ein üppiger Auswuchs, aber der Zeuge eines kräftigen Bodens."

Den Werth eines solchen Geistes erkennend, sehen wir denn die Herrscher Preußens nach den Freiheitskriegen den Dienstbetrieb der Armee schon im Frieden derartig einrichten, daß Selbständigkeit und Selbstthätigkeit weiter entwickelt wurden.

Wenn man aber dem Untergebenen großen Spielraum ließ, legte man ihm zugleich die Verantwortlichkeit für sein Thun und Lassen auf, und wurde er durch das Gefühl derselben zu der schärfsten Anspannung seiner geistigen und körperlichen Kräfte genöthigt. Daß nun die Kontrole nicht fehlte, dafür sorgten die Besichtigungen der Truppenkörper durch die höheren Vorgesetzten, in welchen diese ihrerseits zu der vollsten Geltendmachung ihrer Stellung berechtigt und verpflichtet waren.

Eine weitere Pflege der Selbstthätigkeit lag auf dem Gebiet der Feldmanöver. In den meisten europäischen Armeen beschränkten sich die Manöver bis zum Jahre 1870 auf große Exerzirübungen, in denen gewaltige Massen nach einer im Voraus ausgearbeiteten Idee bewegt wurden und mehr ein prächtiges Schauspiel als eine wirkliche Uebung ausführten. In Preußen dagegen war man zur Einführung der Manöver in zwei Parteien auf wechselndem Gelände geschritten, in welchen die Führer eine Aufgabe erhielten und ihre Disposition nach freiem Ermessen zu treffen hatten. Jeder, auch der jüngste Offizier, hatte eine solche Aufgabe in gewissen Zeiträumen zu lösen.

Klar lag zu Tage, daß durch diese Einrichtungen das Offizierskorps schon im Frieden für eine selbständige Handlungsweise im Kriege trefflich vorbereitet wurde. — Allerdings fand auch eine Gegenströmung statt, welche sich da und dort nicht unbedeutend

in der Armee geltend machte und in manchen Truppentheilen in den fünfziger Jahren zu einer gewissen Pedanterie geführt hatte. Der Kern des Ganzen war gut, aber der militärische Geist war auch in Folge der seit 1850 fortwährend erlittenen politischen Niederlagen Preußens gedrückt.

Mit der Uebernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen aber kam ein neuer frischer Zug in das militärische Leben, und dies verlieh auch der Selbstthätigkeit der niederen Führer neuen Aufschwung.

Die von dem Prinz-Regenten, späteren Könige Wilhelm I., unter dem 12. Dezember 1858 erlassene Kabinetsordre kann man mit Recht als die Magna charta der Selbständigkeit des preußischen Offizierskorps bezeichnen. Sie faßte die schon längst giltigen Prinzipien kurz zusammen und verbot, unter voller Wahrung der Autorität der höheren Befehlshaber, jede unnütze Einmischung in den Wirkungskreis der Untergebenen. Selten wird sich in einer Armee eine so meisterhaft kurz und bündig abgefaßte Verordnung vorfinden, welche die Pflichten und Rechte der Vorgesetzten und Untergebenen gleichermaßen treffend charakterisirte. Nach den darin niedergelegten Grundsätzen wurde nun in allen Theilen der Armee, im Generalstabe und in der Truppe, vom Armeekorps bis hinunter zur Kompagnie, weiter gearbeitet, und die Früchte dieser Arbeiten zeigten sich in der Kriegsepoche Kaiser Wilhelms I.

Fast überall gewahrte man in der preußischen Armee und seit 1870 auch in dem gesammten deutschen Heer den Geist kühner Initiative und selbständigen Handelns. Die Kompagniechefs führten ihre Kompagnien, die Lieutenants ihre Züge mit Geschick und Umsicht, benutzten einsichtig das Gelände, bedienten sich, wenn es die Umstände erheischten, auch nicht vorgeschriebener Formen, warteten den Befehl zum Eingreifen, wenn die Verhältnisse drängten, nicht ab und wirkten überall belebend auf die Mannschaft ein. Die höheren Führer sehen wir folgenschwere Entschlüsse fassen, durch welche, wie bei Vionville, Colombey, Wörth, Spicheren, sich Schlachten entspinnen, die meist zu dieser Zeit nicht im Plane der Oberleitung lagen, die aber, dank der Hilfeleistung anderer höherer Führer, siegreich waren. Denn diese setzten, sobald ihnen der Kanonendonner den Beginn eines größeren Gefechtes verkündigte, ihre Truppen ohne Befehl in Bewegung, um ihren Waffenbrüdern Beistand zu leisten. Ein klassisches Beispiel hierfür ist vor Allem die Schlacht bei Spicheren, in welcher zur Unterstützung der

14. Division mehrere preußische Divisionen ohne Befehl auf dem Schlachtfelde eintrafen, während das Korps Frossard von den zunächst stehenden französischen Divisionen, welche durchaus im Stande waren, rechtzeitig einzutreffen, keine Unterstützung erhielt. Hiermit aber wollen wir den Beginn der Schlacht, welcher ohne durchgreifendes Motiv stattfand, in keiner Weise rechtfertigen.

Aber es handelt sich bei Ergreifung solcher Initiative nicht nur um richtige Auslegung, Ergänzung, Abänderung eines Befehls oder darum, ohne Befehl zu handeln, sondern es kann sich auch ereignen, daß direkt gegen einen Befehl gehandelt werden muß. Der hervortretende Fall dieser Art ist das Auftreten des kommandirenden Generals des 5. preußischen Korps von Kirchbach in der Schlacht bei Wörth. Derselbe erhielt, während das Gefecht seiner Truppen mit der Armee des Marschalls MacMahon bereits begonnen hatte, vom Kronprinzen von Preußen, dem Oberbefehlshaber der III. Armee, den Befehl, das Gefecht abzubrechen, weil die Schlacht an diesem Tage noch nicht, sondern nur eine engere Versammlung der Armee beabsichtigt war. Er befolgt diesen Befehl jedoch nicht, sondern setzt den Kampf fort, weil er, auf dem Schlachtfelde anwesend, mit Recht ein Zurückziehen der bereits engagirten Truppen, welches den Franzosen als ein Sieg gegolten haben würde, für muthmaßlich erachtet. Das sieht sehr einfach aus, aber man wird die Bedeutung eines solchen Entschlusses erst ermessen, wenn man sich die Verantwortlichkeit vor Augen stellt, welche der General von Kirchbach in diesem Augenblick übernahm. Die Schlacht wurde von den Deutschen gewonnen, — wie aber, wenn sie unglücklich ablief? Und ein solcher Entschluß muß gefaßt werden unter all den Eindrücken, welche der Krieg, die Schlacht mit sich bringt, unter dem Druck des Gefühls, daß von diesem Moment das Schicksal des Heeres, vielleicht des Vaterlandes, abhängig sein kann.

Der Gerechtigkeit wegen müssen wir übrigens erwähnen, daß die obige Kennzeichnung des Verhaltens unserer Führer sowohl 1866 als auch 1870/71 einige Ausnahmen aufzuweisen hatte, die aber, gegenüber dem Gesammtverhalten, nicht in's Gewicht fallen.

Die preußische Armee hat 1866 und die deutsche im französischen Kriege so ungeheure Erfolge gehabt, daß man sich im Auslande beeilte, den Ursachen nachzuforschen. Neben der preußischen Organisation, der Fechtweise und der überlegenen Strategie Moltkes erkannte man unter den inneren Ursachen auch die Selbstthätigkeit

der Führer jeden Grades als eine der vornehmsten an. So schreibt z. B. der russische General Woide in seinem Buche: „Die Ursachen und Niederlagen im Kriege von 1870/1877“ die Erfolge der Deutschen hauptsächlich jener Eigenschaft des Handelns auf eigene Verantwortlichkeit zu. Diese selbstthätige Kühnheit habe oft begangene Fehler der höheren Führung wieder gut gemacht, oft auch durch glückliche Schläge der Strategie die Wege gebahnt und die Ausführung der Absichten Moltkes begünstigt. Dies geschah z. B. durch den begründeten Entschluß des Generals Constantin von Alvensleben, am 16. August nur mit seinem Korps die Armee von Bazaine anzugreifen, wodurch sie festgehalten und ihr Hineinwerfen nach Metz am 18. August erst ermöglicht wurde.

Moltke selbst erklärte übrigens, daß die Strategie stets gern taktische Erfolge acceptiren würde, selbst wenn sie augenblicklich nicht in den Absichten der Oberleitung gelegen hätten. Und dies wird immer richtig bleiben, denn jedes gewonnene Gefecht erhöht, abgesehen von dem materiellen Erfolge, das moralische Element der Truppen. Unerwähnt darf auch nicht bleiben, daß die deutschen Generäle, welche 1870/1871 auf dem weit ausgedehnten Kriegsschauplatze als Führer von Armeen auftraten, wie die Kronprinzen von Preußen und von Sachsen, der Prinz Friedrich Karl, Werder im Südosten, Manteuffel im Norden und Süden, Goeben im Norden, der Großherzog von Mecklenburg im Westen, eine kurze Zeit lang auch Von der Tann, sich diesen Stellungen durchaus gewachsen zeigten, wenn man auch über diese und jene ihrer Maßregeln verschiedener Meinung sein kann.

Es war natürlich, daß man sich nach solchen Erfahrungen in der deutschen Armee bemühte, diese Eigenschaft weiter zu pflegen, und Kaiser Wilhelm I. hat wiederholt darauf hingewiesen, den Geist wahrer Selbständigkeit, der eine Eigenart seiner Armee sei, zu erhalten und zu heben. Aber es ist unausbleiblich, daß ein Begriff, der sich so schwer begrenzen läßt, und dessen Auslegung eine ungemein verschiedene sein kann, Gegenstand der Erörterung und des Kampfes wird. In einer Armee, welche die geistigen Faktoren nicht vernachlässigt, ist sogar der Kampf eine Nothwendigkeit, um die Ansichten zu klären und den nöthigen Antrieb zum Fortschritt zu geben. Und so gestaltete sich die Sache auch hier. Abgesehen davon, daß es immer Menschen von mittelmäßiger Befähigung geben wird, welche Begriffe und Lehren falsch auffassen, neigt der Untergebene naturgemäß dazu, die Grenzen seines

Wirkungskreises möglichst weit zu stecken, während der Vorgesetzte oft dahin streben wird, seine Autorität durchgreifend zur Geltung zu bringen. Es kam daher nicht selten vor, daß der Untergebene Alles, was er that, vom Standpunkt der Selbständigkeit betrachtete, daß er in ihrer Bethätigung den Zweck seines Handelns sah, während sie doch nur ein Mittel sein soll, das Endziel der militärischen Thätigkeit, die Einheitlichkeit der Kriegshandlung und durch diese den Erfolg, desto sicherer zu erreichen. Sogar höhere Befehlshaber suchten in bester Absicht die Selbständigkeit der niederen Führer manchmal in einer Weise zu fördern, welche die doch viel nothwendigere der höheren geradezu beschränkte.

Unter diesen Umständen trat die Gegenmeinung mit Recht auf, welche darauf hinwies, daß man die selbständige Handlungsweise vieler Führer im Kriege von 1870 nicht einzig und allein nach dem Erfolge beurtheilen dürfe, daß z. B. die Eröffnung der Schlachten bei Wörth und Spicheren, hier durch einen Brigade-, dort durch einen Divisionskommandeur, ferner das schon erwähnte verfrühte Eintreten des 9. Korps in die Schlacht bei Gravelotte u. s. w., recht bedenkliche Lagen im Gefolge gehabt habe, daß sich ferner die Thätigkeit der niederen Führer keineswegs immer in dem Rahmen einer einheitlichen Kriegshandlung gehalten und oft den höheren Befehlshaber zur Eröffnung und Durchführung von Kämpfen gezwungen habe, die nicht beabsichtigt gewesen, auch dadurch häufig eine Zersplitterung der Truppentheile herbeigeführt worden sei. Man erhob auch begründete Einwände dagegen, daß schon auf dem Exerzirplatz die selbständige Handlungsweise betont werde, da doch hier das Motiv dazu gänzlich fehle und nur auf sehr künstliche Weise herbeigeführt werden könne. Im Anschluß an den nach dem österreichischen und französischen Kriege sehr lebhaft in der Militärliteratur geführten Kampf über Fechtweise und Truppenführung, wobei sich die Anhänger alter und neuerer Grundsätze gegenüberstanden, ist diese Frage lebhaft erörtert worden. Auch ich habe damals in diesen Kampf durch eine Schrift eingegriffen, in der ich mich auf Seite derjenigen stellte, die vor einer zu weiten Ausdehnung der Selbständigkeit der Unterführer warnten. Ich fasse meine Ansicht über diesen Gegenstand folgendermaßen zusammen: Die militärische Selbständigkeit kann nur dann eine absolute sein, wenn der Monarch oder das Staatsoberhaupt selbst den Oberbefehl über die Armee führt, und auch hier wäre noch von politischen, inneren und äußeren

Einflüssen aller Art abzusehen, wie sie besonders im Staatsleben der Gegenwart vielfach auftreten. Beauftragt der Monarch einen General mit dem Oberbefehl, wie z. B. der Kaiser von Oesterreich den Feldzeugmeister Benedek 1866, so ist die Selbständigkeit schon eine relative, denn der Feldherr wird immer doch gehalten sein, dem Staatsoberhaupt zu jeder Zeit Rechenschaft abzulegen, Rathschläge und Anweisungen empfangen müssen, insbesondere im Zeitalter der Telegraphen und Telephone. Die Selbständigkeit einzelner Heerestheile — selbst abgesonderter — ist naturgemäß eine noch beschränktere, denn der Führer befindet sich formell unter dem Befehl des Oberfeldherrn. Die Selbständigkeit der Führer vermindert sich demgemäß in dem Verhältniß, als ihr Wirkungskreis sich verkleinert. Ich hatte deshalb schon in der oben erwähnten Schrift bemerkt, daß das Wort Selbstthätigkeit für das Thun der niederen Führung besser passe als Selbständigkeit. — Dies ist die Betrachtung über die Allgemeinheit. Nun aber die konkreten Fälle! Und da haben wir denn schon dargelegt, daß viele hundert Kriegslagen aufgeführt werden könnten, in denen nur ein selbständiger Entschluß mit vollem verantwortlichen Einsatz der Persönlichkeit zum Heile dienen kann. Man kann diese Fälle einigermaßen klassifiziren.

Der einfachste Fall ist, daß der Führer in eine Lage geräth, die einen Entschluß erheischt, aber höhere Befehle fehlen. Das Verharren in Unthätigkeit kann hier unter Umständen zum Verbrechen werden. Weitere Fälle sind die Nothwendigkeit der Abänderung oder der Nichtausführung eines Befehls; endlich aber solche, welche gebieterisch dazu auffordern, dem empfangenen Befehl entgegenzuhandeln. Den Fall, daß politische und militärische Gründe zugleich mitsprechen, wie z. B. beim Abschluß der Konvention von Tauroggen durch General York, lassen wir hier außer Betracht.

Man kann, sagten wir, die Fälle wohl einigermaßen klassifiziren, aber nie wird man dahin gelangen, eine Doktrin darüber aufzustellen, wann und wie man im Kriege selbständig handeln soll, und wer das versucht, wird der Armee nur Schaden thun und große Verwirrung anrichten. Die selbständige Handlungsweise kann man einzig und allein in dem einzelnen Falle, aber nicht nur nach dem Erfolge, sondern auch nach den Beweggründen beurtheilen.

Die selbständige Handlungsweise soll nie Selbstzweck sein,

sondern sie soll das Ziel, welches der Vorgesetzte zu erreichen beabsichtigt, nicht aus den Augen verlieren. Die Begierde nach persönlicher Auszeichnung, der Ehrgeiz sind nützliche Triebfedern, auf die nicht verzichtet werden soll, aber sie dürfen nicht dahin führen, nur den Beweis persönlichen Muthes, glänzender Tapferkeit liefern zu wollen, wenn ein solcher im bestimmten Falle dem erkennbaren Zwecke der Kriegshandlung nicht nützlich, ihm vielleicht sogar entgegen wäre. — Nicht durch eine schematische Befolgung von Grundsätzen, Regeln und Formen, sondern durch ein bewußtes Eingehen auf die Absichten der höheren Führung — soweit diese dem niederen Führer bekannt sind — wird die Einheitlichkeit der Kriegshandlung thatsächlich gefördert werden.

Was kann man dazu thun, um diese Eigenschaften der Armee fernerhin zu erhalten, sie nutzbringend zu gestalten? Betrachten wir, was dafür in letzter Zeit geschehen ist.

Die modernen Gefechtsverhältnisse hatten den Erlaß eines neuen Infanterie-Reglements in den achtziger Jahren zur dringenden Nothwendigkeit gemacht. Dasselbe wurde nach dem Regierungsantritt weiland Kaiser Friedrichs III. sogleich in Angriff genommen und 1888, unter der Regierung Kaiser Wilhelms II., herausgegeben. Es enthielt den Niederschlag der taktischen Grundsätze, wie sie von verschiedenen Seiten in der Militärliteratur vertreten worden waren. Die Frage der Selbständigkeit, bezw. Selbstthätigkeit, der Unterführer ist in diesem Reglement ebenfalls an mehreren Stellen berührt und zwar in dem Sinne einer zielbewußten Ausübung derselben. Ganz besonders tritt dies in den Bestimmungen über die Befehlsertheilung beim Beginn eines Gefechts hervor. Schon früher war es sehr oft als zweckmäßig bezeichnet worden, den Untergebenen über die Absichten der oberen Führung und über die obwaltenden Verhältnisse möglichst aufzuklären. In vielen Fällen war es auch vortheilhaft gewesen, ihm einen gewissen Spielraum bei Ausführung des Befehls zu gewähren, was insbesondere bei Entsendungen stets an der Stelle sein wird. Man hatte bei solchen Gelegenheiten das gute deutsche Wort „Auftrag“ ganz mit Recht gebraucht. Jetzt hörte man mehrfach die Lehre verkünden, daß man beim Beginn einer Kriegshandlung überhaupt nur „Aufträge“ geben solle. Das Reglement der Infanterie hat diesen Gedanken aufgenommen und dahin ausgeführt, daß jeder obere Führer den zunächst unter ihm Stehenden „Aufträge“ zu ertheilen habe, diese wieder ihren Untergebenen und so fort bis

zu den kleineren Truppenkörpern hinab. Das Ziel ist dem Untergebenen zu bezeichnen, die Mittel der Ausführung sind ihm zu überlassen.

Hierdurch hat man in Deutschland jedenfalls einen großen Schritt zur Pflege der selbständigen Handlungsweise der Unterführer gethan, indeß ist von vielen Seiten die Frage aufgeworfen und erörtert worden, ob man hierin im Interesse der Einheitlichkeit der Kriegshandlung nicht zu weit gegangen sei. Wir möchten diese Frage mit Ja beantworten, wenn wir auch wissen, daß wir damit auf starken Widerspruch stoßen werden.

Es heißt im Reglement S. 129: „Das Bataillon führt sein Gefecht, indem der Kommandeur den Kompagnien seine Aufträge zuweist."

Desgleichen S. 133: „Der Regimentsführer wendet sich mit seinen Einzelaufträgen an die Bataillone und überläßt diesen Form und Art der Ausführung."

In beiden Verhältnissen ist hinzugefügt, daß ein Eingreifen in die Einzelheiten nur dann gerechtfertigt sei, wenn durch das Verhalten der Unterführer die Durchführung der Gesammtabsicht ernstlich bedroht erscheint und es an Zeit gebricht, den Dienstweg inne zu halten.

Daß ein solches Verfahren unter Umständen, insbesondere bei vereinzeltem Auftreten eines Bataillons oder eines Regiments, sehr richtig sein kann, liegt uns fern, zu bestreiten. Aber es erscheint uns unrichtig, es einfach zum Prinzip, zur allein gültigen Methode zu erheben. Für einen Offizier, der in großen Schlachten als Infanterist mitgefochten, glauben wir, muß dies einleuchtend sein. Wir fragen, wo denn dort die „Aufträge" für Bataillone und Kompagnien herkommen sollen?

In den allermeisten Fällen wird sich doch die Sache so abspielen, daß der Regiments- oder Bataillonskommandeur seine Truppe in einer Richtung und in einer Weise entwickelt, die keinen Zweifel zuläßt. Er giebt, wenn Zeit dazu vorhanden ist, kurz den Zweck des Gefechts an, bestimmt einen Richtungspunkt oder dirigirt selbst eine Abtheilung, der die anderen folgen; bestimmt die Formation des Ganzen und geht vorwärts. Wozu in diesem Falle das Ertheilen selbständiger Aufträge, was Zeit fortnimmt und oft Mißverständnissen Thor und Thür öffnet?

Man hat nun mit großem Eifer behauptet, diese Methode habe sich sehr gut bewährt. Ja, wo denn? — Bei den Manövern!

Aber sind die Manöver eine ernste Probe? Wohin gerathen wir denn? Es gab eine Zeit, in der wir auch vermanövert waren. Und das schlug nicht zum Guten aus. Halten wir doch vor Allem die Einfachheit der Befehlsführung fest. — Im Frieden läßt sich wohl ein gegenseitiges „Einspielen" herstellen, weil einer den anderen meist genau kennt. Auch erzeugt die fortwährende Uebung nach einem Prinzip natürlich Routine. Alles das langt aber nicht aus im Ernstfalle. Man rechnet eben nicht mit den Einwirkungen des Krieges. Und da ist es denn eine alte Erfahrung, daß ein fester Befehl auf die Mehrzahl der Menschen mehr einwirkt als ein vielfachen Spielraum gewährender Auftrag.

Schon längst vor Erlaß des neuen Infanteriereglements wurden Grundsätze über Befehlsführung in dieser Richtung in einzelnen Armeekorps gepflegt, welche die Einfachheit nicht genügend berücksichtigten. So z. B. wurde auch der geringste Befehl inmitten des Gefechts schriftlich verlangt. Man wollte hierdurch Nachdenken und Ueberlegung üben, aber man tödtete kurze Entschlossenheit.

Das Auftragsverfahren wurde in einer Weise geritten, die hin und wieder jedem gesunden Sinn widersprach. Aus meiner Dienstpraxis ein Beispiel. Ein Regimentskommandeur, der mit seinem Regiment tief in der Reserve stand, erhält den Befehl, das Regiment auf den linken Flügel der Gefechtslinie vorzuziehen. Er läßt das Regiment antreten und reitet voraus, um sich zu orientiren. Da wird er von einem seiner Vorgesetzten gefragt, welche Aufträge er seinen Bataillonskommandeuren gegeben habe. „Vorläufig gar keine," erwidert er. — Diese Frage war ja nun ein Mißgriff des betreffenden Vorgesetzten. Wenn die einseitige Betonung eines Prinzips dort aber solche Früchte trug, wie mußte es dann vielfach nach unten aussehen?

Jedermann, und oft gerade der Tüchtigste, ist geneigt, nach dem größtmöglichsten Maß von Selbständigkeit zu streben. Und so werden denn alle Anordnungen, die darauf hin zielen, mit besonderer Begeisterung von Seiten der Unterführer aufgenommen, und diese Begeisterung schlägt dann manchmal über die Stränge.

Das ist denn auch hier da und dort geschehen, und die Früchte sind nicht allzu schwer erkennbar. Wir wollen ein Beispiel hierfür aus einem Militärblatt in jüngster Zeit anführen.

Es handelt sich um Belehrung durch eine angenommene Gefechtslage. Ein Zug einer Kompagnie ist aufgelöst, zwei be-

finden sich einige hundert Schritte hinter der Feuerlinie. „Der Kompagnieführer entschließt sich zum Angriff und will näher an den Feind heran; er giebt daher an den vorderen Zug der Reserve den Befehl: Greifen Sie in das Gefecht ein!

„Es wäre falsch, heißt es weiter, zu befehlen: ‚Verlängern Sie die Schützenlinie nach rechts‘ oder ‚Verstärken Sie die Schützenlinie durch Einschieben!‘ ‚Lösen Sie Ihren Zug auf und reißen Sie die Feuerlinie mit vor!‘“

Dann folgt eine Auseinandersetzung, welche beweisen soll, daß der Lieutenant schon selbst wissen wird, was er zu thun hat, und dann fährt der Verfasser fort: „Der Befehl: ‚Greifen Sie in das Gefecht ein!‘ verpflichtet aber zumeist zu keiner bestimmten Handlung, er gestattet ein Einschieben oder Verlängern, ein Liegenbleiben oder Vorreißen der Schützen, je nachdem der Feind zu dem einen zwingt oder das andere gestattet. Der Befehl ist also in jedem Falle der richtige.“

Und nun denke man sich hierzu einen jungen Reserveoffizier oder einen sonstigen unerfahrenen Zugführer, beide vielleicht zum ersten Male unter dem Kugelhagel stehend und nach dem mysteriösen Befehl des Hauptmanns erwägend, was er thun soll, dies, das, oder Jenes? Daß der sogenannte Befehl, wie er hier als Modell angegeben wird, den Lieutenant zu keiner bestimmten Handlung zwingt, das ist eben der Fehler, der ganz große, ungeheure Fehler!

Daß ich damit nicht etwa sagen wollte, es bedürfe der Lieutenant einen Antrieb, den physischen Muth betreffend, das ist selbstverständlich. Wohl aber bedarf er des Impulses, den ein bestimmter Befehl zur Erreichung des nächsten Zieles immer geben wird. Weshalb soll denn der Kapitän diesen bestimmten Befehl hier nicht geben? Er ist doch, wie es seine Schuldigkeit ist, dicht hinter der Schützenlinie. Er kennt doch die Lage, er übersieht sie. — Der Verfasser jenes Artikels meint, es könne sich, bis der Lieutenant zum Eingreifen käme, etwas geändert haben. Dann wird der Kompagnieführer, der doch gewiß das Vorziehen dieses Zuges überwacht, schon das Nöthige befehlen. Er ist doch kein Feldherr, der vielleicht mehr wie eine halbe Meile hinter der Schlachtlinie ist. Und wäre die Situation wirklich geändert, ohne daß der Kompagniechef dies gewahr würde, so ist dann eben

der Moment gekommen, wo der Lieutenant einen selbständigen Entschluß fassen müßte.

Nein, mit solchen Molluskenbefehlen, die schon in viel größeren Verhältnissen nicht an der Stelle, werden wir im Kriege scheitern, und es zeigt sich hier so recht deutlich, wie sehr das Reiten eines Prinzips zu verwirren geeignet ist. Das, was wohl eine sehr seltene Ausnahme sein kann, ist hier zur Regel gemacht. —

Wir sind absichtlich genauer auf diesen Fall eingegangen, könnten aber eine ganze Reihe solcher aus der Praxis und Literatur leichtlich hier anführen. —

Man richte sich nach dem einfachen Grundsatz: Wo ich einheitlich befehlen, ja sogar kommandiren kann, thue ich es. Halte ich ein Eingreifen in die Einzelheiten für praktisch und geboten, so thue ich es gleichfalls. Das kommt ganz auf die Lage und auf die Persönlichkeiten an. — Ist es nöthig oder nützlich, den Untereinheiten besondere Aufträge zuzuweisen, so muß es natürlich geschehen. Dies wird ganz besonders bei Entsendungen, Umfassungen, Umgehungen eintreten. Auch kann es nöthig sein, den Untereinheiten einzelne Angriffsobjekte zuzuweisen. Oft genug wird dies bei Beginn des Angriffs nicht möglich sein. Kommt nun die Truppe dem Angriffsobjekt näher, so muß jeder Bataillonskommandeur (Kompagniechef) seiner Truppe ein bestimmtes Objekt selbständig bezeichnen.

Welche traurige Folgen eine Selbständigkeit haben kann, die ohne Rücksicht auf den allgemeinen Zweck ausgeübt wird, hat die Schlacht bei Adua bewiesen, welche durch das zu weite Vorgehen der Vorhut der Brigade Albertone veranlaßt wurde und mit einer furchtbaren Niederlage endete. Die Schlacht ist auch ein Beispiel dafür, daß es ganz richtig ist, vereinzelt vorgehenden Kolonnen, falls der Gegner bereits in der Nähe und man nicht die bestimmte Absicht des Angriffs hat, eine Linie vorzuschreiben, die sie nicht überschreiten dürfen. Nach den eben gekennzeichneten Theorien freilich wäre das ein Fehler, denn man könne nicht wissen, wie die Lage beim Eintreffen der Kolonnenspitzen gefunden werde. Dann tritt eben die selbständige Handlungsweise der Unterführer ein — dann ist sie an der Stelle.

Die Selbstthätigkeit der Unterführer in größeren Verbänden erstreckt sich meist auf Annahme der passenden Formationen und Ergreifen der nöthigen Maßregeln gegen unerwartetes Auftreten oder Eingreifen des Gegners, und erkennen wir darin ebenso

ein durchaus wichtiges, nicht zu entbehrendes Mittel der Gefechtsführung. —

Zwei Dinge gehören dazu, um die selbständige Handlungsweise der Unterführer nutzbringend zu gestalten und ihre Gefahren zu vermeiden. Das eine ist taktisches Verständniß, um ein schnelles Urtheil über den gegebenen Fall zu gewinnen; das zweite ist die Charakterfestigkeit, welche vor der Verantwortlichkeit nicht zurückschreckt.

Das erste wird bei natürlichen Anlagen durch die Aufrechthaltung unseres bisherigen Dienstbetriebes, des Studiums der Kriegsgeschichte, durch die Anwendung der applikatorischen Lehrmethode im Gelände und auf der Karte erreicht, das zweite, die Charakterfestigkeit, kann nur gepflegt, nicht erzeugt werden. Die Erhaltung des Geistes der Selbstzucht, der einfachen Lebensgewohnheiten, der Anspruchslosigkeit, wie er in unseren Vorgängern lebte, muß die Pflegerin und Wärterin jenes stolzen Stammes selbständiger Handlungsweise sein. Die Männer, die sich in der Kriegsepoche des großen Kaisers als Charaktere bewährten, waren meist aus den einfachsten Verhältnissen hervorgegangen und durch eine harte Lebensschule erzogen, aber ihr Geist war genährt durch die großen Thaten und die Lehren der Napoleonischen Kriege, wie sie uns Clausewitz vor Allen vor Augen gestellt hat. Sie hatten nicht nur von Friedrich, Scharnhorst und Gneisenau, sondern auch von dem großen Feinde unserer Väter gelernt.

Washington gab seinen Mitbürgern den Rath: „Macht Gentlemen zu Offizieren!" Auch in Bezug auf die Ausübung wahrer Selbständigkeit wird eine derartige Zusammensetzung des Offizierkorps vortheilhaft einwirken. Die Deutschen waren nach 1870/1871 das militärische Muster Europas geworden wie seiner Zeit die Armee Friedrichs. Indem das Ausland viele seiner Heereseinrichtungen den unsrigen gleich oder ähnlich gestaltete, suchte es sich auch die moralischen Faktoren, in denen es uns ein Uebergewicht zuerkannte, die Disciplin und die Selbstthätigkeit der Unterführer, zu eigen zu machen. Wir müßten auf die Eigenart jeder Armee eingehen, wenn wir darlegen wollten, wie weit dies gelungen sein kann. Hierzu aber fehlt hier der Raum. Wenn wir einen Blick auf unsere westlichen Nachbarn werfen, so soll die Disciplin jetzt dort sehr gut sein, dagegen wird behauptet, daß die Selbstthätigkeit der Unterführer, ungeachtet eines veränderten

Dienstbetriebes, noch immer nicht so entwickelt sei, wie dies in der deutschen Armee für vortheilhaft erachtet wird.

Ein nicht geringes Verdienst der deutschen Oberleitung war es, diesen moralischen Faktor der deutschen Armee gehörig zu würdigen und auszunutzen, was sich besonders augenscheinlich beim Anmarsch zur Schlacht bei Sedan ergab, denn diese entscheidendste Schlacht des 19. Jahrhunderts wurde ohne jede Gefechtsdisposition einzig und allein durch die Richtung, welche man den deutschen Heerestheilen angewiesen hatte, eingeleitet und durchgeführt. Aehnlich war es bei Königgrätz.

Die militärische Selbständigkeit ist ein zweischneidiges Schwert. Zu seiner richtigen Handhabung gehört ein klarer Kopf und eine geschickte Hand — anderenfalls es den Fechter selbst verletzt.

Der mündlichen Befehlsertheilung ist derselbe Werth beizulegen wie der schriftlichen. Beide sind im Frieden zu pflegen und zu üben.

Eine in den letzten Jahrzehnten viel erörterte Frage ist auch die, welchen Einfluß sich der höhere Führer auf den Gang des Gefechtes erhalten könne. Viele sind so weit gegangen, daß sie ihm nach dem zu Anfang gegebenen Befehl gar keine Einwirkung mehr zugestehen wollen. Sie haben dies vom Korpsführer bis zum Bataillonskommandeur ausgedehnt, welchem letzteren, nachdem er seine „Aufträge" ertheilt hat, eigentlich nur die Sorge für den Munitionsersatz zufallen würde. — Sie können daher auch den Standpunkt des Führers gar nicht weit genug zurückschieben, damit er die Uebersicht über das Gefecht behalte und sich nicht in Einzelnheiten verliere. Der Führer höherer Einheiten — sagen wir einer Brigade — gehört, wie unser Infanteriereglement sehr richtig betont, vor Anfang des Gefechts nach vorn, um zu erkunden. Daß er während des Gefechts nicht in der ersten Linie sich aufhält, sondern einen Standpunkt wählt, von wo er den Gang der Dinge möglichst übersehen kann, braucht nicht bejaht zu werden. Es handelt sich aber hier darum, seinen Standpunkt nach den örtlichen und sonstigen Verhältnissen richtig zu wählen. Ist z. B. das Gelände, in dem die Brigade kämpft, zwar flach aber unübersichtlich, und hinter diesem Gelände befindet sich ein Hügel, so wird der Brigadekommandeur sich dort aufstellen. Läge dieser Hügel kurz hinter der ersten Gefechtslinie, so wird er ihn faute de mieux ebenfalls wählen müssen.

Man hat aber vielfach angefangen, den persönlichen Einfluß

der höheren Führer zu unterschätzen und den Befehlsmechanismus an seine Stelle zu setzen. Dies heißt, einen moralischen Faktor verkennen. Der persönliche Einfluß, ein Eingreifen des Führers durch Befehl, Aufmunterung, Beispiel braucht sich ja nur in bedenklichen Lagen, oder in solchen, die eine ganz besondere Anspannung geistiger und körperlicher Kräfte verlangen, geltend zu machen. Aber solche Lagen wird es immer geben zu Anfang, im Verlauf und zu Ende eines Gefechts. Es ist ganz natürlich, daß der gemeine Mann den höheren Führer hauptsächlich danach beurtheilt, was er sieht und was er verstehen kann. Das ist die auf dem Gefechtsfelde gezeigte Haltung, die persönliche Ruhe, die Entschlossenheit und die Gemeinsamkeit der Gefahr. Alle großen Feldherren haben sich in gewissen Momenten dem Soldaten derart gezeigt. Und dies wob in den Augen der Mannschaft einen ganz besonderen Glorienschimmer um ihr Haupt. Man denke an die zahllosen Gefahren, denen sich Friedrich aussetzte, an Schwerin bei Prag, Bonaparte bei Arcole, Erzherzog Karl bei Wagram, König Wilhelm bei Königgrätz, hundert Schritt von dem Reiterkampf. — Unsere höheren Führer 1866 und 1870 haben ebenfalls das persönliche Eingreifen nicht in den Hintergrund gestellt. François' Heldentod bei Spicheren steht nicht allein da. General v. Pape kam mit der Schützenlinie nach St. Privat hinein.

Niemand wird wohl aus diesen Ausführungen eine Aufmunterung für unsere höheren Führer herauslesen können, ihre Person, wenn nöthig, einzusetzen. Dessen bedürfen sie so wenig wie unsere niederen. Meine Ausführungen richten sich gegen eine falsche Theorie, welche die richtige Werthschätzung der moralischen Faktoren in langer Friedenszeit zu trüben geeignet ist, und welche vielleicht im konkreten Fall da und dort zu einer unrichtigen Handlungsweise führen könnte. Das moralische Gewicht muß nicht allein auf unseren niederen Führern ruhen. Nun muß ja anerkannt werden, daß die furchtbare Wirkung des Magazingewehrs in der Gegenwart ein persönliches Eingreifen bedeutend schwieriger macht als früher. Es wird sich damit gerade so wie mit den Gefechtsabständen verhalten, welche vergrößert worden sind. Ebenso werden sich die Entfernungen vergrößern, auf welchen der höhere Führer seinen Einfluß auf die Truppe geltend machen kann. Der moralische Werth bleibt derselbe.

Es ist ferner die Meinung vorherrschend, daß eine einmal in den Kampf geworfene Truppe ganz aus der Hand der höheren

Führung sei, und daß diese nur durch die Dirigirung von Verstärkungen und Reserven auf den Gang des Gefechtes einwirken könne. Hierin liegt ja viel Richtiges, und die Wichtigkeit der Reserven geht auf's Neue hieraus hervor. Aber ein Gefecht macht manchmal Pausen. Der Feind weicht; man folgt ihm. In solchen Momenten ist das Erscheinen der höheren Führer in der ersten Gefechtslinie sehr angebracht; ebenso nach der Erstürmung einer Oertlichkeit, um die durch einander gekommenen Truppen zu ordnen. Jede Feuerlinie muß durch Gefechtsmelder einen fortlaufenden Dienst nach hinten zu den ersten Unterstützungen und von dort bis zu den höheren Befehlshabern sogleich einrichten. Diese Gefechtsmelder müssen gewandte Leute sein. Es muß ihnen an Belohnungen nicht fehlen, denn es giebt kaum etwas Gefährlicheres als die Ueberbringung solcher Meldungen.*) Durch einen so organisirten Dienst kann auch der höhere Führer, von dem Stand der Dinge unterrichtet, sich einen gewissen Einfluß sichern, den er allerdings nicht in Ertheilung von Befehlen suchen muß, deren Ausführung nach Lage der Dinge in der ersten Linie vielleicht unmöglich ist. Hat er alle seine Kräfte ausgegeben, und will er nunmehr einen entscheidenden Angriff versuchen, so ist der Augenblick gekommen, das Gewicht seiner Person und seines Ansehens in die Wagschale zu werfen, sich in die erste Linie zu begeben und das Zeichen zum Angriff ertönen zu lassen.

Es ist schwierig anzugeben, bis zu welcher Stellung hinauf denn ein solches Verhalten paßt. Die Grenze kann man nicht genau bezeichnen; sie wird durch den konkreten Fall bestimmt.

Die Führer einer Armee und auch eines Armeekorps werden die Entfernung, welche sie von den Truppen trennt, beim Beginn entscheidender Krisen entsprechend verkürzen, und dies Verhalten wird sich nach unten fortpflanzen, so daß es sich wohl ereignen kann und ereignet hat, daß Divisions- und Brigade-Kommandeure sich in der ersten Linie befinden. Dies war z. B. bei Wörth beim 5. und theilweise auch beim 11. Korps, auch bei Spicheren, St. Privat und bei vielen anderen Kämpfen mehrfach der Fall. Der Werth des moralischen Eindruckes überwiegt eben in solchen Momenten den Nutzen einer weiten Zurückhaltung. —

*) Am 19. Januar 1871 hatte ich an der Mauer von Buzenval einen solchen Dienst eingerichtet, den der Sergeant Jähnsch besorgte. Der Mann erhielt das Kreuz 1. Klasse. Das Ueberschreiten des hinter der Mauer ansteigenden Geländes war viel gefährlicher als das Ausharren an der Mauer selbst.

XIV. Die Schlacht in Gegenwart und Zukunft. (Skizze II.)

Unsere Absicht ist zum Schluß, das Verhalten großer Truppenkörper im Gefecht und ihre Leitung zu betrachten, wie sie sich unter den obwaltenden Verhältnissen in Zukunft und Gegenwart abwickeln könnten. Dies scheint uns am besten durch Vorführung (siehe die Karte am Schluß des Werkes) eines frei erfundenen Beispiels einer geplanten Angriffsschlacht zu erreichen, welche aber nicht, wie dies die applikatorische Methode gewöhnlich thut, auf die Einzelheiten der Befehlsführung und Taktik eingehen, sondern nur in großen Zügen die kennzeichnenden Merkmale der Leitung und des Verfahrens hervorheben soll.

Wie sich die Leitung eines Heeres von mehreren Armeen in einer großen Schlacht gestalten kann, ist schon hinsichtlich Gravelotte betrachtet worden. Hier wollen wir nur die Verhältnisse einer Armee zur Darstellung bringen, also etwa in dem Rahmen einer Schlacht bei Wörth. Innerhalb einer solchen Armee wird sich ja der eine Hauptschlacht entscheidende Angriff auch abzuspielen haben. — Friedrich hat einmal gesagt, es giebt so viele differente Bataillen, als es differente Terrains giebt. Deswegen aber wird man nicht in Abrede stellen wollen, daß Formationen, Formen und Verfahren in jeder Zeit einen eigenartig ausgeprägten Charakter tragen.

Die angreifende Armee besteht aus vier Armeekorps zu zwei Divisionen und einer Kavallerie-Division.

Die Organisation ist die deutsche. Nur besteht die Artillerie per Armeekorps aus 15 Batterien Schnellladekanonen und 4 Batterien 12 cm Haubitzen. Jede Division hat 6 Batterien. Die Korps-Artillerie zählt 3 Kanonen- und 4 Haubitzbatterien. Im Ganzen zählt das Korps daher 114 Geschütze.

Der Aufmarsch ist am Abend vor dem beabsichtigten Angriff schon insofern erfolgt, als drei Armeekorps in einer Entfernung von etwa einer Viertelmeile von einander, das mittlere rittlings der von F. nach C. führenden Chaussee biwakiren. Das vierte Armeekorps steht an derselben Straße etwa 5000 Meter hinter den Munitionskolonnen der ersten Linie zurück. Die Kavalleriedivision, welche während des Tages vor der Front der Armee gewesen war und den Anmarsch des Gegners beobachtet hatte, steht etwa 3000 m vorwärts der Front der Armee. Die Sicher-

heitsvorposten waren von den Divisions-Kavallerieregimentern des 2. Korps gestellt.

Nach den Meldungen der Kavalleriedivision stand der Feind etwa zehn Kilometer von der diesseitigen Postenkette auf einem sanft abfallenden Höhenzuge bei den Dörfern C. und D. Seine Stärke sollte etwa zwei und ein halbes Armeekorps betragen.

Der Angriffsbefehl besagt, daß das 1. und 2. Armeekorps gegen die Front des Gegners anmarschiren, ihn beschäftigen und festhalten sollen, daß das 3. Armeekorps und die Kavalleriedivision den Weg nach dem Dorfe D. einschlagen und womöglich den rechten feindlichen Flügel umfassen soll. Das 4. Armeekorps hätte längs der Chaussee als Reserve in Abstand von 4—5 Kilometer zu folgen. —

Es war Sommer. Das Wetter war klar. Um 4 Uhr Morgens rückte am nächsten Tage die Angriffsarmee vor. Während das 2. Armeekorps, in Anmarschformation beide Divisionen neben einander, vorzurücken vermochte, war das Gelände östlich der Chaussee derart beschaffen, daß das 1. Armeekorps in gewöhnlicher Marschformation und zwar mit seinen beiden Divisionen auf zwei schmalen Waldwegen anmarschiren mußte. Die Vorposten fügten sich beim Vormarsch in ihre Truppentheile ein. Die in Anmarschformation befindlichen Divisionen hatten nur einige Aufklärer vor sich. Die Divisionen des 1. Armeekorps dagegen hatten jede eine schwache Avantgarde gebildet.

Das 4. Armeekorps folgte dem 2. links der Straße auf die im Armeebefehl bestimmte Entfernung.

Das zur Umfassung bestimmte 3. Armeekorps hatte seinen Vormarsch zu derselben Zeit leidlich gegen Sicht, durch den auf einem sanften Höhenzug sich hinstreckenden Eichwald gedeckt, angetreten. (Siehe Skizze II.)

Die Kavalleriedivision hatte schon mit Sonnenaufgang starke Abtheilungen in der Umfassungsrichtung vorgetrieben, die feindlichen Patrouillen und vorgeschobenen Kavallerieabtheilungen zurückgeworfen und sodann einen dichten Schleier gezogen, um den Umfassungsmarsch möglichst lange dem feindlichen Einblick zu entziehen. —

Das Gros der Division sollte links vom 3. Armeekorps folgen, also den äußersten linken Flügel der ganzen Armee bilden, um möglichst bald auf die hauptsächlichste Verbindungslinie der feindlichen Armee nach G. zu wirken.

Das 2. Armeekorps, welches — wie vorausgesehen — schneller vor der feindlichen Front anlangen würde als das 1., hatte den strikten Befehl, auf das in Marschkolonne anrückende 1. Armeekorps zu warten. Zudem befand sich der Oberbefehlshaber mit seinem Stabe bei diesem Korps.

Schon während des Vormarsches empfing der Oberbefehlshaber die Meldung, daß der Gegner seine Stellung auf dem Höhenzuge durch Schützengräben und Geschützstände verstärkt habe, und daß die etwa 1000 m vor der Hauptstellung gelegenen Gehöfte A. und B. ebenfalls besetzt und befestigt seien.

Der Oberbefehlshaber ritt im Verein mit dem kommandirenden General des 2. Korps sofort zur Erkundung vor.

Das leicht gewellte Gelände, in welchem man vorrückte, fiel zu einem in der Sohle etwa 1000—1200 m breiten Thale ab, das sich von Ost nach West in einer Länge von 12 Kilometern erstreckte. Nordwestlich vom Dorf E. zeigte sich eine flache Kuppe (5), welche von einem sich lang hinstreckenden Höhenrücken (9) westlich davon durch eine ganz leichte Senkung getrennt war. Jenseits des Thales stieg ein Höhenrücken auf, welcher den Südrand einer Hochebene von mehreren tausend Metern Breite und Länge bildete. Etwa 1000 m nördlich dieses Südrandes erblickte man den Kirchthurm des Dorfes C. Im Uebrigen überhöhte jene Hochebene das südlich des Thales gelegene Gelände derart, daß man Truppenbewegungen auf der Hochebene nicht beobachten konnte. Eine kleine Erhebung auf der Sohle des Thales hart an der Chaussee war von dem Gehöft A. gekrönt. Etwa 2000 m westlich lag auf einem gleichen isolirten Hügel das massiv gebaute Gehöft B.

Die Höhenstellung des Gegners, welche, wie gesagt, den diesseitigen Höhenrand überragte, lehnte sich östlich an einen See, so daß eine Umfassung dort ganz außer Frage kam. Der rechte Flügel des Feindes erschien als der strategische Flügel, weil eine Niederlage desselben, aller Wahrscheinlichkeit nach, den Gegner von seiner Hauptverbindung, welche die Chaussee nach G. bildete, abdrängen mußte. Außer den beiden, nach eingegangener Meldung, besetzten Gehöften zeigte sich ein westlich von Gehöft B. liegendes Holz, das Tannenwäldchen, besetzt, welches durch am Saum gelegene Schützengräben ebenfalls befestigt schien.

Der Oberbefehlshaber beschloß, von der schon bekannt gegebenen Absicht nicht abzuweichen. Jedoch wurde noch folgender Gefechtsbefehl erlassen.

Westlich E. 10. Juni 5^{45} früh.

1. Der Feind ist in Stellung zwischen den Dörfern C. und D.
2. Das 1. und 2. Korps beginnen, sobald das 1. Korps aus dem Waldgelände östlich E. heraustritt und aufmarschirt ist, das Gefecht durch Entfaltung starker Artillerie.
3. Der Befehl zum Angriff wird, je nach dem Vorschreiten des 3. Armeekorps, von hier aus erfolgen.
4. Die Armeereserve, 4. Korps, massirt sich am Landwege nach C. — Der Major im Generalstabe A. wird die Stelle bezeichnen.
5. Die Bagagen u. s. w.

Der Oberbefehlshaber.

Die massirt vorgegangenen Divisionen des 2. Korps hatten unterdeß auf etwa 5000 m von der feindlichen Höhenstellung in einer Senkung Halt gemacht. Das 1. und 3. Korps waren noch im Marsch. Die Armeereserve begann ihre Stellung zu erreichen. (Siehe Skizze II.)

Die Vertheidigungsarmee hatte ihre Stellung am Tage vorher nach einem ermüdenden Marsch erreicht, und war an demselben Tage nicht viel für die Befestigung der Stellung geschehen. Doch waren Schützengräben ausgehoben und einige Geschützstände errichtet worden. Die Armee zählte drei Korps und eine selbständige Kavalleriebrigade. Die Organisation war fast die nämliche, wie die der feindlichen, doch führte die Artillerie keine Feldwurfgeschütze. Die Artillerie des Korps belief sich auf 20 Batterien, also 120 Schnellladegeschütze.

Ueber Stärke und Stellung der gegenüberstehenden Armee fehlten genauere Nachrichten, weil die Patrouillen den Schleier der feindlichen Reiterei an keinem Punkt hatten durchbrechen können, gewaltsame Versuche zurückgewiesen worden waren.

Da die Verbindungen der Armee in scharf nordwestlicher Richtung nach G. lagen, hatte der Oberbefehlshaber von vornherein beschlossen, seinen rechten Flügel möglichst zu verstärken. Als ihm am frühen Morgen das Andringen stärkerer feindlicher Kavallerieabtheilungen in der Richtung auf D. gemeldet wurde, erließ er folgenden Gefechtsbefehl:

Bei C. 10. Juni 3^{45} früh.

Sichere Nachrichten von der feindlichen Armee sind nicht eingegangen. Sie soll gestern rittlings der Straße nach F. biwakirt haben.

1. Die Gehöfte A. und B. und das Tannenwäldchen bleiben vom 5. Korps besetzt und werden gehalten.
2. Das 5. Armeekorps besetzt ferner mit der 10. Division die Höhenstellung von dem Landwege B.—C. bis zum See; mit der 9. die Stellung von jenem Landwege bis Kuppe 15.
3. Die 11. Division und die Kavalleriebrigade bleiben zu meiner Verfügung am Buchwäldchen.
4. Das 7. Korps und die 12. Division nehmen Bereitschaftsstellung hinter D. unter dem Befehl des Generals N. D. ist zu besetzen.
5. Die Stellungen sind möglichst zu verstärken. C. und D. sind zu befestigen.
6. Die Bagagen u. s. w.

Der Oberbefehlshaber.

Der Gedanke des Oberbefehlshabers der Nordarmee war, durch einen starken Offensivschlag seines rechten Flügels der erwarteten Umfassung des Gegners zuvorzukommen. Seine Frontstellung hoffte er so lange zu behaupten, bis jener Schlag gelungen war.

Nachdem das 1. Armeekorps der Angriffsarmee aus dem bedeckten Gelände östlich der Chaussee herausgetreten, aufmarschirt und dem Oberbefehlshaber hiervon Meldung erstattet war, schoben beide Korps Infanterieabtheilungen auf kurze Entfernung über den Höhenrand vor, um der Artillerie Deckung zu gewähren. Zu gleicher Zeit entwickelte sich die Korpsartillerie beider Korps — mit Ausnahme der zugetheilten Haubitzbatterien — und vom 2. Korps auch die Artillerie beider Divisionen, wohingegen das 1. Korps, welches die 2. Division in zweiter Linie zurückgehalten hatte, auch deren Artillerie vorläufig nicht in's Feuer setzte. 6^{30}.

Die Artillerie der 3. Division bildete eine Gruppe auf der Kuppe 5 bei Dorf E., die Korpsartillerie und die Artillerie der 4. Division eine zweite auf dem lang gestreckten Höhenrücken mit Kuppe 9.

Die vorgeschobene Infanterie fand aber an dem südlichen Abhange des Thales nur in einigen unbedeutenden Erhebungen und Senkungen Deckung, wurde alsbald von der entwickelten Artillerie des 5. feindlichen Korps und auch sofort mit Fernfeuer aus den Gehöften und aus dem Tannenwäldchen beschossen. Sie

begann das Feuer der Infanterie aus den Vorstellungen des Gegners, ungeachtet der großen Entfernung, zu erwidern. —

Die Kanonenbatterien des 1. und 2. Armeekorps hatten inzwischen beim Auffahren, obgleich die Entfernung circa 3000 m betrug, beträchtliche Verluste erlitten. Doch wurde das Feuer nach dem Einschießen mit gewaltiger Kraft aufgenommen. Da aber der Vertheidiger auch die Artillerie der 11. Division in Stellung gebracht hatte, führten 26 Batterien seinerseits den Kampf gegen 24 des Angriffs.

Schon nach einer halben Stunde konnte man bei der Südarmee ermessen, daß man keinenfalls überlegene Kräfte in Stellung hatte und zu einem Niederkämpfen der feindlichen Artillerie keine Aussicht war, da die Artillerie der Nordarmee sich von großer Treffsicherheit zeigte, und ihr Material dem der Südartillerie gleichzustehen schien, worüber man im Übrigen nach den Berichten des Militärattachés schon vor Ausbruch des Krieges nicht im Zweifel sein konnte.

Obgleich man vor dem Feldzuge stets den Grundsatz beobachtet hatte, die Divisionsartillerie nur im Falle äußerster Nothwendigkeit dem Befehlsbereich der noch nicht im Gefecht befindlichen Divisionen zu entziehen, so ließ der kommandirende General des 1. Korps doch sofort noch die Divisionsartillerie der 2. Division rechts neben seinen bereits feuernden Batterien in Stellung gehen, aber auch diese Verstärkung konnte eine Feuer-Ueberlegenheit gegen die mehrfach gedeckter stehende feindliche Artillerie nicht zur Geltung bringen. Die Verluste mehrten sich in der Artillerielinie ungemein. Die westlich E. stehenden Batterien wurden auch von B. aus vom Fernfeuer der feindlichen Infanterie erreicht. Ganz besonders litt aber die vielfach ungedeckt stehende, vorgeschobene Infanterie. Es stellte sich nicht nur die dringende Nothwendigkeit einer Verstärkung der Artillerie, sondern auch die Wegnahme der feindlichen Vorstellungen A. und B. sowie auch des Tannenwäldchens heraus.

Der Oberbefehlshaber befahl daher, die Kanonenbatterien der Korpsartillerie des 4. Korps schleunigst heranzuführen und in's Feuer zu setzen; ferner wurde das 2. Armeekorps beauftragt, das Gehöft B. und das Tannenwäldchen zu nehmen, jedoch erst das Eintreffen der Kanonenbatterien der Korpsartillerie abzuwarten. Es war 7½ Uhr.

Die drei Batterien waren nach Erlaß des Befehls in 35 Mi-

nuten zur Stelle und setzten sich links der großen Batterie in's Feuer, so daß nunmehr 33 Kanonenbatterien gegen 26 der Südarmee wirkten.

Dennoch waren die Nachtheile, daß man beim Beginn des Gefechtes nicht sofort alle verfügbaren Artilleriekräfte gegen die Höhenstellung entwickelt hatte, stark zu Tage getreten. Indem man daran festhielt, daß die Haubitzbatterien zu dem eigentlichen Artilleriekampfe minder tauglich und erst in späteren Stadien des Gefechts zu verwenden seien, hatte man sie vorläufig in Reserve belassen. Die feindliche Artillerie hielt bis zu diesem Moment der Südartillerie vollständig das Gleichgewicht, und erschien es nothwendig, von der Beschießung anderer Ziele vorläufig abzusehen.

Da nun aber die Vorstellungen des Gegners genommen werden sollten, ließ der Führer des 2. Korps seine vier Haubitzbatterien vorziehen und rechts von der Artilleriegruppe auf dem Höhenrücken in Stellung gehen. Er bezeichnete dem Artillerie-Brigadekommandeur des Korps das Gehöft B. als Zielobjekt der Haubitzabtheilung. Zugleich sollte der linke Flügel der Artillerie des 2. Korps wenigstens zeitweise das Tannenwäldchen unter Feuer nehmen.

Er beauftragte ferner die 3. Division, Gehöft B., und die 4., das Tannenwäldchen durch angemessene Kräfte anzugreifen.

Während die Haubitzbatterien das Gehöft B. unter Feuer nahmen und binnen 15 Minuten die Flammen bereits zum Dache herausschlugen, richtete der linke Flügel der Artillerielinie des 2. Korps ihr Feuer auf das Tannenwäldchen, sah sich aber nach einigen Lagen genöthigt, das Ziel zu wechseln und den Kampf mit der feindlichen Artillerie wieder aufzunehmen, deren unbeantwortetes Feuer unerträglich wurde.

Der Kommandeur der 3. Division ließ nun die 5. Brigade gegen das Gehöft B. vorbrechen, während die 4. Division nur das 13. Regiment gegen das Tannenwäldchen entsandte. 8[15].

Kurz zuvor hatte der Oberbefehlshaber noch den Befehl an das 1. Korps abgeschickt, zur Unterstützung des Angriffs auf Gehöft B. gegen A. zu demonstriren. Der Befehl kam jedoch zu spät, um zusammen mit jenen Angriffen in Wirksamkeit zu treten. Die Angriffe gegen Gehöft B. und das Tannenwäldchen aber begannen zu gleicher Zeit. Ein Regiment ging direkt gegen das Gehöft östlich des Feldweges nach C. vor, ein anderes suchte es, links herumgreifend, zu umfassen. Die Regimenter hatten zwei

Bataillone in die erste und eins in die zweite Linie genommen.

Dabei gerieth das linke Flügelbataillon aber in das Feuer des Tannenwäldchens, mußte gegen dasselbe Front machen und einen Haken bilden.

Ungeachtet des von den Höhen her schlagenden Artillerie- und des Gewehrfeuers von B. und A. gelang es der Brigade, das brennende Gehöft zu nehmen. Aber die sich drängenden Massen der Schützen und geschlossenen Kompagnien der Brigade sahen sich nun dem Feuer von den Höhen und von Gehöft A. ausgesetzt. Zum Glück gewährte die kleine, flache, sandige Höhe, auf der das Gehöft lag, einige Deckung, und versuchte man sich, trotz des Feuers, sogleich dort einzugraben, während das hinterste Bataillon der Brigade eine Flanke gegen A. bildete.

So stand die 5. Brigade in einer höchst ausgesetzten Stellung, einen ausspringenden Winkel der Gefechtslinie bildend, und wartete mit Ungeduld auf die Wegnahme des Tannenwäldchens sowie auf ein Eingreifen des 1. Armeekorps.

Der kommandirende General des 1. Korps hatte sofort nach Eingang des Befehls zur Demonstration gegen A. der 1. Division aufgegeben, mit einem Regiment diesen Befehl zur Ausführung zu bringen. Das Regiment war bis auf 700 bis 800 m an A. herangegangen, wodurch das Feuer der Vertheidiger von der 5. Brigade abgelenkt wurde.

Der Angriff auf das Tannenwäldchen war inzwischen schon erfolgt. Das hierzu bestimmte 13. Regiment hatte aber im hohen Korn die Richtung auf das Wäldchen verfehlt und war so weit nordwestlich gerathen, daß es nur mit seinem rechten Flügel an das Wäldchen stieß. Indem das Regiment nun bestrebt war, durch Rechtsschwenkung der einzelnen Kompagnien und Schützenzüge die Front nach dem Wäldchen zu nehmen, bot es der Höhenstellung fast die linke Flanke und wurde durch ein sehr lebhaftes Schrapnell- und Gewehrfernfeuer längs bestrichen. Es kam in's Wanken und wich zurück. In diesem Moment wurde es von der selbständigen Kavalleriebrigade der Nordarmee attackirt, welche auf Befehl des auf Kuppe 15 haltenden Kommandeurs vorgezogen worden war, sofort aufmarschirte und sich auf das aufgelöste, zurückgehende Regiment stürzte.

Einige Kompagnien wurden überritten. Der Rest richtete ein

heftiges Feuer auf die feindliche Kavallerie, litt aber selbst bedeutend durch das Feuer aus dem Tannenwäldchen.

Das Regiment ging in Unordnung hinter die Artilleriestellung des 2. Südkorps zurück, wo es gesammelt wurde.

Die Nord-Kavalleriebrigade war mit musterhafter Schnelligkeit herangezogen worden, blitzschnell in 2 Treffen aufmarschirt und ebenso vorgebrochen. Von besonderer Disciplin aber gab ebenfalls das schnelle Sammeln und sofortige Zurückgehen hinter Kuppe 15 nach dem kurzen erfolgreichen Ausfall Zeugniß. Es bewies sich hierbei wieder, daß kleine Kavalleriekörper schnell und möglichst gedeckt herankommen, sich schnell entwickeln und schnell wieder verschwinden, und daß sie in der Vertheidigungsschlacht mit größtem Nutzen zu kurzen Ausfällen gebraucht werden können.

Schon als der Kommandeur der 4. Division das Einschlagen der falschen Richtung des 13. Regiments bemerkt hatte, war das 14. zum Angriff auf das Tannenwäldchen bezw. zur Aufnahme des 13. vorgeschickt worden.

Das Regiment ging in richtiger Direktion im Sturmschritt vor, jedoch zeigte sich die Besatzung viel stärker, als man vermuthet hatte. Starke Schützengräben waren rings um das Wäldchen bezw. in dem Saum desselben angelegt. Der Angreifer wurde mit rollendem Feuer empfangen und abgewiesen. Etwa 600 m vor dem Waldsaum kam das Gefecht zum Stehen. Der herbeigeeilte kommandirende General des 2. Korps befahl, die Artillerie erst gehörig gegen das Wäldchen wirken zu lassen, bevor ein neuer Versuch unternommen werden sollte. Dies war jetzt möglich, denn die Nordartillerie hatte während der Angriffe auf die Vorstellungen ihr Feuer auf die vorgehende Infanterie gerichtet. Hierdurch hatte die Angriffsartillerie Luft bekommen und ein entschiedenes Uebergewicht erhalten. Mehrere Explosionen fanden in der Nordartillerie statt, und eine Anzahl Geschütze wurden demontirt.

Der kommandirende General des 5. (Nord-) Korps ertheilte daher, unter Meldung an den Oberbefehlshaber, den Befehl, daß die nicht in Geschützständen stehenden Batterien (ungefähr die Hälfte des Ganzen) aus dem Feuer gezogen werden sollten.

Dies geschah. — 9 Uhr.

Beim 1. (Süd-) Korps hatte man inzwischen ebenfalls die vier Haubitzbatterien und zwar gegen das Gehöft A. in's Feuer gebracht. Beide Haubitzabtheilungen wirkten derartig, daß das Gehöft

in Flammen aufging und binnen Kurzem von der Besatzung, welche 50 Prozent verlor, geräumt wurde. Es wurde von dem bereits vorgegangenen Regiment des 1. (Süd-) Korps besetzt.

Gleich nach der Wegnahme der beiden Vorstellungen eröffneten die noch in den Geschützständen befindliche Nordartillerie und auch die am Abhange eingenistete Infanterie ein heftiges Feuer ungeachtet der etwa 1000 m betragenden Entfernung. Die Brigade bei Gehöft B. sah sich zudem fortwährend genöthigt, das Feuergefecht gegen das Wäldchen zu führen, dessen Besatzung soeben den zweiten Angriff zurückgewiesen hatte.

Der Führer des 1. Korps hielt es für nöthig, seine erste Gefechtslinie bis in gleiche Höhe mit Gehöft A. vorzuschieben, was unter den obwaltenden Verhältnissen als durchaus angemessen erachtet werden mußte. Die erste Division entwickelte daher den größten Theil ihrer Infanterie östlich vom Gehöft A. 9 Uhr.

Schon seit dreiviertel Stunden hatte man Kanonenfeuer von Westen vernommen, wußte somit das 3. Korps im Gefecht. —

Nachdem die Artillerie gegen das Tannenwäldchen gewirkt hatte, ging die noch nicht verwendete 8. Brigade der 4. Division zum Sturm vor. Sie war flügelweise rangirt. Das eine Regiment nahm Richtung auf die östliche, das andere auf die westliche Ecke des Waldstückes.

Ungeachtet des das Wäldchen flankirenden Feuers von den Höhen gelang der Angriff. Die drei Bataillone des Gegners, welche die Besatzung des Wäldchens gebildet hatten, wichen unter großen Verlusten an Gefangenen nach der Hauptstellung zurück. Das Wäldchen und die Schützengräben waren von Todten und Verwundeten angefüllt. 9^{30}.

Das 14. Regiment sammelte sich hierauf einige hundert Meter südlich des Wäldchens, wurde aber hierbei plötzlich durch einige gut sitzende Schrapnelllagen von Kuppe 15 derart erschüttert, daß es in Unordnung bis hinter den langgestreckten Höhenrücken zurückwich. Das Regiment hatte sich schon, aus einer Stadt stammend, in der es auflösenden Einflüssen sehr zugänglich war, vielfach durch Indisciplin bemerkbar gemacht.

Aber der Angriff selbst, der noch durch den Anlauf eines Bataillons von B. her unterstützt worden war, hatte starke Massen zusammengestaut, in denen das Feuer von den Höhen furchtbar aufräumte. Es dauerte einige Zeit, bis man im Stande war, das Feuer wirkungsvoll zu erwidern. — Nunmehr zog der Führer

des 2. Korps die Artillerie der 3. Division im Galopp nach der kleinen Anhöhe vor, auf welcher das Gehöft B. lag. Es gelang, ohne zu große Verluste in Stellung zu kommen und das Feuer gegen die Höhen auf wirksamste Entfernung (1800 m) zu eröffnen (9^{30}). Es waren nunmehr die ganze 1. Infanteriedivision, die halbe 3. und zwei Regimenter der 4. im Gefecht. Die 8. Brigade wurde hinter Höhe 9 gesammelt. Intakt war noch die 2. Division.

Inzwischen hatte die Luftschifferabtheilung sich hinter Dorf E. etablirt und einen Fesselballon 500 m hoch steigen lassen, welcher telephonisch mit dem Stabe des Oberkommandos verbunden wurde. Die Offiziere im Ballon vermochten die gesammte Hochebene, auf welcher der Feind stand, zu überblicken. Sie meldeten um $9^{1}/_{2}$ Uhr die Anwesenheit starker Massen von Kavallerie und Infanterie beim Buchwäldchen und bald darauf deren Vormarsch in der Richtung auf das Tannenwäldchen.

Der Führer der Nordarmee hatte inzwischen schon um $7^{1}/_{2}$ Uhr dem bei D. kommandirenden General den Befehl ertheilt, die aus den Waldungen heraustretenden feindlichen Truppen entschieden anzugreifen und in der Richtung auf M. zurückzuwerfen. Dieser Befehl mußte jetzt in der Ausführung sein, und der Oberbefehlshaber beschloß, durch einen starken Vorstoß gegen das Wäldchen den Gegner in der Front zu fesseln und ihn an der Hülfeleistung für seinen linken Flügel zu hindern.

Zu diesem Zweck wurde eine Brigade (21.) gegen das Tannenwäldchen in Marsch gesetzt. Die 22. Brigade blieb hinter dem Buchwäldchen stehen. 9^{30}.

Die 21. Brigade marschirte sehr schnell an und zwischen der 17. und 18. Brigade hindurch, nahm die Front mit einer kleinen Linksschwenkung gegen die Nordwestecke des Wäldchens und ging mit größter Entschlossenheit vor, während Artillerie und Infanterie von den Höhen aus das Wäldchen mit Feuer überschütteten. Der Stoß kam so unerwartet, daß die schon durch das lange Aushalten im Feuer der Höhenstellung erschütterte Süd-Brigade mit überraschender Schnelligkeit aus dem Wäldchen herausgeworfen wurde und in voller Panik theils nach B., theils rückwärts die Flucht ergriff. 10 Uhr. Einige Gruppen blieben allerdings stehen und gingen auf eigene Initiative wieder gegen das Wäldchen vor, wo sie sich mit anderen Truppen vermischten. Die ganze 4. Division wurde für die nächste Zeit nicht mehr als angriffsfähig erachtet. In diesem Augenblick erhielt der Oberbefehlshaber der

Südarmee die Meldung, daß das 3. Armeekorps im sehr heftigen Gefecht mit zwei feindlichen Armeekorps stehe, welche von D. her zum Angriff vorgegangen waren, daß daher die vorgesetzte Umfassung des rechten feindlichen Flügels vorläufig unausführbar sei.

Der Oberbefehlshaber befahl das nähere Heranrücken der Armeereserve und daß die 7. Division sich hart hinter der Höhenstellung aufstellen sollte.

Zu gleicher Zeit hatte der Führer des 2. Armeekorps befohlen, daß die 6. Brigade mit halblinks gegen das Wäldchen vorgehen sollte, gegen welches nunmehr die Südartillerie ihr Feuer konzentrirte. Bevor jedoch sich dieser Angriff entwickeln konnte, befahl der Oberbefehlshaber der Nordarmee, da der Zweck des Vorstoßes erreicht schien, daß die 21. Infanteriebrigade das Wäldchen räumen und in die Hauptstellung zwischen der 17. und 18. Brigade zurückgehen sollte. Diese schwierige Bewegung konnte nicht ohne großen Verlust und mancherlei Verwirrung und Unordnung erfolgen. Die 21. (Nord-) Brigade mußte etwa 1000 m hinter der Vertheidigungslinie der 9. Division gesammelt werden. Einzelne Abtheilungen erhielten auch den Befehl zum Zurückgehen nicht, blieben liegen, setzten das Feuergefecht fort und fielen dann der vorgehenden 6. Brigade (Süd) in die Hände. Diese besetzte das Wäldchen, so daß nunmehr die 3. Division ganz in erster Gefechtslinie stand.

Das heftige Feuer der Schnellladegeschütze und das Rollen des Gewehrfeuers hatten während dieser Zeit das von Westen her ertönende Feuer dem Gehör entzogen. Jetzt aber 10^{45} erhielt der Oberbefehlshaber der Südarmee die Meldung, daß das 3. Armeekorps von überlegenen Kräften heftig angegriffen und zum Weichen in der Richtung von M. gezwungen worden sei. Und so war es. Die bei D. stehenden drei Divisionen der Nordarmee waren von D. aus vorgebrochen und hatten das erst theilweise entwickelte 3. Korps geworfen. Eine große Attacke der Kavalleriedivision der Südarmee war von der Infanterie 7. Korps abgewiesen worden. Da der Gegner aber immerhin hartnäckigen Widerstand leistete und nur fechtend wich, so glaubte der kommandirende General der drei Norddivisionen nicht sofort zur Bedrohung der linken Flanke des gegen die Höhenstellung der Nordarmee kämpfenden Theiles der Südarmee sich wenden zu können, wie dies nach Abfertigung der Umgehung angezeigt erschienen wäre.

Der Oberbefehlshaber der Südarmee sah sich nun vor die Wahl gestellt, seine Reserve zur Unterstützung seines linken Flügels

abrücken zu lassen oder zu versuchen, die gegenüberliegende Stellung entscheidend anzugreifen. Er entschied sich für das Letztere in der Ueberzeugung, daß, Angesichts der starken Kräfteverwendung auf dem rechten Flügel des Gegners, die ihm direkt gegenüberstehenden Truppen keinen starken Rückhalt mehr haben würden, und daß eine Niederlage dieser den Rückzug des vordringenden rechten feindlichen Flügels gleichfalls zur Folge haben müsse. —

Demzufolge wurde befohlen: Bei E. 11 Uhr V.

1. Die gesammte Artillerie des 4. Korps verstärkt die feuernde Artillerielinie mit allen Kräften, jedoch bleibt die der 8. Division zurück.

Die Beschießung der feindlichen Stellung Seitens der Artillerie des 2. und 4. Korps richtet sich hauptsächlich auf den nördlich des Tannenwäldchens gelegenen Theil, also gegen Kuppe 15; die des 1. Korps auf das Dorf E.

2. Punkt 11½ Uhr geht die 7. Division und die 15. Brigade zum Angriff derart vor, daß die 15. Brigade zwischen dem Gehöft B. und dem Wäldchen, die 7. Division westlich des Tannenwäldchens vorstoßen. Zu gleicher Zeit hat das 1. Armeekorps mit allen verfügbaren Kräften in der Richtung auf E. anzugreifen. Der Fesselballon entfaltet um 11^{30} zwei weißrothe Flaggen als Angriffssignal.

3. Die 16. Brigade und die wieder gesammelte 4. Division bleiben hinter dem linken Flügel in Reserve, bereit, einem Vorstoß des Feindes vom Eichwald her entgegenzutreten.

Der Befehl wurde mündlich an die kommandirenden Generale des 2. und 4. Korps ausgegeben, aber von Adjutanten nachgeschrieben und sofort an die Truppentheile überbracht.

Der Angriff zerfiel also in zwei Theile: der des 1. Armeekorps und der des 4. im Verein mit den noch angriffsfähigen Theilen des zweiten. Doch hatte man die Gleichzeitigkeit der Angriffe durch Bestimmung der Zeit und durch Signal zu regeln gesucht.

Die Artillerie des 4. Korps ging im Trabe zur Ausführung ihrer Aufgabe vor. Aber die Verbände mußten zerrissen werden. Zwar war auf der fast 7000 m langen Linie von der Chaussee bis zum Westende der Südhöhenstellung noch genug Platz zur Entwickelung von 6 Batterien der 7. Division und 4 Batterien Haubitzen der Korpsartillerie, aber die Benutzung der Höhenkanten zur Einnahme halbverdeckter Stellungen hatte die Artillerielinie des 2. Korps sehr ungleichmäßig gestaltet, theils zu stark ausgedehnt, theils sehr zusammengedrängt. Die neu auffahrende

Artillerie konnte daher den Abtheilungsverband nicht überall festhalten, sondern mußte an mehreren Punkten batterie-, ja sogar zugweise die gefundenen Zwischenräume benutzen. Ueberhaupt bemerkte man während der ganzen Schlacht, daß die Entwickelung der Artillerie in Folge des Bestrebens, halbverdeckte Stellungen einzunehmen, sehr langsam vor sich ging. So auch hier.

Die Armeereserve stand gefechtsmäßig entwickelt um 11½ Uhr etwa 1000 m hinter der feuernden Artillerielinie zum Antreten bereit, als die Artillerie des 4. Korps noch immer nicht vollständig in Stellung war.

Es wurde 11½, ehe das Feuer der Verstärkungen wirksam eingriff.

Von der Artillerie des 2. Korps, welche nunmehr fast sechs Stunden im Feuer stand, war, obwohl sie den größten Theil der Zeit mit Ueberlegenheit gekämpft hatte, ein gutes Drittel der Geschütze gefechtsunfähig. — Das gegnerische Artilleriefeuer aber schwieg gänzlich.

Von den beiden Haubitzabtheilungen erhielt die des 2. Korps als Ziel die Höhe westlich von C., die des 4. die Höhe 14, nördlich des Tannenwäldchens, bezeichnet. Jedoch sollten sie auch ihr Feuer auf die verdeckten Ziele am Buchwäldchen richten, überhaupt hin und wieder die ganze Hochebene unsicher machen.

Der Kommandirende des 1. Korps hatte seiner Haubitzabtheilung das Dorf C., der übrigen Artillerie den gerade gegenüberliegenden Höhenrücken als Ziel bezeichnet.

Zu gleicher Zeit war an die vordere Gefechtslinie der Befehl ergangen, behufs Bekämpfung des feindlichen Gewehrfeuers näher an die feindliche Stellung heranzugehen.

Dies kam im Allgemeinen zur Ausführung, obgleich eine Menge Drücker bei A. B. und in dem Tannenwäldchen zurückblieben. Die erste Gefechtslinie rückte bis an den Fuß des Abhanges vor und richtete ihr Feuer auf den Gegner in den Schützengräben, welcher dasselbe lebhaft erwiderte.

Auch der Oberbefehlshaber der Nordarmee hatte Nachricht von den Ereignissen auf seinem rechten Flügel erhalten. Er hatte mehrere Aufforderungen an den kommandirenden General des 7. Korps abgeschickt, um ihn zu veranlassen, sich nach gelungenem Vorstoß gegen den linken Flügel der ihm gegenüberstehenden Südtruppen zu wenden, aber er hatte bis 11 Uhr noch keine dem entsprechende Bewegung bemerken können.

Die 21. Brigade, welche vor etwa anderthalb Stunden den Vorstoß gegen das Wäldchen gemacht hatte, war in zweiter Linie in dem Zwischenraum zwischen der 17. und 18. Brigade gesammelt worden und hatte sich in einigen Geländefalten gedeckt aufgestellt. Gegen 11½ Uhr bemerkte man das Verstärken der Artillerielinie des Gegners, und gleich darauf gingen seine Schützenschwärme aus den Stellungen bei A., B. und dem Tannenwäldchen vor. Das Gewehrfeuer rollte mit erneuter Heftigkeit, und das mächtig verstärkte Geschützfeuer des Gegners kündigte einen erneuten Angriff an.

Auch hatte ein Beobachtungsposten auf dem Kirchthurme von C. das Aufsteigen großer Staubwolken hinter der Stellung der Südarmee bemerkt.

Der Oberbefehlshaber befahl daher das Heranziehen seiner letzten Reserve, der 22. Brigade, welche sich in einer flachen Bodenfalte hinter der Stellung der 17. Brigade aufstellen sollte. Zu dieser Zeit aber machte sich das Haubitzfeuer der Südarmee höchst empfindlich bemerkbar. Das Dorf C. gerieth in Brand. Nicht nur in den Geschützständen und Schützengräben, sondern in allen Geländefalten, wo sich Infanterie in Deckung glaubte, schlugen die feindlichen Granaten ein, denn die Führer der Haubitzabtheilungen des Gegners hatten das Feuer derart vertheilt, daß zwei Batterien per Abtheilung das Gelände hinter der feindlichen Artillerielinie und den Schützengräben zu bewerfen hatten, zwei Batterien gegen die erste Feuerlinie des Gegners direkt wirkten. Sie erhielten zu diesem Zweck vom Fesselballon telephonische Nachrichten, welche die Stellung der feindlichen Reserven auf der Hochebene so gut wie möglich bezeichneten. Besonders wurde die 22. feindliche Brigade, deren Vorrücken sich auch durch eine dichte Staubwolke verrieth, übel zugerichtet.

Um 11½ Uhr pünktlich trat die 2. Division zum Angriff an, und obgleich das Feuer beim 2. Korps kaum zwanzig Minuten gewirkt hatte, ließ der Oberbefehlshaber dennoch die drei hierzu bestimmten Brigaden des 4. Korps, um die bestimmte Zeit inne zu halten, vorrücken. Außerdem befahl der Oberbefehlshaber, in Abänderung des ersten Befehls, daß die 16. Brigade als linke Flügelstaffel dem Angriff folgen sollte.

Ferner hatte der kommandirende General des 2. Korps noch das Zusammenfügen der Kavallerieregimenter der 3. und 4. Division

zu einer Brigade verfügt, welche sich, dem linken Flügel der vorgehenden Linie folgend, zum Eingreifen bereit halten sollte.

Die Gliederung der Infanteriebrigaden des Angriffs war die in der Südarmee für den großen Schlachtenangriff längst vorgesehene und eingeübte. Es war dort der Grundsatz festgehalten, daß die Einleitung des Gefechts nach Kommandoeinheiten erfolgen sollte, der entscheidende Stoß großer Massen aber in der Treffengliederung.

Je nach dem Gelände und den Verhältnissen sollte den in zwei Treffen gegliederten Brigaden auf Entfernung von 6—700 m eine zweite Linie oder Reserve, ebenfalls in zwei Treffen gegliedert, folgen.

Man hatte bei dem nun erfolgenden Angriff auf eine zweite Linie verzichtet, da das Gelände Entwickelungsraum genug bot und der Oberbefehlshaber, Angesichts der Lage auf seinem linken Flügel, Werth darauf legen mußte, den Kampf durch einen entscheidenden Stoß in der Front baldigst glücklich zu beenden.

Demgemäß traten die Brigaden in folgender Gefechtsformation an. Ein Regiment im ersten, eins im zweiten Treffen. Jedes Regiment in Kompagniekolonnen in eine erste und eine zweite Staffel auseinandergezogen. Man hatte mit Beiseitelassung der Ausdrücke „Vortreffen“ und „Haupttreffen“ und zur Vermeidung von Mißverständnissen für die Tiefengliederung der Regimenter in sich die Ausdrücke 1. u. 2. 3. Gefechtsstaffel gewählt. Von der ersten Staffel war eine sehr starke Schützenlinie entwickelt bezw. die Kompagnien ganz aufgelöst. Die 2. Staffel folgte der ersten auf 300 m. Das zweite Treffen (das andere Regiment der Brigade) nahm dieselbe Entfernung vom ersten Treffen und war gleichfalls in zwei Staffeln gegliedert.

Die Kompagnien waren, da das Gelände wenig Deckung bot, in Linie aufmarschirt. Doch hatte jeder Kompagniechef oder Bataillonskommandeur, je nach der Oertlichkeit oder den Gefechtsverhältnissen, die Berechtigung oder Verpflichtung, zwischen Linie und Kolonne zu wechseln. Nachdem für jede Brigade ein Richtungsbataillon bestimmt war, setzte sich der Angriff in Bewegung, der somit fünf Brigaden und eine staffelartig hinter dem linken Flügel folgende, also $1\frac{1}{2}$ Korps, umfaßte. Die Lage war in diesem Moment bei den anderen Truppen der Südarmee folgende: In der ersten Gefechtslinie die 1. Division bei A. und östlich davon. Die 3. Division bei B. und am Wäldchen. Ihre

Schützenschwärme schon am Fuß der Hochebene auf 4—500 m von den feindlichen Schützengräben im heftigen Feuergefecht. Die 4. Division, gesammelt 1000 m hinter dem westlichen Theil des Höhenrückens 9, woselbst auch die Artillerie der 8. Division massirt war. Die gesammte Artillerie, mit Ausnahme der 8. Divisionsartillerie, in der Feuerlinie; die vorgezogene Kanonenabtheilung beim Gehöft B.

Das ganze erste Treffen ging sprungweise vor, das zweite folgte mit klingendem Spiel im Schritt.

Sobald die Nordbefehlshaber die vorgehenden dichten Schützenlinien bemerkten, wurde die noch gefechtsfähige Artillerie vorgeholt und fuhr wieder in ihre früheren Stellungen ein, um gegen die vorgehende feindliche Infanterie zu wirken. Sie wurde jedoch von den Kanonenbatterien der Südarmee sofort derartig zugedeckt, daß nur ein geringer Theil zum Feuern kam. Die Haubitzbatterien hielten ihre alten Ziele fest.

Um 12^{15} erreichte die erste Staffel des ersten Treffens die am Fuße des Abhanges der Hochebene liegende Feuerlinie. Sie schob sich in dieselbe hinein, und ein furchtbares Schnellfeuer entlud sich gegen die Höhen. Die zweite Staffel war in diesem Moment zwischen 200 und 300 m entfernt. Das zweite Treffen war im Laufe der Vorbewegung näher herangekommen und hatte kaum einen Abstand von 200 m vom ersten.

Die gesammte zweite Gefechtsstaffel löste sich dicht hinter der Feuerlinie ebenfalls auf, schob sich ein, wo sie Platz fand, und verlängerte die Feuerlinie, wo es angängig war. Die Leute, in derartigen Gefechtslagen im Frieden geübt, warfen sich, wo sie keinen Platz zum Feuern fanden, hinter der Schützenlinie nieder, ohne zu feuern.

So entlud sich ein Massenfeuer von wahrhaft überwältigender Wirkung gegen die feindlichen Schützengräben. Als nun das zweite Treffen kurz hinter der Feuerlinie angekommen war, wurde das Feuer durch die Pfeifen gestopft, und das Sturmsignal gegeben. Die Schützenlinie erhob sich und erstieg im Sturmschritt, das geschlossene zweite Treffen dicht hinter sich, den Abhang, ein fortwährendes Feuer im Vorgehen unterhaltend.

Der Oberbefehlshaber der Nordarmee hatte, als er die feindliche große Vorbewegung erblickte, die Absicht gehabt, seine Reservebrigade (22.) nach seinem rechten Flügel zu dirigiren, um durch einen Stoß in die linke Flanke der vorgehenden Truppen der

Vertheidigung eine günstige Wendung zu geben. Aber der Angriff erreichte die Linie der Schützengräben und Geschützstände, ehe diese Absicht zur Ausführung kam. Die fortwährend einschlagenden Geschosse der feindlichen Haubitzbatterien, welche nach der aufsteigenden Staubwolke richteten, hatten Verwirrung und Aufenthalt erzeugt. So ließ man die 22. Brigade Front machen und vereint mit der 21. zu einem Gegenstoß gegen den linken Flügel des schon die Kante der Hochebene krönenden Angreifers vorgehen. Der Gegenstoß kam jedoch durch dessen verheerendes Feuer in's Stocken und ging in ein stehendes Gefecht über. Aber auch der Angreifer konnte an dieser Stelle des Gefechtsfeldes nicht weiter vordringen. Dagegen hatte der Angreifer westlich C., nachdem sein erstes Treffen in die Vertheidigungslinie eingedrungen und das zweite Treffen herangekommen war, die noch standhaltenden Unterstützungstruppen des Vertheidigers zum Weichen gezwungen und ihnen ein wirksames Verfolgungsfeuer nachgesandt. Ebenso hatte die 19. Nordbrigade östlich C. dem Stoß des 1. feindlichen Armeekorps erliegen müssen. —

In diesem Moment bemerkte man bei der Nordarmee, daß sich an dem östlichen Saume des Eichwaldes ein Gefecht entspann. In der That hatte der das 7. Korps und die 12. Division der Nordarmee führende General, nachdem es ihm gelungen war, das feindliche 3. Armeekorps noch weiter in der Richtung auf M. zurückzudrängen, eine Brigade in den Eichwald entsendet, um gegen die linke Flanke des auf den Höhen stehenden Gegners vorzugehen. Dieser Vorstoß traf auf die wieder gesammelte 4. Division der Südarmee, welche mit der Artillerie der 8. Division dem Gegner entgegentrat und ihn verhinderte, Fortschritte zu machen.

Die Schlacht war aber schon endgültig mit dem Weichen der 10. Division bei C. für die Nordarmee verloren, da der Oberbefehlshaber keine weiteren Reserven mehr besaß.

Fast die gesammte Artillerie war in den Stellungen am Rande der Hochebene stehen geblieben. Es konnte nur noch darauf ankommen, die Verbindungslinie der Armee nicht total zu verlieren. Zu diesem Behufe wurde allen Truppen schleunigst die Richtung auf G. angegeben. Den drei Divisionen des rechten Flügels ging die Nachricht von dem Verlust der Schlacht mit dem Befehl zu, das Gefecht abzubrechen und den Rückzug derart anzuordnen, daß die Verbindungslinie an einem nordwestlich gelegenen Punkt auf der Straße nach G. erreicht wurde.

Die selbständige Kavalleriebrigade erhielt den Befehl, durch einen Angriff den Gegner zum Stehen zu bringen. — In Erfüllung dieser Todesaufgabe stürzte sich die Brigade, welche sich vorher etwas rechts gezogen hatte, von der einsamen Pappel aus auf den linken Flügel des Angriffs. Zu ihrem Unglück aber krönte gerade die als linke Flügelstaffel dem Angriff gefolgte 16. Brigade auch den Rand der Hochebene und gab ein vernichtendes Feuer auf die anreitende Kavallerie ab. Zu gleicher Zeit erschien hinter dem linken Flügel des Angriffs die aus den Divisions-Kavallerieregimentern zusammengestellte Brigade des 2. (Süd-) Armeekorps, welche in angemessener Entfernung dem Angriff gefolgt war, schwenkte mit den Têten der Eskadronskolonnen rechts, marschirte auf und hieb nicht nur in die flüchtende feindliche Kavallerie, sondern auch in die zurückgehende feindliche Infanterie ein. Die noch bewegungsfähigen Geschütze der bis V. vorgeschobenen Artillerieabtheilung (im Ganzen noch acht) erschienen gleich, nachdem westlich C. der Rand der Hochebene erreicht war, ebendaselbst, eine Viertelstunde später die Artillerie des 1., 2. und 4. Korps etwa mit der Hälfte ihrer Geschütze. Die andere Hälfte war ebenfalls nicht mehr bewegungsfähig. Die Haubitzbatterien blieben zurück. Die Divisionskavallerie war überall sehr schnell gefolgt und durchbrach die nachdrängenden Linien der Südarmee, um in die weichenden Massen der Nordarmee einzuhauen.

Da der Oberbefehlshaber der Südarmee eine heftige Verfolgung einleitete, welche vor Allem darauf hinzielte, die Verbindungslinie der Nordarmee zu gewinnen, so war ein großer Theil des 5. (Nord-) Korps thatsächlich von derselben abgedrängt. Dem rechten Flügel der Nordarmee gelang sowohl das Abbrechen des Gefechts als auch der weitere Rückzug nur unter schweren Verlusten, die eine heftige Verfolgung durch die Süd-Kavalleriedivision noch gesteigert hatte.

Erläutern wir nun noch kurz, was wir mit diesem Bilde haben vor Augen führen wollen. Zuerst, daß es in der That einzelne Grundsätze giebt, deren man sich bei Einleitung einer Kriegshandlung stets besonders erinnern soll.

Der Führer der Südarmee beabsichtigt, den Gegner am empfindlichsten Punkt zu treffen, indem er den feindlichen Flügel

angreift, durch dessen Niederlage er die Verbindungen des Gegners bedroht. Warum nun hierzu nur ein Armeekorps und die Kavalleriedivision verwenden? Erblickt er dort den strategisch günstigsten Punkt, so wäre es angemessen gewesen, die Hauptkräfte gegen den rechten feindlichen Flügel zu richten, gegen die Front des Gegners nur schwächere Kräfte zu verwenden, — selbst mit dem Risiko der zeitweisen Gefährdung der eigenen Verbindungen — und dies um so mehr, als die feindliche Stellung bei D. nicht schwieriger als anderwärts anzugreifen war. Allerdings glaubte er im Stande zu sein, die Reserve noch zur Verstärkung der Umfassung zu verwenden, aber der Kampf in der Front gestaltete sich anders und bedeutend hartnäckiger, als er es vorausgesetzt hatte. Die Vertheidigung entfaltete durch die sofortige Entwickelung der gesammten Artillerie und durch deren überhöhende und zum Theil gedeckte Stellung ein solches Uebergewicht, daß die Südarmee sich sehr bald genöthigt sah, auf die Artillerie der Armeereserve zurückzugreifen. Der Oberbefehlshaber der Südarmee sah sich eben vor die Wahl gestellt, eine artilleristische Niederlage zu erleiden, also vorläufig überhaupt in Nachtheil zu kommen oder neue Kräfte heranzuziehen — eine Alternative, vor die man sich, trotz der guten Absicht, das Gefecht hinzuhalten, oft gestellt sehen wird. Dies Uebergewicht der Artillerie der Nordarmee entstand freilich zum Theil dadurch, daß die Haubitzabtheilungen des 1. und 2. Südkorps aus schon angegebenen Gründen zurückgehalten wurden. Hieraus nun braucht man aber auf die Verwerflichkeit der Einführung einer Feldhaubitze keineswegs zu schließen. Wenn auch im Allgemeinen zugestanden werden kann, daß das Streichgeschütz zur Bekämpfung der gegnerischen Artillerie in der Feldschlacht das passendste Mittel bleiben muß, so wird die Haubitze auch in diesem Kampf verwendet werden müssen, und mit Vortheil vielleicht, wenn die feindliche Artillerie aus Schanzen, Geschützständen oder aus verdeckter Stellung feuert. Es wäre doch wunderbar, wenn bei jetziger Technik es nicht gelingen sollte, ein Geschütz zu konstruiren, welches durch eine große Genauigkeit des Wurfes nicht auch tauglich zur Bekämpfung der feindlichen Artillerie sein sollte. Wir sind aber der Ansicht, daß es kein Uebelstand ist, eine Feldhaubitze, wenn nöthig, auch jetzt schon im Artilleriekampfe zu verwenden. Ihre Vortheile aber bei Erschütterung der feindlichen Infanterie in Oertlichkeiten, in Bodenfalten, in Schanzen sind unleugbar.

Der Oberbefehlshaber der Nordarmee hatte den Punkt unschwer erkannt, gegen den der Gegner eine Umfassung richten würde. Und in der That! Wenn man nicht ganz und gar in eine falsche Vorstellung verrannt ist, wie der Marschall Bazaine in den Schlachten vom 14.—18. August bei Metz, so wird dies in vielen Fällen so gar schwer nicht sein. Die Schwierigkeit wird nur hauptsächlich darin liegen, wie man der Umfassung oder Umgehung entgegentreten soll.

Es bieten sich zwei Mittel dar. Das eine ist die Bildung einer starken Vertheidigungsflanke, das andere das Ergreifen des Angriffsverfahrens gegen die Umgehung im passenden Moment. Hierbei aber kann man wieder zwei Fälle unterscheiden. Hat man erkundet, daß der Gegner in getrennten Heerestheilen anmarschirt, so kann das Ergreifen der Offensive gegen einen dieser Theile, noch ehe der Gegner sich zum taktischen Entscheid vereinigen kann, versucht werden.

Dies ist eine Operation, die auf eine sehr genaue Berechnung von Zeit und Raum gebaut ist, eine Operation strategischen Charakters.

Der zweite Fall besteht darin, gegen den bereits versammelten Gegner aus der Stellung heraus zum taktischen Gegenstoß, sei es nur in der Front, sei es gegen die Umfassungskolonne, überzugehen. Dies hatte der Führer der Nordarmee beabsichtigt, aber die Bedingung ist hierbei, entweder eine vorherige bedeutende Schwächung des Gegners — indem man ihn anlaufen läßt und sodann vorbricht — oder daß man auf dem angegriffenen Flügel so stark ist, daß man mit Aussicht auf schleunigen Erfolg der Umfassungskolonne entgegengehen kann. Bringt man ihr nicht alsbald eine entschiedene Niederlage bei, zieht sich das Gefecht in die Länge — und dies ist, in Betracht der heutigen gesteigerten Vertheidigungskraft, sehr möglich — so werden wahrscheinlich die dort verwendeten Truppen an anderen Punkten fehlen. Denn es ist doch stets vorauszusetzen, daß der Vertheidiger bedeutend schwächer an Zahl oder an Truppengüte ist; ohne Noth wird kein General die Vertheidigungsform ergreifen.

Dieser letztere Fall traf hier ein. Der Gedanke des Führers der Nordarmee war gut, aber es fehlte dem Gedanken die Kühnheit der That. Er mußte es riskiren, volle zwei Armeekorps hinter D. bereit zu stellen und sich in der Front von D. bis C. mit einem Korps in der Vertheidigung zu halten. Die 11. Division, eben-

falls bei D. verwendet, hätte dem Ausfall wahrscheinlich ein entschiedenes Uebergewicht verliehen und hätte ein baldiges Flankiren der anderen feindlichen Korps ermöglicht.

Die Besetzung von Vorstellungen hat man in der neueren Zeit meist verworfen. Man sagt, daß sie früher oder später doch genommen würden, daß sie die Kräfte der Vertheidigung zersplitterten, und daß die geschlagenen, in die Hauptstellung zurückweichenden Truppen die Vertheidiger entmuthigten.

In allen dem ist natürlich manches Wahre, aber es erscheint uns nicht genug, um die Vorstellungen grundsätzlich zu verwerfen. Wenn man große Dörfer als Vorstellungen betrachtet, wie z. B. St. Amand und Ligny am 16. Juni 1815, und sie hartnäckig vertheidigt, so muß dadurch eine große Zersplitterung der Truppen entstehen.*) Besetzt man aber einzelne vorspringende Punkte wie Hougomont und La Haie Sainte bei Waterloo, so können diese denn doch sehr gute Dienste leisten, wie wir dies in dem von uns entworfenen Bilde zu veranschaulichen suchten. Diese Vorstellungen zwingen den Angreifer, Infanterie vorzuschieben und in's Gefecht zu treten, seine Kräfte voreilig zu binden und zu zersplittern — wie es bei Hougomont im allerhöchsten Maße, besonders auch bei Gravelotte in der Manceschlucht und theilweise auch bei St. Marie aux Chênes am 18. 8. 1870 der Fall war. Sie entziehen vorzeitig einen Theil der Angriffsartillerie dem Kampfe mit der Vertheidigungsartillerie und schaffen dem Angreifer doch unbedingt Aufenthalt.

Der Werth von Vorstellungen hängt also hauptsächlich von den Geländeverhältnissen ab. Sind sie derart beschaffen, wie hier von uns angenommen, so erscheint ihre Besetzung geboten.

Den Befehl der Südarmee zum entscheidenden Angriff auf die Front des Gegners zwischen D. und dem See betreffend, so haben wir schon seine Begründung anerkannt. Dies muß um so mehr geschehen, als der Oberbefehlshaber der Südarmee wohl zu erkennen vermochte, daß der Artilleriekampf nunmehr zu seinen Gunsten entschieden und die Vorstellungen genommen waren.

Der auf Befehl des Führers der Nordarmee gegen das Tannenwäldchen unternommene Vorstoß kann nur durch das Bestreben,

*) Ich will hiermit nicht sagen, daß man preußischerseits hierin absolut fehlte. Es giebt eben zwingende Lagen, in denen das Für und Wider sich gleichwerthig gegenüberstehet.

die Aufmerksamkeit des Gegners von dem Angriff des rechten Flügels abzulenken, erklärt werden. Im Uebrigen führte er nur zu einer erneuten Erschütterung eines bedeutenden Truppentheils der Nordarmee.

Ein eigentliches Begleiten des großen Infanterieangriffs der Südarmee durch die Artillerie hat nicht stattgefunden, aber wir haben gesehen, daß die bis V. vorgeschobenen 6 Batterien der vorgehenden Infanterie sofort folgten, soweit sie noch gefechtsfähig waren.

Mit der Darstellung des Infanterieangriffs der Südarmee möchten wir vor Allem das Ansetzen und die Durchführung eines einheitlichen großen Schlachtenangriffes zur Darstellung bringen.

Solche Angriffe müssen vor Allem durch Feststellung der Zeit des gemeinsamen Vorgehens geregelt werden. Nur unter den wichtigsten Beweggründen darf irgend ein Heereskörper von der festgesetzten Zeit abweichen. Natürlich wird dies nicht ausführbar sein bei Schlachtfeldern von der Ausdehnung von Gravelotte, Sedan, Wagram, wohl aber kann dies gewiß in vielen Fällen innerhalb der einzelnen Armeen geschehen. Und nur in einem solchen Verhältniß bewegt sich unsere Darstellung.

Wenn der Oberbefehlshaber im Stande ist, den größten Theil des Schlachtfeldes zu übersehen, und sich mit den Nebenkorps in ununterbrochener Verbindung halten kann, wie es hier mit dem 1., 2. und 4. Korps der Fall war, wenn die Verhälnisse sich in der Schlachtlinie annähernd gleichartig entwickelt haben, so muß von der Festsetzung der Zeit des Angriffs nicht Abstand genommen werden. Doktrinäre Bedenken, daß man hiermit in die Selbständigkeit der einzelnen Heereskörper eingriffe, würden ein großer Fehler sein. Wird doch auch bei einem vorbereiteten Sturm auf Befestigungen die Zeit genau bestimmt. Das Mittel, die für alle Theile passende Zeit zu wählen, muß die Entsendung von Generalstabsoffizieren auf guten Pferden bleiben. Sich orientiren bei dem einen Heerestheil, zurückkehren, melden muß die kürzeste Zeit in Anspruch nehmen. Dies Mittel wurde bei den strategischen Operationen 1870/71 mit dem größten Erfolg angewendet, in den großen Schlachten scheint es nicht eine ähnliche Wirkung geäußert zu haben. Der vorzeitige Angriff des 9. Korps bei Gravelotte wurde hierdurch nicht vermieden.

An Stelle der Zeitfestsetzung kann man auch einen erwarteten Moment des Gefechts als Signal des Angriffs bestimmen, wie

z. B. Napoleon bei Wagram, das Aufblitzen von Davousts Geschützen am Warthethurm für den Angriff auf das österreichische Centrum. Auch Signale von Fesselballons können bei gutem Wetter praktisch sein.

Ist die Einheitlichkeit der Zeit möglichst gewahrt, so handelt es sich zu zweit um die Erkennung des praktischen und richtigen Direktionspunktes. Die Angabe desselben ist durchaus nicht leicht, wenn, wie hier, die Angriffstruppen in ein breites Thal hinabsteigen müssen, in welchem angekommen den Vorgehenden die vorher bezeichneten Richtungspunkte entschwinden, nicht gesehen werden können. Vorherige genaue Orientirung über diese Verhältnisse ist durchaus nöthig. Die vorgehenden Truppen müssen von Seiten der Oberleitung genau im Auge behalten und etwaige Abweichungen von den Richtungspunkten durch nachgesandte Adjutanten sogleich verbessert werden, falls nicht, was freilich auch vorkommt, die Truppe auf Hindernisse stößt, welche diese Abweichung nöthig machen, und welche die Oberführung ihrerseits nicht übersehen kann.

Zum Dritten ist die taktische Form des großen Entscheidungsangriffs in Betracht zu ziehen.

Wer das unbedingte Einkesselungsprinzip befürwortet, will freilich von einem solchen nicht viel wissen, aber immerhin wird man nicht verneinen können, daß auch ein Frontangriff nöthig werden kann, und je öfter man den Umfassungen das passende Mittel entgegensetzen wird, desto häufiger wird er sein.

Wenn wir sagen, daß in der Südarmee der Grundsatz herrschte, das Gefecht durch Kommandoeinheiten einzuleiten, dagegen bei Entscheidungsangriffen die Treffenformation anzuwenden, so treten wir damit gegen das jetzt beliebte absolute Verwerfen der Treffengliederung auf. Diese Gliederung zwingt keineswegs zu dem alten Gefechtsverfahren mit Treffendurchzug, Ablösung und anderen künstlichen Dingen, sondern sie stellt den linearen Gedanken dar, welcher in großen Kämpfen sich immer in gewissem Grade Bahn brechen muß.

Zu Anfang des Gefechts handelt es sich gewöhnlich nur um das Einsetzen einzelner Truppentheile, und da ist denn das Fechten nach Kommandoeinheiten die ganz natürlich anzuwendende Taktik. Rangire ich dabei die Brigade flügelweise, so wird auch das Durcheinandermischen der Regimenter vermieden. Will man aber in einer Schlacht nach gehöriger Feuervorbereitung den großen

Stoß ausführen, so hat die Treffengliederung ihre Vorzüge; denn die Einheit wird in der taktischen Kriegshandlung besser gewahrt, wenn ich ein Regiment linear vorführe, als wenn ich z. B. in erster Linie drei Bataillone verschiedener Regimenter habe. Auf die Direktionsaufnahme und den Zusammenhalt der ersten Linie kommt aber viel an. Sind diese gleich zu Anfang mangelhaft, so wird aus dem ganzen Angriff nicht viel werden. Freilich mischen sich bei einer direkten Unterstützung des ersten Treffens durch das zweite die Truppentheile. Giebt man aber schon im Frieden den Truppen, wie ich immer befürwortete, die nöthige Ausbildung, um in gemischten Verbänden zu fechten, so kann dies gut ertragen werden.

Zudem muß man einen solchen großen Angriff nicht eher ansetzen, bis der Feind wirklich erschüttert scheint. Die hierzu verwendeten Truppen sind nicht dazu da, um sich abermals in ein langes Feuergefecht einzulassen und sich darin aufzulösen, sondern das erste Treffen soll auf kurze Momente die Feuerkraft der schon vorn stehenden Linien auf's **Aeußerste steigern**, und dann soll der Einbruch, zusammen mit dem herangekommenen zweiten Treffen, erfolgen. Man wird vielleicht hieran zu tadeln haben, daß die Feuerkraft des zweiten Treffens gar nicht vor dem Einbruch ausgenützt wird. Aber falls man wirklich glaubt, bei einem großen entscheidenden Angriff das Nachdrängen geschlossener Truppentheile, um die vordere Linie mit fortzureißen, entbehren zu können, so befindet man sich in einem großen Irrthum und verkennt den moralischen Antrieb, der hierin liegt. Freilich sind wir jetzt beinah so weit gekommen, daß man die Entscheidung fast von der Zahl der zur Stelle befindlichen Patronen abhängig glaubt, nicht von der Zahl der Streiter. Das sind große, sehr bedenkliche Täuschungen, welche die moralischen Elemente ganz außer Acht lassen. Im Uebrigen werden sich genug Momente ergeben, in denen auch das zweite Treffen mit seiner Feuerkraft eintreten wird, so bei einem Stocken des Angriffs, bei einem Gegenstoß der Vertheidigung, bei der Verfolgung.

Bei einem Rückschlage wird ein linear gegliedertes und einheitlich befehligtes zweites Treffen gleichfalls besser im Stande sein, das Gefecht herzustellen, als eine zweite Linie, die aus verschiedenen, nicht einheitlich geleiteten Bataillonen zusammengesetzt ist.

Summa summarum: Wir haben Unrecht gethan, den Treffenbegriff absolut in Mißachtung zu setzen. Er muß neben dem

Fechten nach Kommandoeinheiten und der flügelweisen Aufstellung seine volle Geltung behalten.

Aus unserem Bilde geht die Bedeutung der Reserven für die Leitung einer Schlacht so augenscheinlich hervor, daß wir nichts hinzuzusetzen brauchen. Der große Meister hierin war ebenfalls Napoleon, aber andererseits zählt er auch Tage, wo er mit dem Einsetzen der Reserven zu lange zögerte oder sie gar nicht gebrauchte. Jedenfalls muß für den Feldherrn eher eine zu lange Zurückhaltung als ein zu frühes Einsetzen die Regel bilden. Entscheidende Angriffe können überhaupt nur von Reserven geführt werden.

Nach dem von uns gegebenen Bilde ist dem Infanterie-Fernfeuer kein unbedeutender Platz eingeräumt. Dies entspricht allerdings den von uns oben und sonst stets geäußerten Grundsätzen nicht. Indeß haben wir nie verkannt, daß das Fernfeuer in der Vertheidigung eine größere Geltung beanspruchen kann als im Angriff. Ist nun Infanterie in der Lage, eine Angriffsartillerie gegen das Feuer aus Vorstellungen — wie hier — möglichst decken zu müssen, so wird sie zur Erwiderung gezwungen sein, trotzdem sie das Prinzip des Kurzschießens festhält. Aehnlich stand es, nachdem die Vorstellungen der fingirten Nordarmee genommen waren, zwischen den vorgeschobenen Brigaden der Südarmee und der Hauptstellung der Nordarmee. — Im Uebrigen haben wir ein möglichst natürliches Gefechtsbild liefern wollen, und da muß man denn anerkennen, daß auch gute Truppen in Lagen wie die hier angenommenen selten vom Erwidern des Feuers werden abgehalten können, und daß man zufrieden sein muß, wenn sie es beim Vorgehen unterlassen. —

Eine genauere Schilderung des Kampfes bei der versuchten Umfassung haben wir unterlassen, weil es uns darauf ankam, den Charakter eines Frontalgefechts darzulegen. Die Verwendung der Kavalleriedivision auf dem linken Flügel war erstens deshalb geboten, weil nur dort eine Flankenbedrohung des Gegners möglich war, zweitens weil die Kavalleriedivision dort am leichtesten auf die Hauptverbindung des Gegners drücken konnte.

Unsere Bemerkungen über die Verwendung der Kavallerie in der Front haben wir schon gemacht. — Es ist selbstverständlich, daß das Eingreifen großer Kavalleriekörper auch in der Schlacht im gegebenen Falle seinen Nutzen haben kann, im Uebrigen aber halten wir daran fest, daß die Hauptwirksamkeit der Kavallerie-

massen im Wegfegen der feindlichen Kavalleriedivisionen vor der feindlichen Armeefront, in dem Eingreifen beim Rückzuge des Feindes und in der Aufopferung in gefährlichen Krisen besteht (Vionville, Brigade Bredow); daß aber kleinere Körper ein wirksames Eingreifen in der Schlacht selbst leichter in's Werk setzen können als große. —

Die Vertheidigung von kleinen Wäldern ist Angesichts des verbesserten Artilleriefeuers und der Durchschlagskraft der Infanteriegeschosse viel schwieriger als früher geworden. Die Deckung besteht hauptsächlich in dem Entziehen der geschlossenen Trupps aus Sicht, und sind die Schützengräben im Saum oder vor demselben eine sehr nothwendige Verstärkungsmaßregel.

Aehnlich steht es mit Gehöften, falls sie nicht ganz massiv gebaut sind. Gegen derart gebaute Gehöfte aber werden gerade Haubitzen oder Feldmörser die besten Dienste thun, indem sie nicht nur die Dächer mit ihren Geschossen durchschlagen, sondern auch die hinter den Mauern und Häusern stehenden Truppen erreichen, was die Sprenggranate nur sehr unvollkommen fertig bekommt. Trotz alledem werden Wälder und Dörfer immer noch ihre Rolle als Stützpunkte der Vertheidigung weiter spielen.

Man hat behauptet, eine Zukunftsschlacht werde jetzt meist zwei Tage beanspruchen. Man müsse ähnlich wie im Festungskriege verfahren; den ersten Tag sich heranarbeiten und eingraben und am zweiten erst angreifen. Dies kann kein besonderes Kennzeichen der Zukunftsschlacht sein, denn viele Schlachten neuerer Zeit haben zwei Tage gedauert. (Wagram.) Aber man würde Unrecht thun, solches Verfahren zu befürworten. Man wird auch in Zukunft darnach streben, die Sache an einem Tage zu beendigen. Ein Gegenüberliegen der Parteien eine ganze Nacht hindurch hat immer etwas außerordentlich Erschöpfendes und Aufreibendes, und eine kräftige Verfolgung, falls man am zweiten Tage Sieger, wird dadurch erschwert.

Eine solche wird man übrigens niemals erreichen, wenn man nicht den Geist zu erhalten weiß, der allein dazu treibt, jeden Athemzug daran zu setzen, den kriegerischen, militärischen und vaterländischen Geist.

XV. Ueber Manöver.

In allen Ländern haben sich die Manöver zu einer noch vor Kurzem ungeahnten Ausdehnung entwickelt. Betrachten wir zuerst einige in dem letzten Jahrzehnt in Deutschland eingeführte Einrichtungen, betreffend Durchführung der Feldmanöver in zwei Parteien. —

Da sind zuerst die Unterweisungen über den Dienst der Schiedsrichter, wie sie 1887 erlassen und auch in der neuesten Felddienstordnung enthalten sind.

Früher beobachtete der Schiedsrichter das Gefecht und traf seine Entscheidung. Nach den jetzigen Bestimmungen hat er den beiderseitigen Truppenbefehlshabern seine Beobachtungen über die Waffenwirkung mitzutheilen. Der Beweggrund zu dieser Unterweisung ist offenbar gewesen, daß man die Waffenwirkung im Frieden nicht erkennen kann. Man glaubte daher, daß diese schiedsrichterliche Mittheilung geeignet sei, für die Waffenwirkung einzutreten. Das klingt ganz gut, hat aber dennoch große Bedenken. Denn auch im Felde ist der in erster Linie stehende Truppenoffizier nicht immer im Stande, zu übersehen, ob die Wirkung des Feuers seiner Truppe dem des Gegners überlegen ist. Die jetzigen Feuerwaffen machen es möglich, daß einige beherzte Leute, selbst wenn ihre Truppe decimirt und erschüttert ist, noch immer ein furchtbares Feuer abgeben können, so daß der Gegner in Wirklichkeit über die Sachlage im Irrthum verbleibt. Andererseits kann ein sehr heftiges Feuer einer vollzähligen Truppe manchmal durch die verschiedensten Umstände ohne Wirkung bleiben. Gewöhnlich gestaltet sich nun die Sache so, daß der Schiedsrichter den nächsten Führern der sich gegenüberstehenden Truppen die Angabe macht: Ihre Feuerwirkung hat die Oberhand — und die Ihre ist als unterlegen zu betrachten. —

In Folge dieser Entscheidungen geht nun die eine Partei zum entscheidenden Angriff über, die andere weicht zurück. — Auf diese Weise wird den Führern der Parteien eigentlich ihr freier Entschluß vorweg genommen. Sie warten auf die Mittheilung des Schiedsrichters und verwenden weniger Aufmerksamkeit auf das Erkennen der Lage, als sie es früher gethan haben. Allerdings verpflichtet ja die Mittheilung des Schiedsrichters zu nichts. Den Führern bleibt die Entschließung frei. In der Praxis aber wird der Schiedsrichter durch seine Mittheilungen einen ent-

scheidenden Einfluß auf die Handlungsweise der Führer ausüben, während ihm doch nur einfach die Entscheidung über Erfolg und Nichterfolg zukommen sollte.

In dem Bestreben, die Manöver so recht natürlich zu gestalten, hat man, unseres Erachtens, hier andere Uebelstände herbeigeführt.

Ebenso halten wir die Bestimmungen, auf welche Entfernung die Infanterie noch geschlossene Abtheilungen im Feuer zeigen, wann Artillerie noch ab- oder aufprotzen, wann Kavallerie anreiten kann, nicht für nutzbringend. Sie beengen sowohl die Schiedsrichter als auch die Truppe zu sehr, denn die Waffenwirkung hängt, wie schon bemerkt, im Felde von sehr vielen Nebenumständen ab. Wetter, Staub, Stand der Sonne, Beschaffenheit des Bodens können gewaltige Abweichungen herbeiführen. Dem Offizier muß die Wirkung seiner Waffe unter normalen Verhältnissen bekannt sein. Hiernach hat er zu verfahren. Die Schiedsrichter aber haben ihre Entscheidungen, unter Beachtung aller einwirkenden Verhältnisse, zu treffen. —

Abgesehen hiervon, finden wir die Anweisungen für die Schiedsrichter in der deutschen Armee vortrefflich entwickelt. —

Während Preußen früher den anderen Mächten das Beispiel in der Anlage und Durchführung von Feldmanövern gegeben hatte, ist die weitere Entwickelung der Manöver von jenen ausgegangen, aber nur soweit es die Größe der hierzu verwendeten Truppenmassen anbetrifft. Rußland und Frankreich gingen hierin voran, Oesterreich und Deutschland folgten nach. Im Deutschen Reiche verwendet man jetzt im Allgemeinen zu einem Kaisermanöver vier Armeekorps und mehrere Kavalleriedivisionen. Gewöhnlich sind die Kräfte gleich vertheilt. Die Eintheilung einer solchen Armee ist also derart, wie sie Clausewitz mit Recht als die möglichst ungeschickte bezeichnet, nämlich die in zwei Korps, abgesehen von den Kavalleriedivisionen. Eine Eintheilung in vier Infanteriedivisionen ohne Korpsverbände würde bedeutend handlicher sein, jedoch will man — wohl mit Recht — die kommandirenden Generale nicht außer Thätigkeit setzen. Man muß also mit dieser unhandlichen Eintheilung, welche die Zurückhaltung einer Reserve erschwert, rechnen. — Eine Armee von zwei Korps

kann nur in der Gegenwart und Zukunft eine „Armeeabtheilung“ auf einem Nebenkriegsschauplatz, etwa wie die des Großherzogs von Mecklenburg oder der Südarmee unter General von Manteuffel, darstellen. Von einer Uebung des großen Krieges im jetzigen Sinne kann keine Rede sein.

Was nun die Vorzüge solcher großen Manöver betrifft, so wollen wir ganz in Kürze unsere Meinung darüber sagen, wie sie mit Nutzen angelegt und durchgeführt werden könnten, und wie der entgegengesetzte Fall aussieht.

Zuvörderst würden wir die Armeen auf ungleiche Stärke setzen, also entweder drei Korps gegen eins, oder $2^1/_2$ gegen $1^1/_2$ Korps. Durch diese letztere Eintheilung würde auch der Eintheilung einer Reserve Vorschub geleistet.

Vor Allem müssen die beiden Armeen weit auseinandergehalten werden, damit beim Anmarsch — sei es beider gegen einander oder nur der einen Partei gegen die andere stehenbleibende — die aufklärende Thätigkeit der Kavalleriedivisionen sich entwickeln kann, und damit die Führer, falls sie in Folge eingehender Meldungen andere Entschlüsse wie die zuerst kundgegebenen fassen wollen, auch noch den nöthigen Spielraum zur Verfügung haben.

Wir rechnen also einen Tag für die Thätigkeit der Kavalleriedivisionen beim Anmarsch und zur Feststellung der Lage; einen zweiten Tag für die Fühlungnahme der Spitzen der Massen und zu Avantgardegefechten; den dritten Tag etwa zu einer großen rangirten Schlacht. In dieser wären die Massenentfaltungen und Massenangriffe in einheitlicher Leitung zur Geltung und zur Anschauung zu bringen, wie wir sie, falls wir eine einheitliche Leitung überhaupt in Zukunft haben wollen, üben müssen. — Damit ist keineswegs ein Drauflosrennen in der Front gemeint. Es mag sowohl die Umfassung durch Manöver auf dem Gefechtsfelde als auch die Vereinigung getrennt anmarschirender Heerestheile auf dem Schlachtfelde nach freiem Ermessen zur Darstellung kommen, die Anlage aber und auch die Kritik müßten den Maßstab der Einheitlichkeit der Leitung anlegen, denn diese kann bei der Stärke dieser Armeeabtheilungen sehr gut erreicht werden.

Dem Zweck, eine geplante Angriffsschlacht zur Darstellung zu bringen, würde es entsprechen, wenn entweder die eine Partei den Angriff der anderen in Stellung erwartet, oder wenn beide Parteien zwar anmarschiren, die eine aber, nach Erkennung der gegnerischen Stärke, eine Stellung bezieht, um den Angriff anzu-

nehmen. Der große Zusammenstoß müßte eine Entscheidung bringen, welche, bei sehr ungeschicktem Verfahren der stärkeren Partei, durch Annahmen des Leitenden herbeizuführen wäre. Derselbe Tag und der nächste müßten dann der Darstellung einer lebhaften kriegsgemäßen Verfolgung beziehungsweise des Rückzuges der einen Partei gewidmet sein. —

Wenn man aber nach einem kurzen Tagesmarsch schon mit den Hauptmassen scharfe Fühlung hat, wenn man in sehr vielen kleinen Kolonnen gegenseitig anmarschirt; wenn man nun, indem diese kleinen Kolonnen auf einander stoßen, nicht das Gesammtbild einer großen Kriegshandlung, sondern nur auf meilenweite Ausdehnungen eine Reihe von Detachementsgefechten zur Darstellung bringt; wenn der eine Flügel der einen Partei zurückgehen muß und der andere siegt; wenn man sich auf diese Weise in einem Gelände von geringer Tiefe zwei bis drei Tage schlägt, ein Entscheid aber nicht herbeigeführt und an eine Verfolgung und an einen Rückzug gar nicht gedacht wird, dann ist ein solches Manöver ohne großen Nutzen verlaufen. Man kann dann höchstens die Waffengattungen in den taktischen Einzelnheiten prüfen; das, was man mit diesen großen Uebungen eigentlich will oder wollen sollte: die Annäherung von Manöververhältnissen an die Verhältnisse des großen Krieges, ist nicht erreicht worden.

Unsere Manöver sind das Mittel gewesen, uns in der langen Friedenszeit von 1815 bis 1848 und später kriegstüchtig zu erhalten. Unser Ziel muß sein, sie ihrem inneren Gehalt nach weiter zu entwickeln, wie ich mich schon bemühte, in meinem Buche „Anlage, Leitung und Durchführung von Feldmanövern", 1883, zu befürworten.

Die sehr großen Manöver haben schon an und für sich mancherlei Nachtheile, unter denen z. B. zu erwähnen ist, daß die Mannschaften und die niederen Führer wenig dabei lernen können, um so mehr muß man danach streben, den Zweck, die höheren Führer auszubilden und die große Taktik im wahren Sinne des Wortes zu üben, auch wirklich zu erreichen. —

Die Ausübung richtiger Selbstthätigkeit, die Fähigkeit der selbständigen Handlungsweise im gegebenen Falle ist eine große, bewegende Kraft, aber das Vermögen, die Kriegshandlung

mit Einheitlichkeit zu leiten, ist das größere und wichtigere Element. Beide Kräfte passend zu verwerthen, sie im Gebrauch richtig abzuwägen, dies im Frieden zu üben und vorzubereiten, im Kriege zur Geltung zu bringen, ist eine unserer ersten, wenn nicht die erste Aufgabe der Gegenwart und Zukunft.

Aber diese Aufgabe ist niemals zu lösen, wenn die Charaktere sich abschwächen; alle Kunst der Führung vermag nichts, wenn der kriegerische und militärische Geist — wie wir ihn oben gekennzeichnet haben — und der nicht nur im Heere sondern auch im Volke walten muß, sich langsam dem Niedergang zuneigt; wenn die heilige Flamme der Vaterlandsliebe und Aufopferung zu verlöschen droht und mit ihr alle die hohen Eigenschaften verschwinden, die uns den Kampf der sieben Jahre, die Freiheits- und Einigungskriege haben durchfechten helfen; wenn wir die feindseligen Mächte nicht bekämpfen, welche die Wurzeln unserer Kraft zerstören.

Denn das Heer der allgemeinen Wehrpflicht geht aus dem Volke hervor, und das nur kann das Heer, was jenes kann. —

Anhang.

Mit Bezug auf die Seite 81 erwähnte Einrichtung der neuen Infanterieregimenter — welche nunmehr am 1. April erfolgt ist — und den Vorschlag eines dabei möglichen Ausgleiches der Friedensstärken der alten und neu errichteten Bataillone wird bemerkt, daß die letzteren nur 18 Offiziere, 2 Beamte, 63 Unteroffiziere, 1 Zahlmeisteraspirant, 4 Lazarethgehülfen, 433 Mann stark gemacht worden sind. Die bisherigen Bataillone hohen und niederen Etats haben, die ersteren 21, die letzteren 23 Mann an die neuen abgegeben. Es bestehen nunmehr drei Etats, ein hoher, ein mittlerer und ein niederer.

Es ist selbstverständlich, daß die Vorschläge auf Seite 81 nur einen Ausgleich der Stärken bezweckten, keineswegs eine Herabsetzung der Friedensstärke im Ganzen. Die Etats der neuen Bataillone sind also an Gemeinen um 95 Mann schwächer als die der alten. Durch eine Gleichstellung der neuen Bataillone mit den alten hätte somit eine weitere, wenn auch geringe Verminderung der Etats der alten Bataillone in dem von uns Seite 81 berührten Sinne erreicht werden können, insbesondere, wenn man die Bataillone hohen Etats gar nicht zur Abgabe von Mannschaften herangezogen hätte. — Ob man mit den Etatfestsetzungen für die neuen Bataillone besondere Zwecke im Auge gehabt hat, muß abgewartet werden.

Die auf Befehl Seiner Majestät herausgegebenen Schriften des großen Kaisers enthalten auch alle die entschieden zu Gunsten der dreijährigen Dienstzeit lautenden Meinungsäußerungen des

Letzteren. Dieselben sind nun abermals als Beweis herangezogen worden, daß die zweijährige Dienstzeit baldmöglichst wieder abzuschaffen sei. Wir haben das Irrthümliche dieser Beweisführung schon früher dargelegt, wollen aber unsere Darlegung hier kurz in's Gedächtniß zurückrufen.

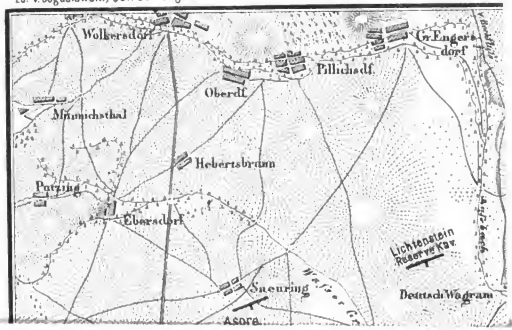
Kaiser Wilhelm I. hatte mit vollem Recht an der dreijährigen Dienstzeit in den verschiedenen Perioden, in denen jene Frage brennend war, festgehalten, denn in jenen Zeiten bestand keine militärische Nothwendigkeit, sie abzuschaffen, im Gegentheil die für sie sprechenden Gründe waren überwiegend. Diese Nothwendigkeit trat mit dem Augenblick ein, in welchem uns Frankreich durch seine jährliche Einstellung derart an Zahl überlegen wurde, daß es ein frevelhafter Leichtsinn gewesen sein würde, eine solche Ueberlegenheit sich vollenden zu lassen. — Schon längst aber bestand die dreijährige Dienstzeit thatsächlich nicht mehr, sondern es wurden per Kompagnie einige und dreißig Mann mit einer Dienstzeit von kaum 22 Monaten entlassen. Der bei der Fahne verbleibende Rest des dritten Jahrganges erfüllte die Anforderungen, die man an alte Soldaten stellt, durchaus nicht, wie wir dies auch hier Seite 76, 77 und in der Schrift „Die Nothwendigkeit der zweijährigen Dienstzeit" dargelegt haben. Alle die Aeußerungen des großen Kaisers kann man nur auf die wirkliche dreijährige Dienstzeit beziehen, nicht auf die verstümmelte, wie sie seit 1868 schon in immer steigender Progression bestand. In der Praxis war die dreijährige Dienstzeit längst durchbrochen, sie stand nur noch auf dem Papier.

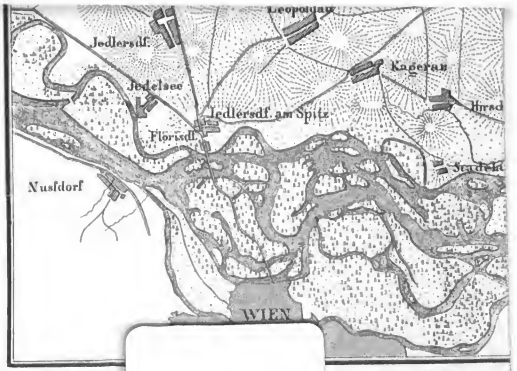
Hätte der große Kaiser das französische Gesetz von 1889 mit seiner enormen Rekruten-Einstellung erlebt, so würde er sich der Nothwendigkeit nicht verschlossen haben, die zweijährige Dienstzeit, die schon bei dem größten Theil der Mannschaften bestand, ganz einzuführen, da bei Beibehalt der dreijährigen die durchaus nöthige Erhöhung der Einstellung unmöglich war, wenn man nicht eine Vermehrung der Friedensarmee bis weit über 700 000 Mann hätte in's Werk setzen wollen. Ueber die schädlichen Folgen der keineswegs gesetzlich geregelten und in den Armeekorps ganz verschieden gehandhabten Dispositionsbeurlaubung, sowie über die schlechte Qualität des bei der Fahne verbliebenen Restes des dritten Jahrganges, endlich über die Werthlosigkeit der 1880 als ein Aushülfsmittel eingeführten Ersatzreserveübungen siehe Seite 76.

Wäre man im Stande gewesen, die volle dreijährige Dienstzeit mit der nothwendigen Erhöhung der Einstellung zu vereinen, so würde man eben nicht zu der übermäßigen Dispositionsbeurlaubung und dem traurigen Mittel der Einübung der Ersatzreserven gegriffen haben, worin der beste Beweis für die Nothwendigkeit der Einführung der zweijährigen Dienstzeit klar zu Tage tritt.

Zu: v. Boguslawski, Betrachtungen.

Karte zur Sch





Photolith d. geogr. lith. A